Liebrecht und Hörwald,

oder:

So geht's zuweilen auf dem

Lande.

Ein

Schauspiel

in drei

Aufzügen

bearbeitet nach Shakespear

von

Karl von Eckhartshausen,
churfürstl. Hofrath und Bücherrevisurrath ꝛc.

Le Baron de Pfetten.

München 1783.
Bei Johann Bapt. Strobl.

Seiner Excellenz

dem

wohlgebohrnen Herrn

Karl Albrecht

edlen von Vachiery, des heil. röm. Reichs Ritter, kurfl. wirklichen geheimen Rath, Hofraths Vice-Directorn, dann des Schulwesens in Baiern, der obern Pfalz und des Herzogthums Neuburg Curatorn, auch der kurfl. Akademie der Wissenschaften in München historischer Klasse Direktorn ꝛc.

Weiht dieses Stück.

Der Verfasser.

Eure Excellenz!

Ich weihe dieses Stück Eurer Excellenz! einem Manne ohne Vorurtheile, der Rechtschaffenheit im Herzen hat, und tiefe Einsicht in seiner Seele, und dem es manche Stunde schwer ums Herz sein muß, wenn er auf den traurigen Gedanken gebracht wird, daß Menschen, die sich richterlichen Geschäften weihen, sehr oft Philosophie und Bildung des Herzens für unbedeutende Dinge ansehen.

Ich habe es mir einmal zum Gesetz gemacht, schädliche Vorurtheile zu bekriegen; Abendtheuer, die die Menschheit beschimpfen, in jedem Winkel aufzusuchen, sie aus ihren Höhlen zu reissen, und sie nackend der Welt in ihrer ganzen Abscheulichkeit darzustellen. Ich finde Zufriedenheit in meiner Seele, wenn ich mir sagen kann, ich habe alles gethan, was meine schwache Kräften vermochten um der Menschheit heilige Rechte zu schützen.

Aus

Aus dieſen Grundſätzen ließ ich einen Mann auf die Bühne tretten, der keine Muſik in ſeiner Seele hat, der Dumheit im Herzen nährt, und Stolz in ſeinem hölzernen Buſen, der in ſeinem Leben nichts las, ſein Herz zu Nichts bildete als zu maſchinenmäßiger Ausübung der Geſetze. Ich wünſchte mir Fähigkeit und Stärke zu haben, alle Beleidigungen der Menſchheit und der Natur ſo ſchildern zu können, wie ſie auf einer Maſſe von unbeſchreiblicher Ignoranz und altſiſtematiſcher Faulheit, in einem langſamen ſchwerfälligen Gang einherſchleichen, und wie die Peſt von Mitternacht alles weit um ſich her verderben; ich wollte, daß ich das Elend ſchildern könnte, das den Landesmann drückt, wenn er Richter ohne Gefühl, ohne Empfindung über ſich hat. Ich wollte, daß ich in die innerſten Falten des Herzens eines ungebildeten Mannes dringen, und alle Laſter, zu welchen Eigennutz und Mangel am Gefühl, und juridiſche Trägheit den bloßen ſogenannten Juriſten hinziehen, ſo entwer-

sen könnte, wie sie mit ihren Gefolgen der Unterdrückung und dem Verderben aus seiner verstimmten Seele unter dem Chaos der schädlichsten Leidenschaften wie Gespenster hervortretten um die Menschheit zu schrecken. Die Bühne schien mir vorzüglich zu meinem Endzweck dienlich. Wir wollen einmals, dachte ich, so einen Mann ohne Gefühl unsern Augen darstellen, jedes geheime Rädchen seiner Maschine betrachten, um ohne Vorurtheile hierüber zu urtheilen, welch ein elendes Werk Juristerey ohne Philosophie und Bildung des Herzens seie.

Ich weis, daß meine Wünsche Eurer Excellenz Ihrige sind, ich gebe daher dieses Stück in ihren Schutz, wenn es von der Kabale des Niedrigen sollte angefochten werden, die so gern die edlen Absichten vereiteln.

Ich schilderte das Laster, aber meine Absicht ist nicht Menschen zu beleidigen. Diese Zeichnung soll ein Schatten sein, um das Bild des rechtschaffenen Landesbeamten im schönern Lichte zu zeigen, wie sehr der Mann für den Staat wichtig ist, dem

das Wohl so vieler Unterthanen anvertrauet wird, und wie sehr er unsre Hochachtung verdienet, die man ihm oft auf die unbilligste Weise in Städten entzieht, ihn oft über die Achsel hochmüthig ansieht, als wenn er das unbedeutendste Ding im Staate wäre. Eure Excellenz kennen meine Denkungsart, ich erwuchs unter Ihren Augen, Ihr Fleiß Ihre Thätigkeit wohl zu thun feuerte mich in meiner ersten Jugend schon an, Ihren rühmlichen Beispielen zu folgen, mit seligem Gefühl erinnere ich mich noch an manche Stunde der Aufmunterungen, die Sie mir gaben.

Mein Wunsch ist, Menschen glücklich zu wissen, und Vergnügen meiner Seele wenn ich mir einst am Rande der Grube nur sagen kann, du hast ein Sandkörnchen zu dem großen Bau beigetragen, der zur Glückseligkeit der Menschen empor steigt, und dieser Wunsch wird die theatralischen Fehler dieses Stückes entschuldigen. Ich bin mit Ehrfurcht

Eurer Excellenz!

gehorsamster

von Eckhartshausen.

Personen.

Liebrecht.
Rosa, Liebrechts Gattinn.
Hörwald, ein Pachter.
Julie, Hörwalds Weib.
Franz, ihr Sohn.
Steinern, Oberbeamte.
Blatt, Unterbeamte.
Graf Heldenfeld, Minister
Hansel, ein Scherg, oder Büttel.
Ehrenwerth, ein Nachtwächter.
Ein Gerichtsbot.
Ein Diener des Ministers.
Schergen und Diener.

Die Handlung geht vor in einem Markt, und in der Gegend umselben — früh um 3 Uhr fängt sie an, und endet sich spät Abends.

Justitiæ partes sunt, non violare homines.
CICERO.

Er-

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Eine Gaſſe im Markt. Die Bühne iſt düſtern beleuchtet.

Lieberecht. Der Nachtwächter Ehrenwerth.

Lieberecht. Gott grüß euch, Freund Ehrenwerth!

Ehrenwerth. Gott dank euch, Herr Liebrecht! — Wo aus ſchon ſo frühe?

Lieberecht. Nach dem Kirchhof.

Ehrenwerth. Nach dem Kirchhof? Was wollt ihr denn ſo früh auf dem Kirchhof machen? Es iſt erſt 3 Uhr.

Lieberecht. Fragt mich nicht lang, und ſeid ſo gut, und kommt mit mir.

Ehrenwerth. Ich will wohl mit euch kommen, allein der Kirchhof wird noch versperrt sein.

Lieberecht. Warum versperrt? Es wird wohl Niemanden die Lust kommen, einen Todten zu stehlen?

Ehrenw. Das wird kaum sein, aber ich rathe euch, Herr Lieberecht, geht nach Hause, schlaft eine Stunde, und dann kommt wieder!

Liebr. Wenn ich schlafen könnte, mein Freund! so würde ich nicht hier sein. Da, lieber, alter Deutscher! Nehmt dies Geld, und erweiset mir den Gefallen! Ich bitte euch, kommt mit mir!

Ehrenw. Das thut mir im Herzen wehe, Hr. Liebrecht! daß ihr mich so eigennützig glaubt. Behaltet euer Geld, ich erweise euch diesen Gefallen gern umsonst.

Liebr. Nehmt ihr also das Geld nicht?

Ehrenw. Nein! —

Liebr. Und warum nicht?

Ehrenw. Weil ich für einen Gefallen, den ich meinem Nächsten erweise, nicht will bezalt sein.

Liebr. Du denkst ehrlich, guter Alter; du sollst mehr sein, als ein Nachtwächter.

Ehrenw. Ich bin mit meinem Schicksal zufrieden. Versehe schon 20 Jahre lang diesen Dienst.

Liebr. O du bist ein ehrlicher Mann.

Ehrenw. Ehrlich bin ich, bei meiner Seele!

Liebr. So glaub mir, Freund! Du wirst ewig ein Nachtwächter bleiben: aber komm!

Ehrenw. Herr! der Kirchhof wird noch versperrt sein. Ich will den Todtengräber weken.

Liebr. Der wird wohl noch schlafen?

Ehrenw. Ohne Zweifel.

Liebr So laß ihn ruhen! Es sind oft des Menschen beste Stunden, in denen er schläft. O Freund! Ich wünsche mir jeden Abend, daß ich am Morgen nicht mehr aufwachen möchte.

Ehrenw. Und warum das?.

Liebr. Weil ich meines Lebens überdrüssig bin.

Ehrenw. Habt ihr Ursache hiezu?

Liebr. Ob ich Ursache habe? Kannst du wohl in der Welt sein, ohne dir in mancher traurigen Stunde das Ende deines Lebens zu wünschen? Siehst du denn nicht täglich, wie Narren schwätzen und lachen, über die wir weinen möchten? — Da muß ich oft in Vorzimmern wie eine Bildsäule dastehn, und die Menschen, die dort wohnen, wie Wunderthiere angaffen. Muß mich nach modischem Putz kleiden, Visiten geben, und annehmen, nach Bullen glauben, nach Edikten handeln, endlich — verlassen von Menschen — verderben, und um theures Geld auf dem Kirchhofe verscharrt werden. O Freund! Siehst du denn nicht täglich, wie die Erquickungen

des Lebens selbst ihre Schmerzen haben, wie Misgunst, Groll und Rachgierde tiefe Wunden in's Herz schlagen, und wie Busenfreunde wie tödtliche Geschwüre sind, die ich im Eingeweide herumtrage? — — Siehst du nicht, wie Männer um Puppenspiele weinen und Weiber ihre Männer um Papageien vertauschen? — — Verstellung herrscht in sanften Blicken, — Meuchelmord auf lachenden Lippen, die Menschen machen die Einfalt der Natur zur Lügnerin, verschliessen ihre Herzen mit eisernen Riegeln, um den Mann, der nach seiner Seele urtheilt, desto sicherer zu verderben. Und dieser Ort soll mir angenehm sein? — Soll die Freude meines Lebens ausmachen? O laß mich das Grab suchen, ich will Würmer zu Vertrauten wählen, und die Motte zu meiner Freundinn machen! —

Ehrenw. Herr! Eure Gedanken sind schwarz, wie die Nacht.

Liebr. O ich wollte, daß ich unter einem andern Tropicus wohnte, oder unter dem Südpole, oder gar bei den Sternen da oben, um diese Insektenwelt zu vergessen.

Ehrenw. Heitert euch auf, Herr Liebrecht! Es ist schwarze Galle in eurem Geblüte. Die Menschen sind nicht alle so, wie ihr glaubt. Es giebt auch schon noch redliche.

Liebr. Redliche? Wo sind sie? Sag! bist du einer davon? So laß dich an meine Brust drücken! Ich will die Lust fühlen, einen rechtschaffenen Mann zu umarmen. In eine Hütte will ich mit dir gehen, schwarzes Brod essen, und Wasser trinken, und Könige sollten

ten mich um mein Glück beneiden. O wie bist du mir werth! deine rostige Pickelhaube deckt dich wie eine Krone, und dein schwarzer Küras, der dein redlich Herz bedeckt, ist glänzend wie ein Ordensband — Ehrlicher Mann! Reiche mir deine Hand! — Einen Handdruck! — Und nun einen Kus! wie ihn unsere alte Vorältern gaben, und ich fühle wider Stärke in meiner Seele. — Aber komm Alter! auf den Kirchhof! — Wenn er versperrt ist, so will ich sehen, ob mein Schlüssel nicht aufmacht.

(Beide ab.)

Zweyter Auftritt.

Der Kirchhof. Man sieht eine lange Mauer, zwei römische Grabmäler, nahe an disen einen Grabhügel; hinterhalb der Mauer ragen hohe Bäume in den Kirchhof hinein, und verbreiten düstern Schatten über die Gräber. Der Mond ist am Himmel und verbreitet gebrochenen Schein durch die Bäume über den Grabhügeln.

Die Vorigen.

Liebr. Nun sind wir da, ganz am Ende des Kirchhofes. Laß mich zu diesem Grab hinsetzen, hier ist ein Hügel, ich will ausruhen, Ehrenwerth! Sieh, wie der Mond hellscheint; sag mir, lieber Alter! Sagt dir dein Herz nichts? — Fühlst du keine Ahndungen von einer Seligkeit, von einer Fortdauer des Lebens? — Sieh! — Siehst du nicht dort (Liebrecht hebt sich rasch auf) von

den Gräbern etwas einher gleiten? Mich deucht, es kömmt was?

Ehrenw. Herr! Ihr seid wunderlich! Was seht ihr denn? — Ich fürchte mich.

Liebr. Fürchte dich nicht! Die Furcht ist nicht für dich. Lasse die zittern, die Bösewichter sind. — Tod und Verwesung! — Was heißt das? Es ist eine Kleiderwechslung! — Fürchtest du deinen Freund, wenn er sein Kleid wegwirft? — Nein! Nicht wahr? Warum solltest du also des Menschen Schatten fürchten? — Ich wollte, daß ein Gespenst aus diesen Grüften hervorstiege; ich wollte es mit mir nehmen, und es müßte mir Manchem Sachen erzählen, daß ihm die Haare zu Berge stünden!!

Ehrenw. Herr! Ich bitte euch! Verlassen wir diesen Ort!

Liebr. Nur noch einen Augenblick! Ich möchte gern meines Schwiegervaters Grube besuchen. Du weißt, er war ein ehrlicher Mann.

Ehrenw. Ja! ehrlich und gerecht. Es ist kein Mann im ganzen Gericht, der nicht weinte, als er starb, und der nicht noch weint, wenn er an ihn denkt. Er war ein guter Richter.

Liebr. Sein Lob aus deinem Munde ist mir lieber, als eine Leichenrede. Komm! wir wollen sein Grab besuchen.

Ehrenw. Hier, Herr Liebrecht! (**wischt sich die Augen**) hier liegt er. O welcher Unter-

kerschied zwischen ihm, und dem jezigen Beamten! O wenn er wüßte —

Liebr. Guter Mann! Störe die Ruhe dieser heiligen Gebeine nicht mit Klagen! Ich will dies Grab küssen, und mein Herz soll stark werden wie ein Löwenherz bei dieser Grube. O du! dessen verklärter Geist vor dem Throne des Ewigen stehet, sieh herab, segne mich und lasse meine Seele nie zum Laster herabsinken! — Sollt ich mich aber je vergessen können, so soll dies Thau, das auf meine Stirne fällt, Gift für mich sein, und diese Grube soll sich öffnen, und dieses Herz, das noch kein Verbrechen geschändet, mit seiner Asche vermischen — Freund! Nun will ich wider mit Muth den Gefahren dieses Lebens entgegen gehen; mein Herz schlägt leichter, freudiger strömt das Blut in meinen Adern. — Hab euch Dank für eure Gesellschaft! Wir wollen gehen! —

(Ganz am Ende des Kirchhofes in einer Höhlung, in welcher der Todtenschragen liegt, hört man ein Gewinsel; Ausdrücke von Furcht und Frost.)

Ehrenw. So kommt! Ums Himmels Willen! Ich fürchte mich! Ich höre ein Gewinsel!

Liebr. Mich däucht es auch. Komm zu, laß sehen! —

Ehrenw. Herr! Haltet! Es könnte ein Gespenst sein.

Liebr. Was Gespenst? — Ich zittere vor Gespenstern nicht. Sie sind lange nicht so böse, wie die Menschen. Höre! Es schreit!

— (man hört in der Höhlung eine dumpfe Stimme: Erbarmen! — Erbarmen! —)

Liebr. Erbarmen! — Erbarmen! — O das ist keines Geistes Stimme! Jenseits der Grube ist Güte und Gerechtigkeit, und man läßt nicht um Erbarmung schreien. S'ist ein Mensch! Hier in dieser Höhlung, wo der Todtenschragen ist, da däucht's mich, daß diese Stimme herauskömmt. Ich will hineinschliefen.

Ehrenw. Thut das bei Leibe nicht!

(Liebrecht nähert sich der Höhlung, und reißt den Todtenschragen aus selber.)

Liebr. Fort mit dir! elender Schragen! aber gelinde! Ich will dich nicht zerwerfen; du hast manchem einen guten Dienst gethan, hast manchen Frommen zur Ruhe getragen; und manchen Schurken zur Grube. Du bist ein treffliches Ding! ich will dich nicht zerwerfen.

(Liebrecht schlieft in die Höhlung, und bringt einen unglücklichen, elenden Menschen, der vor Frost und Kälte halb erstarrt ist, heraus.)

Liebr. Komm heraus, wer du immer bist! fürchte dich nicht!

Dritter Auftritt.

Hörwald. Die Vorigen.

Hörwald. (ganz zitternd.) Erbarmen! — Erbarmen! —

Liebr.

Liebr. Wie kömmst denn du hieher? Du bist ja der Pachter Hörwald?

Hörwald. Ja der bin ich; aber äußerst unglücklich.

Liebr. Armer Mensch! du bist ja vor Kälte erstarrt. Da nimm meinen Mantel! hülle dich ein. (*Liebrecht wirft dem unglücklichen seinen Mantel um.*) Was geschah dir? Erzähle!

Hörwald. Gott im Himmel! Unser Beamte hat mich von Haus und Hof gejagt; er mishandelte mich, mein Weib und meine Kinder. Er entriß mir sie, ich weiß nicht, in welchem Ort Furcht und Verzweiflung sie wird hingebracht haben. Ich suchte schon die halbe Nacht und konnte sie nicht finden. Endlich von Frost und Kälte gezwungen stieg ich über die Mauer, und verstreckte mich in dieser Höhlung.

Ehrenw. Hörwald! Hörwald! Was hast du denn gethan? —

Hörwald. Gott ist Zeuge meiner Unschuld. Der Richter bemächtigte sich meines Hofes, weil er selben meinem reichen Nachbar einräumen wollte. O! o! hätte ich nur kein Weib! Nur keine Kinder! —

Ehrenw. Was du mir sagst? — Glaub's dir! warst immer ehrlich! O Gott! Gott! Was wird dieser Mann noch mit uns anfangen?

Liebr. Wenn du wahr redest, so will ich kein Mensch sein, wenn ich dich nicht räche! Komm her elender Mitbruder! — Da sieh ein wenig in's Mondenlicht, und laß dich an-

se-

sehen! Guter Mond! Zeuge menschlicher Thorheiten und Laster! Sieh herab, wie man Gottes Ebenbild entheiliget, und erzähle, ich bitte dich, deinen Nachbarn, den Sternen, was hienieden für Ungeheuer herumwandeln. Aber kommt! den Menschen friert. Du hast eine warme Stube nöthig. (Ehrenwerth und Liebrecht gehen mit Hörwald ab.)

Vierter Auftritt.

Ein schlechtes halb zusammen gefallenes Bauernhaus. Julie, Hörnwalds Weib trägt einen schlafenden Knaben auf ihren Armen, und legt ihn sanft auf die Erde hin. Nach einer Weile.

Julie. Franz.

Julie Du schläfst noch, armes Kind! ruhig schläfst du! O könntest du ewig fortschlafen! Was erwartet dich wohl bey deinem Erwachen, als Hunger und Elend? — O was wird aus dir werden? —

Franz (im Schlafe) Mutter! Mutter! Hilf uns!

Julie Er träumt! — Unglückliches Kind! — Fühlst du schon Ahndungen deiner traurigen Zukunft? Ich will ihn wecken! Franz! Franz!

(Franz erwacht nach einer Weile)

Franz Bist du's Mutter! O wie ich froh bin! Ein grosses abscheuliches Thier wollte mich

mich und meinen Vater verſchlingen. O wie ich froh bin, daß du da biſt!

Julie. Fürchte dich nicht liebes Kind! —

Franz. Wo iſt mein Vater? — Mutter! wo ſind wir? — das iſt nicht unſer Haus.

Julie. Wir ſind in einer elenden Hütte, wie du ſiehſt.

Franz. Dürfen wir denn nicht mehr in unſer Haus? — Mutter? Was haben wir denn gethan? —

Julie. Kind: du zerreißt mein Herz! lieber Franz, dein Vater — — erinnerſt du dich nicht mehr? — der hat dir oft geſagt, daß wir alles von Gott haben.

Franz. Ja, Mutter;

Julie. Nun, lieber Franz. Gott nahm uns wieder, was er uns gegeben hat.

Franz. Weine nicht, liebe Mutter! Er wird's uns ſchon wieder geben. Ich will in die Kirche hinaufgehen, und betten, und — Vater! Vater; Hilf uns! — zum Himmel ſchreien. — Und er wird mich erhören.

Julie. Gutes Kind! du biſt noch der Troſt in meinem Elend! — Aber dich friert, Franz! und ich hab kein Stückchen Holz um Feuer zu machen.

Franz. Thut nichts, Mutter! Ich will ſchon ſpringen, daß mir warm wird.

(Franz ſpringt eine Weile auf und nieder; dann reicht er ſeiner Mutter die Hände.) Seht Mutter! mir iſt ſchon wärmer. Grämet euch nicht, liebe Mutter! — Grämt euch nicht.

Ju-

Julie Franz! Es kömmt wer. Sollten ſie uns vielleicht auch noch in dieſem elenden Aufenthalt verfolgen. — Ich zittere.

Fünfter Auftritt.

Lieberecht, Franz, Julie.

(Als Liebrecht in das Zimmer tritt, ſtellt ſich Franz vor ſeine Mutter hin, als wollte er ſie ſchützen.)

Franz. Herr! Ihr ſollt meiner Mutter nichts Leides thun!

Liebr. Fürchte dich nicht gutes Kind! Ich komme euch eurem Elende zu entreiſſen.

Franz Mutter! Mutter! Unſer Vater kömmt wieder.

Julie. Welcher Schutzgeiſt, edler Mann! hat dich in dieſe Hütte geſchickt, um uns zu retten? — Wo iſt mein Mann?

Liebr. Du wirſt ihn ſehen, Julie! Beruhige dich! Er iſt in meinem Hauſe.

Sechster Auftritt.

(Der Scherge noch mit einem Schergenknechte tritt in die Stube.)

Scherge. Die Vorigen.

Scherge. Habs gedacht, daß ich euch noch antreffen will. Euch Gepake euch

Hat

Hat's Noth, daß ihr euch noch in unserm Gericht aufhaltet. — Fort mit so einem Lumpengesindel! Fort! Oder ich schlage euch herum wie die Nußsäcke.

Franz. O lieber Hansel! Schlag er uns doch nicht! Seh er, meine arme Mutter weint!

Scherge. Geh du! Bastart du! oder ich werf dich hin, daß dein Gehirn an der Wand klebt.

(Franz läuft schüchtern zu Liebrecht hin, welcher in tiefen Gedanken da steht.)

Franz. Herr! Hilfe! Hilfe! —

Julie. Lieber Johann! Habt doch Erbarmen mit mir! Seht mich zu euern Füssen! Ich hab euch in meinem Leben nichts zu Leide gethan. Denkt doch, ihr seid auch Vater! Ihr habt auch Kinder! Und Gott wirds euch vergelten, wenn ihr Erbarmen mit den Elenden habt.

Scherge. Was Erbarmen! Weiber mögen Erbarmen haben, bei mir ist kein's. Hab' keins' gelernt, ich — Fort! sag ich, oder ich schlag' euch, daß euch der Teufel —

Liebrecht. Bleibt sag ich! Kommt her in meine Aerme! Ich will sehen, wer euch aus selben entreißt? —

(Liebrecht hält Julien und Franzen in seinen Armen.)

Scherge. Wer bist denn du, daß du dich so mausig machst, du? — Mußt wohl was rechtsinnigs sein. Ich kenn' den Vogel aus'n G'sang. Sind meinem Nachbarn erst Ochsen g'stoh-

g'stohlen worden, bist gewis du der Dieb? He Martel! Schreib die Anzeige. Der Ochsendieb et cætera.

Liebr. Nähere dich nicht, du Abentheuer! Oder ich zertrette dich in Staub! Du bist kein Mensch. Die Natur hat dich ausgeworfen, um sich von ihrem Unflat zu reinigen. Was haben dir, Barbar! diese armen Leute gethan, daß du sie so mishandelst? Was berechtigt dich dazu? Rede!

Scherge. Mach du mir nicht viel passus! Weißt du nicht, wer ich bin? — Ein Amtmann, bin da im Namen des Königs. Wer sich an meiner Person vergreift, begeht ein crimi læsæ.

Liebrecht. Der König hat Menschen in seinem Dienste, und keine Abentheuer! Das ist der Wille des Königs nicht.

Scherge. Was? du zweifelst? —

Liebrecht. Du eine Gerichtsperson? Ein Wolf bist du, Elender! in Schafpelz gehüllt. So misbrauchest du die Gewalt, die die Gesätze in deine Hände geben? — Unterdrütst den Unmächtigen, und den Wehrlosen. Komm her, wenn du Muth hast? — Nimm dieses Weib und dieses Kind! — Zeige deine Stärke gegen kraftlose Geschöpfe! — Was zauderst du? — Zauberinn mus dich entmannt haben. Du bist eine Memmenseele! Schleichend und schüchtern wie ein Wurm, und boshaft wie eine Natter.

Scherge. Kerl! Mach mir keine Umstände! Ich will dich lehren — Holla! Martel! Pat an!

Liebr.

Liebrecht. (Zieht den Degen) Der Erſte, der ſich mir naht, iſt eine Leiche!!!

Scherge. (Erſchroken) Gut! gut! (beiſeite.) Was ſoll ich machen? — Der Kerl hat Muth! Könnte einen mit ſchöner Manier zum Teufel ſchiken. — Bin kein Narr, ich! Hab nur eine Haut. Geh, Martel! geh! (zu Liebrecht.) Kommen bald wieder. — Wollen's ſchon eintränken. Borgt iſt nicht g'ſchenkt. — Wart nur! wart nur! —

(Scherge geht mit Martel drohend ab.)

Siebenter Auftritt.

Liebrecht. Julie. Franz.

Liebrecht. Geh nur, und drohe! — Ich bekümmere mich um deine Drohung wenig. O armes Weib! — o armes Kind! Kommt an meine Bruſt! — Ich will dir — will euch euren Freund, — euren Vater wieder geben! Troz dem, der mich an meinem Vorhaben hindern will!! (Liebrecht mit entblößtem Degen führt Julien und Franzen ab)

Julie. O mein Beſchüzer! Mein Retter!

Franz. O lieber, lieber Herr!

Liebrecht. Kommt mit mir Kinder! Die Vorſicht wird uns begleiten, und ihre Güte wird für uns ſorgen. (alle ab)

Ach-

Achter Auftritt.

Das Haus des Beamten. Ein grosser Tisch, an welchem Blatt, der Gerichtschreiber, und Steinern, der Beamte sizen. Man sieht zwölf ausgeleerte Burgunder-Bouteillen auf dem Tisch. Es brennt noch das Licht, denn es geht gen Morgen. In Gläsern ist noch Wein.

Blatt. Nu, Herr Kollega! das war gut. Ganze acht Uhr schon. Weis nicht, bei meiner Seele! wie die Nacht vorüber geht. Müssen doch das Licht auslöschen; brennen sonst bei meiner Treu dem Tag die Augen aus. —

(Löscht das Licht aus) Aber wie gesagt! Ich weis nicht, wie die Nacht vorüber geht. Ist mir so schwer im Kopf. Ich mein, wir haben ein wenig zu viel geweinelt.

Steinern. Ah! Pah! Pah! Viel geweinelt? — Was will das sagen? — Zwölf Bouteillen Burgunder ist eine Bagatelle; trift einem recto calculo sechs Bouteillen. Was will das sagen? —

Blatt. Aber mir ist nur leid, daß ich den Herrn Kollega in solche Unkosten gesezt habe.

Steinern. Was Unkosten? Ist gleich wieder eingebracht. Ist ja morgen Verhör. Ein Paar Bauern mehr g'straft, und die Sache ist schon wieder gut.

Blatt. Herr Kollega! Hab'n ganz recht. Müssen's halt machen, wie wirs immer gemacht haben. Da sollt' sich unser einer so scheeren; ja! und keinen gut'n Tag hab'n.

Man

Man mus ſich die Pfeifen ſchneiden, wenn man kann. Wir wären ja Narren.

Steinern. Verſtanden! Man ſieht halt gleich, was ein alter Practikus iſt, Heut zu Tage iſt's nichts mehr, Herr Kollega! giebt lauter ſolche Belletriſten, halt'n auf'n Praxin nichts mehr. Werden á nie keine guten Beamten werden, oder ſie verderben wie die Bettelhunde.

Blatt. Richtig! Sie wiſſen Herr Kollega! daß ich meinen Buben auf d'Univerſität geſchickt hab. Der Bub hat mir Gall g'macht. Da hat er mir n'Gellert, Haller, und was weis ich wie die Kerls all heiſſen, lauter ſo verfluchtes lutheriſches papier'nes G'ſchmais ins Haus bracht. Ich, Herr Kollega! hab' aber gleich Kehraus damit g'macht. Ins Feuer damit! den Hoppium her, und den recht aus-g'beitelt, iſt gleich beſſer.

Steinern. Recht haben's gethan! Denken's nur, ich hab ſo einen Practikanten, der alleweil g'ſcheider ſein will, als ich. Macht mir oft allerhand G'ſpaſſel in der Sach, möcht oft grün und gelb werden. Da iſt's ihm nicht recht, wenn ich die Bauern ſtrafe, oder zuweilen die ſelben Mamſellen — ſie verſtehen mich ſchon — mit dem Strohkranz herum ſpaziren laſſe. Ha! ha! kann's nicht begreifen, was die Leute heut zu Tage im Kopf hab'n. Die verfluchten Bücher! vor Alters war das Ding alles nicht ſo. Ein wenig lateiniſch g'lernt, die Inſtitutiones und Pandekten durch g'ſchaut, s'Corpus juris recht r'um g'riſſen, und im Praxi praf g'notelt; und g'nug war's. Hab'n doch braſe Leut' g'habt.

Blatt. Ja! ja! Herr Kollega! Jzt will man all zu g'scheid sein. Kommen alleweil mit ihrer Philosophie daher, und können keinen Schergenzettel nicht schreiben. Und so mitleidige Herrn giebts, das ist gleich gar nichts. Was Mitleiden? — Dieb' braf g'henkt, und Bauern braf g'straft. Für was wär denn die G'rechtigkeit? Denken's nur, wider die Torturen schreiben's á alleweil.

Steinern. Herr Kollega! Sinds still! ich möcht' gar nicht d'ran denken. Vergeht mir aller Appetit. Es ist gut, daß ich ohnehin nichts lesen mag. Ich müßt mich über diese Schmierereien zu todt ärgern. Woll'n dafür ein Glaßl Wein einschenken. Auf Wohlleben! — Der Bauer ist ein Lauer: ist ein altes Sprichwort. All zu gut bringt Armuth.

Blatt. Wegen der Güte werde nicht arm, protestire! Ich schere die Kerls, daß sie der Teufel reiten möchte.

Steinern. Brafo! brafo! Wir müssen ihnen nichts schenken. Können schon zahlen; Die Hund, die! Man muß sie nicht auftommen lassen. Wenn der Bauer auf's Ros tömt, könnt' ihn kein Teufel erreiten.

Blatt. Richtig! die Gelehrten sind halt allzeit der nemlichen Meinung. Warum sinds Bauern worden? — Wären's grosse Herrn worden, so dürftens in der Kutsche fahren; das wissen aber unsere jungen Lecker nicht. Warum? — Weils's in Praxi fehlt. — Muß aber doch den Schergenhansel r'ein kommen lassen. Herr Kollega! wissen schon warum? den Gelehrten ist gut predigen. Sie wissen, in

Poli-

Polizeisachen tragt unser Amtl so ziemlich viel. Wenn wir'n Butter brauchen, so schicken wir halt auf'n Markt, und da mus einer gleich zu wenig wäg'n. Mit'n Eiern giebts halt á so kleine Fortel. Sind halt Akzidentien.

Steinern. Ja, Akzidentzien, Amtsspor-teln sind's, nichts anders. Ich muß mich aber doch mit Ihnen konsultiren.

Blatt. Mach mir 'ne Freud' d'raus, wenn ich dienen kann.

Steinern. Hören Sie nur! Es war ein Pachter in der Gegend — Sie wissen schon, der Pachter Hörnwald —; ein anderer — Sie kennen ihn auch, der Waldmann — der hatte längstens eine Lust, seinen Hof in B'stand zu nehmen. Er versprach mir eine gute Rekom-pens, wenn ich ihm dazu verhelfen könnte. Herr Kollega werden auch schon ihren Antheil hievon bekommen. Ich gab mir, wie sich's versteht, alle mögliche Mühe; der Kerl ist reich, 's tragt Sporteln; aber Herr Kollega! Der Geier war bis dato darinn. Ich konnte sammt allen meinen juridischen Maximen keine rechte Gelegenheit finden, den Hörnwald mit schöner Manier aus dem Haus zu jagen. End-lichen aber — denken Sie nur! — da kam mir ein treflicher Einfall, es gelang mir, und wie glauben Sie wohl, daß ich die Sache an-g'schickt habe?

Blatt. Hab'n Sie'n denn vergandt?

Steinern. Ah! vergandt! Ist denn das was ausstudiertes auf einen Praktikum?

Blatt. So hab'n Sie'n halt mit Gewalt fortgejagt?

Steinern. Ah! daß ließ sich eher hören. Mit Gewalt und nicht Gewalt. Wie Sies halt nehmen wollen. Ich hab ihn vergandt.

Blatt. War er überschuldet?

Steinern. Ah! überschuldet war er nicht. Wenn er überschuldet g'wesen wär', so wär's ja kein Kunststuck.

Blatt. Wie hab'n Sie's denn g'macht.

Steinern. Ich hab eine summarische Schulden conscription zusammen g'schrieben, die Sach gleich ab executione ang'fangen, damit er entgegen nicht appelliren könnte. Nun ist die Sach nicht mehr ganz, res non amplius est integra. Der Pachter Waldmann ist schon im Besitze, und mit Gotteshilfe wird er auch schon in selber bleiben. Der Pachter Hörwald soll's nicht mehr erleben, wenn er einen Prozeß anfangt; den Hauptadvokaten hab ich ihm schon g'nommen: est sine pecunia. Aber Herr Kollega! Wie ist's zu machen, daß mir die Dikasterien nicht hinter den Streich kommen?

Blatt. (Besinnt sich eine Weile.) Fallt mir ein, wie man helfen könnte. Lassen Sie den Scherg'n Hansel eine Anzeig schreiben, als wenn die verjagten Pachtersleute in der Nachbarschaft g'stohlen hätten. Es g'hören nichts als ein paar falsche Zeugen dazu, und die mach'n gleichen wir. Hernach überschreiben wir den Hörwald und sein Weib als g'fährliche Leute, die immer den Räubern Unterschleif geben, und mit Abbrennen drohen, — mach'n den Vorschlag, daß man sie auf etwelche Zeit in's Arbeitshaus sperre; dann ist der Sache geholfen.

Steinern. Der Einfall ich nicht übel.

Blatt. Das glaub ich, daß der Einfall gut ist. Sehen Sie, Herr Kollega! Die Leute, die 'mal im Arbeitshaus waren, finden kein Kredit mehr, und mögen sie so unschuldig sein, als sie wollen, es bleibt ihnen immer so was, daß man sie für Schurken ansieht. Dann können sie braf streiten; finden kein Gehör mehr, steh' Ihnen dafür.

Steinern O wie ihr Einfall doch gut ist! Das muß ich mir aufnoteln.

Blatt. Schaffen's nur, Herr Kollega! Das Ding ist mir geläufig; hab schon andere Sachen practizirt. Einen alten Practiko kommen allerhand Fälle vor.

Steinern. Nu, nu! das will ich mir ad notam nehmen. Aber nun Herr Kollega! nehm'ns mir nicht übel, ich muß ein wenig amtiren. Machen Sie auch ihr Sach; nachher sehen wir uns schon wieder.

Blatt. Thun kann ich heut nichts. Bin im Kopf allzudumm. Werd mich niederlegen, und ein klein's Schläfgen machen.

Steinern. Ist mir auch recht. Aber, a propos! Noch was, Herr Kollega! Zeugen wären da zu vernehmen; sind ganze acht Stund weit hergegangen.

Blatt. Können morgen kommen, die Flegeln!

Steinern. Wann's Herr Kollega so meinen, schickt man sie halt wieder fort. Aber noch was! Lassen's mir gleich den Hansel r'ein gehn. (**Blatt ab.**)

Neunter Auftritt.

Steinern allein. Sieht in seinem Gelde nach.

Muß ein wenig sehen, wie's mit meiner Kassa steht. Die Täg her hab'n wir doch ein ziemlichs verplempelt. Ein Schieß'n war á erst kurz, hat á wieder Geld g'tostet. Kirchweih muß á ausg'halt'n werd'n. Das Ding kleckt nicht. Muß schn, daß wieder was eingeht. Hansel! Hansel!

Zehnter Auftritt.

Scherge. Steinern.

Scherge. Was schafft Euer Gnaden?

Steinern. Schlingel! weißt deine Schuldigkeit nicht? — Kannst nicht im Vorzimmer auf der Aufwart stehen, wenn ich was will, daß du gleich da bist? —

Univ. Bibl. München

Scherge. War schon d'rauss'n; hab aber g'schlafen. Hab'n heut Nacht g'streift.

Steinern. Habt's was g'kriegt? — So hätt'n wir doch á wieder n'Spaß; ist ohnehin schon lang keiner mehr g'henkt worden.

Scherge. Wär mir á recht. Hab'n aber niemand angetroffen, als d'Hörwaldin und ihren Buben.

Steinern. Hast's r'ein in's Amthaus?

Scherge. Warum nicht noch? War nichts z'machen. War so ein verteufelter Kerl da, hätt' mir bald's Messer in Bauch g'rennet.

Steinern. Wer war er denn?

Scherge. Ich mein alleweil, es war der Schwiegersohn von unserm verstorb'nen Landrichter.

Steinern. Was der? der will sich so mausig mach'n? Aber wart nur? woll'n ihn schon bekommen; s'wird d'Birn schon zeitig werd'n. Kenn' ihn zwar nicht recht, aber so viel ich g'hört hab, ist nichts dahinter. Er halt' aufs Corpus juris nichts, uno liest alleweil so verschiednes ausländisches Gezeug. Aber Hansel! was giebts neues? —

Scherge. Euer Gnaden! Hab nichts g'hört.

Steinern. Tölpel fauler! frag nach! liegt kein Bauer auf der Sträu? giebts keine Straf'n? Ich weis beim Teufel! nicht, wie die Leute sind. Hab schon bald geg'n ein Jahr keinen Ehebruch mehr g'hört, und d' Buben schlag'n á keinen mehr todt. Hansel! Hansel! Ich glaub, es fehlt bei dir. Weist denn nichts? Hat kein Madel nicht aufpackt? —

Scherge. Euer Gnaden! es ist nichts mehr: unser Pfarrer verdirbt uns alles Spiel. Er spricht den Leut'n allzustark zu, und unser Schulmeister ist auch so ein todtiger Kerl — weil wir noch unser'n Klausner g'habt hab'n, da war d'Sach gleich besser. Dort sind d'Buben mit zwölf Jahren schon auf's Kammerfenster gangen.

Steinern. Ja ja, hast schon recht. Woll'n alleweil verbessern — verbessern. Der Geier mag Beamte sein, wenn's nichts mehr z'straf'n giebt — Aber Hansel! du mußt doch mach'n,

daß wir Leute auf d'Verhör krieg'n. Lern' ein Paar an — etlich Gulden kannst schon springen lassen — daß's ins Wirthshaus n'auf gehn, und recht r'um rauf'n, oder weist was? geh in Pfarrthurm n'auf und reib d'Uhr z'ruck, damit d'Buben über d'Polizeistund im Wirthshaus bleib'n. Verstehst mich!

Scherge. Hab's schon gethan.

Steinern. Du bist halt ein g'wandter Kerl du!

Scherge. Fehlt nichts. Wenn's nur Inventuren wieder gäb; aber die Bauern werd'n ja so alt wie d'Schneegänse.

Steinern. Hast wohl recht. Wie kann's aber á anders sein. Unser Schinder darf á Niemand mehr kuriren, und er hat uns doch oft gute Dienst' gethan. Sein' Rossalben hat mir g'wis zweinzig Inventuren zuweggebracht, und sein Laxier hat mir auch zum wenigst'n zweinzig gute Bauern aus der Welt g'schickt. Aber izt ist's nichts mehr. — Denk nur, sie wollen gar noch Hebammen auf's Land r'ausetzen. Das geht uns noch ab. Hernach müss'n wir aufg'legt verderb'n. Hab'n so die meist'n Weiber neun Häut; möcht' der Teufel auf ihre Abfahrt warten. Wie geht's aber Hansel mit'n Langbauern? Hast nicht g'hört? Ist er noch nicht krepirt?

Scherge. Ach! man meint er ist steinern. Er kann nicht abfahren. Wird leicht noch gar besser.

Steinern. Wie Hansel! Fallt dir denn nichts ein. Mach ihm ein wenig Galle. Schreib sein Diendl auf d'Verhör auf. Will's in

d'

d'Geigen ſchlag'n laſſen. Möcht' er vielleicht ehender aufſchnapp'n.

Scherge. Das will ich thun. Iſt ſo ein ſo hoffärtiges Diendl. Unſer einen ſieht's nicht mal an.

Steinern. So mach Hanſel! daß du einen Verhörzettl z'amen bringſt. Da iſt Dinte und Feder; ſchreib. Ich will einsweilen ſehen, ob keine Spän beim Bauern auf'n Ofen liegn, oder aber ob's nichts z'fiſchen giebt bei der Mühlb'ſchau. Komm gleich wieder. (**geht ab.**)

Eilfter Auftritt.

Scherge allein. Setzt ſich zum Tiſche, und ſchreibt den Verhörzettel. Nach einer Weile.

Scherge allein.

Denk' hinum, denk herum, fallt mir doch nichts rechtſinniges ein. Die Radermiedl, die Baderkattl und die Humſenrößl, die drei müſſen mir auf d'Verhör. Hab'n nächſten Sonntag nicht mit mir danzt. (**ſchreibt auf**) Der Schieler von Strohbach hat mir heuer meine Schafe nicht abg'füttert, mus ihm's in's Warel drucken. (**ſchreibt auf.**) Der Gartner Lipp hat mir neulich die Zech nicht einmal bezahlt. Wart' nur! will's ſchon doppelt einbringen. (**ſchreibt auf.**) Der Seppel Ringsdorf und der Hallerdorfer Jackel, der hat á was bei mir auf der Nadl. Mus'n á aufſchreib'n. Was muß ich aber ſag'n? — Ich ſchreib gleich, der Seppel hat nicht einzäunt, und der Jackel laßt alleweil s'Vieh n'aus in's

Korn.

Korufeld. (schreibt auf.) Den Bräumeister hätt' ich bald vergess'n. Der gab mir nächst 'nen Krug, und kein Luck drauf. Will dir schon bessern Respeckt lernen. (schreibt auf.) Aber das Ding wär alles nichts. S'geht all's zu zizüelet her. Will ge 'mal 'ne ganze G'maind aufschreib'n, damits der Müh' werth ist. Aber itzt ist guter Rath theuer. Was sag ich? Was schreib ich? — S'braucht studir'n — fallt mir schon was ein. Ich schreib, die G'maind' hat ihr Vieh in's Rubenhauserholz auf'n Anstug n'abgetrieben. Das ist excellent. Freilich sagt unser Pfarrer, man soll nicht lügen; aber das ist ja nicht g'logen. Was d'Bauern heut nicht thun, könnten's wohl morgen thun. Brauch ich mal kein Geld mehr, will ich ihnen schon durch d'Finger sehen. Aber da kommt der gnädige Herr wieder.

Zwölfter Auftritt.

Steinern. Scherge.

Steinern. Hansel! ich bin schon wieder da. Hab mich anders b'sonnen, hab mir gedacht, s'schickt sich doch nicht recht, wenn ich d'Spänvisitation vornihm. Kannst du's thun. Aber Hansel! mir grübet alleweil was im Kopf r'um. Den Kerl, den du heut g'sehn hast, des verstorb'nen Landrichtersson. — Das Ding ist mir gar nicht recht! Ist n'hitziger Kopf, wie ich g'hört hab', ein Bauernkönig! Er meint gleich, es g'schieht ihnen zu hart. Der Kerl könnt' uns Prügel unter d'Füss' werfen.

Scher-

Scherge. Sorgen Sie sich nicht. Wir woll'n ja die Prügel noch meistern.

Steinern. Nu, nu! Woll'n seh'n! Hast'n Verhörzettl schon g'schrieb'n? —

Scherge. Ja!

Steinern. Laß seh'n!

Scherge. Da ist er!

Steinern. (liest) Die Sache wär schon recht, Hansel! aber den Wirth — den Wirth hast vergess'n. Du! der hat Batzen! —

Scherge O das weis ich freilich. Aber ich kann dem Schelm nicht recht auf d'Haut.

Steinern. Weißt was! Da auf'n Gang hinten sind ein paar Hirschhörner, die nihm, und wirf's dem Wirth in'n Stadl; aber gieb acht, daß dich niemand sieht: wir nehmen hernach die Hausvisitation vor, und sagen, er kauft den Wildschützen immer s'Wildprät ab, und wenn er nicht will, daß wir'n überschreib'n, so mus er uns pumerisch zahlen.

Scherge. Will gleich geh'n.

Steinern. Machs aber g'scheid!

Scherge. Soll nichts fehlen. Hab's ja da. (weißt mit der Hand auf die Stirne.)

Steinern. Aber noch was, Hansel! Einen Rehbock brauchten wir auf die Kirchweih.

Scherge. Woll'n á einen kriegen. Will den Jäger g'schwind auf d'Verhör aufschreib'n. (schreibt auf.) Und wenn er morgen auf der Verhör ist, schick ich meinen Knecht in Wald n'aus, und der wird ihm gleich einen damisch mach'n.

Steinern. Ja, Hansel! Wenn du nicht wärst! (Scherge ab.)

Drei-

Dreizehnter Auftritt.

Steinern allein.

So geht die Sach, wie sie sein soll. Man mus sich aber oft verstudiren, daß man ganz toll wird, bis man d'Sach recht in Gang bringt. So giebt's halt immer Arbeit über Arbeit. Mus g'rad die Papier durchsehen. Was das nicht für eine Menge Prozesse sind? — (Setzt die Augenbrillen auf; sucht einen Akt hervor, und liest.) "Martin Klezelmeier Müller von Sechsbach contra seinen Nachbarn Johann Nepomuck Tannenbaum Müller von Simbach" Eben recht! der Prozeß muß mir noch was eintragen. Der Müller hat sich freilich vergleichen wollen, aber was Vergleich? — Wir leben von Prozessen, und nicht von Vergleichen. Der Müller mus gerupft werden. (Man klopft stark an der Thüre.) Wer Teufel stört mich denn schon wieder an meiner Arbeit? — .

Wer da? Wer ist d'raussen?

Vierzehnter Auftritt.

Der Gerichtsbothe mit einer grossen Briefstasche.

Steinern. Gerichtsbothe.

Gerichtsbothe. (vor der Thüre.) Der Gerichtsboth, gnädiger Herr! ist da.

Steinern. Ich wollt', daß dich der Gukuk hätte! beim Sapperment! keinen Augenblick Ruhe! stört mich da in meiner Arbeit.

Mus

Mus ihm aber doch aufmachen. Er könnt' mir ein Präſent aus der Stadt bringen. So geh' r'ein!

Gerichtsbothe. Schönen Grus, gnädiger Herr!

Steinern. Schenk dir dein' Grus! Hab'n nicht nöthig. Was haſt? — Gieb her!

Gerichtsbothe. Herr! eine Menge Befehle.

Steinern. Das hab ich mir gedenkt. Nur braf befohlen! wir hab'n zu thun und zu laſſen. Laß ſehn!

(Der Bothe reicht ihm verſchiedene Befehle hin.

Steinern. Das ſind Maleñzſachen. Wirfs hin in'n Winkel. Die Spizbuben können ſchon wart'n. Schadt ihnen nicht. Sitzen gut und warm. Gieb her, las ſehn! Was haſt noch?

Gerichtsb. Da!

Steinern. (**Bricht einen Befehl auf und ließt.**) Ei! ei! ei! ſub termino drei Tägen verantwort'n; bei 30 Reichthl. Straf! leg'n hin ad priora! Was ihnen nicht noch einfallt da drinnen. Haſt noch was?

Gerichtsb. Hier!

Steinern. Das ſind Verweiſe, lauter Verweiſe! Ich kenn's gleich auswendig. Iſt nicht nothwendig, daß ich mir die Naſe verbrenne. Wirf's in Ofen n'ein! Sind gut zum Feuer aufmachen.

Gerichtsb. Noch was, gnädiger Herr! Sie müſſen ſo gut ſein, und dieſes Receptiſe unterſchreiben.

Stei-

Steinern. O — o — o! Laß ſehn! — Ei! ei! wie g'ſcheid! Jetzt geh, weils Zeit iſt, oder ich gieb dir dein Recepiſſe auf'n Buckel! willſt mir auch noch Leges vorſchreiben du? —

(Lauft gegen den Bothen, und der Both flüchtet ſich eilfertig zur Thür hinaus, und in dieſem Zeitpunkte tritt Liebrecht auf das Zimmer.)

Fünfzehnter Auftritt.

Liebrecht. Steinern.

Liebrecht. Ereifern Sie ſich nicht, Herr Beamte! ich bitte Sie, es könnte Ihnen ſchädlich ſein.

Steinern. Ah! befehl mich! — Gehorſamer Diener! nicht ereifern ſoll man ſich? Ja! da müßte einer kein Blut im Leib hab'n. Sie wiſſen's nicht, ſind all zu jung, was es mit dieſen Leuten iſt. Werden's nur m'al Beamter! — Aber wer ſind Sie? — Was befehlen's? —

Liebr. Ich habe nichts zu befehlen. Ich komme nur, Sie um etwas zu bitten.

Steinern. Ah! zu bitten! das iſt was anders. (beiſeite.) Bei meiner Treu! das iſt des Landrichters ſel. Schwiegerſohn. Herr! Wollt ihr was in Gerichtsſachen? —

Liebr. Ja mein Herr!

Steinern. So mus ich mich ſetzen. Steh er nur dorthin und fang er an. Was hat er mir vorzubringen?

Liebr. Mein Herr! Ihr Betragen iſt ganz ſonderlich.

Steinern. Was ſonderlich! Er wird mich ja wohl nicht lehren, was ich z'thun hab? Er iſt mir z'jung! Hat ja noch keinen Bart um's Maul.

Liebr. (beiſeite.) Ich habe Mäßigung nöthig. (zum Beamten.) Laſſen wir's gut ſein, Herr Beamte!

Steinern. Was Herr Beamte! Euer Gnaden heiß ich.

Liebr. (beiſeite.) Welch ein Mann! (zum Beamten.) Ich verlange zwar keine Gnade von Ihnen, ſondern nur Gerechtigkeit. Ich verſchwende auch den Namen der Gnade nicht gern, und gebe ihn nur dem, der mir gnädig ſein kann: und zu dieſem iſt nicht ein jeder der Mann. Aber wir wollen das alles beiſeite ſetzen. Herr Steinern wir wollen ernſthaft reden.

Steinern. Das will ich ja ſelbſt. (beiſeite.) Ich muß dem Menſchen doch gute Worte geben. Bin ganz allein da auf meinem Zimmer. Vielleicht laßt er ſich auch abſpeiſen. (zu Liebrecht.) Nu, was gut's? Und wer ſind Sie?

Liebr. Ich bin zwar nicht hier, Ihnen Rechenſchaft über meine Geburt, oder über meinen Namen zu geben. Sie ſind auch Richter, und urtheilen über die Sache, ohne nöthig zu haben, die Namen der Partheien zu wiſſen. Um Ihnen aber doch gefällig zu ſein ſo ſag ich Ihnen, daß ich Liebrecht heiße.

Steinern. (beiseite.) Liebrecht! (setzt die Augenbrillen auf.) Bei meiner Treu! Er ist's lebhaft! (laut.) Sie sind ja meines Vorfahren seel. Schwiegersohn?

Liebr. Der bin ich! und mache mir eine sonderliche Ehre daraus.

Steinern. Hm! hm! (beiseite.) Weis nicht, was ich aus dem Menschen machen soll? (laut.) Was woll'n Sie denn?

Liebr. Ich hab Ihnen Nachricht geben wollen von der traurigen Lage des Pachters Hörwald. Dieser Mann wurde von Hof verstossen ohne Ursache, und ich glaube, Sie werden gerecht sein, werden den Unglücklichen anhören, und ihn unterstützen.

Steinern. (beiseite.) Muß zuvor einen Kunstgrif brauchen. Will mit ihm gut sein. (laut.) Herr Liebrecht! Mischen Sie sich nicht in solche Sachen, die Sie nichts angehen. Lassen Sie den Pachter Pachter sein, das macht Ihnen ja kein Haar krummm.

Liebr. Um Vergebung, Herr Steinern! Ich hab den Unglücklichen Unterstützung versprochen.

Steinern. (ganz erschrocken.) Unterstützung! (beiseite.) Jzt ist kein anders Mittel übrig; ich mus dem Menschen einen Schrecken in Leib jagen. (ganz zornig.) Was hat er Unterstützung zu versprechen? Wie kommt er und Unterstützung zusammen? In Gerichtssachen mus er sich nicht einmischen. O — o — der es soll nicht gut gehen, ich sag ihms! Er weis schon, was er auf der Nadel hat. Hat sich ohnedem an meinem Amtknecht schon vergriffen.

Lieb-

Liebr. Natürliche Schützung iſt kein Vergreifen, mein lieber Herr Steinern! Aber ich bitte Sie um ihren endlichen Schluß. Unterſtützen Sie den unglücklichen Hörwald!

Steinern. Hat er ausg'redt?

Liebr. Ja mein Herr!

Steinern. So weis er in kurzem meine Reſolution. Aus der Sache wird nichts.

Liebr. Und warum?

Steinern. Das weis ich, und braucht er nicht zu wiſſen. Der Richter ſagt ſeine rationes decidendi nicht. G'nug! Es wird nichts d'raus.

Liebr. Aber Herr Beamte! dem Pachter begegnen Sie einmal zu hart! Ich bin gründlich von ſeiner Sache unterrichtet, und zwingen Sie mich nicht, ich bitte Sie durch ihr eigenes Wohl, zwingen Sie mich nicht, daß ich einen Schritt mache, der Sie vor den Augen des Königs entlarven könnte.

Steinern. Ha! ha! ha! Poſſen! Nur zu, nur zu, da laß ich mir kein graues Haar wachſen. Da meinen Sie, wenn Sie nur appelliren können, nachdem iſts ſchon geholfen. Ja wenns mir g'fällt. Ich ſag ihms gleich kurz. Ich eröfne nicht einmal einen Befehl, der in dieſer Sache heraus kommen wird.

Liebr. Herr! wenn Sie ihr Herz und ihr Gewiſſen nicht zwingt, recht zu handeln, ſo wird der König doch noch Mittel haben, einem Mann, wie Sie ſind, die beleidigte Unſchuld zu entreiſſen.

Steinern. Hm, hm! Was der Herr nicht alles ſagt. Ja wenn er droht, werde ich gleich zittern. Da muß er früher am Tag ſein.

Liebr. Ich frage Sie zum letztenmal, Herr Beamte! werden Sie dem Pachter Gerechtigkeit verschaffen oder nicht?

Steinern. Hat meine Gerechtigkeit schon erfahren.

Liebr. Heißt das gerecht sein, einen unglücklichen ohne Ursache von Haus und Hof zu jagen, und sein Vermögen einem reichen Wucherer ein zuspielen?

Steinern. Herr! das sag er nicht zweimal.

Liebr. (mit Hitze.) Nicht zweimal, hundertmal will ichs dir sagen, niedriger Mann, da du aufgesetzt bist für das Heil der Unterthanen zu wachen, und der du sie boshaft unterdrückst. Zittere Elender! die beleidigte Unschuld wird Gerechtigkeit finden. Der König wird die Seufzer der Unschuld hören, tränen der Unterdrückten werden sein Herz bewegen, er wird kommen sie zu retten, und dein Verderben wird wie eine Fluth über dich hinströmen. (geht ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Steinern allein.

Pah! pah! was er nicht alles daher paperlt. Möchte mich nicht einmal ärgern: der Mensch gehört ins Tollhaus. Er ist nicht recht bei seinem Verstand — Aber beim Geier! er könnt' mir doch einen Strich durchs Konzept machen. Bin ohnehin schon in der Stadt auf die schwarze Tafel g'schrieben. Muß mich über die Sach mit meinem Herrn Kollega consultiren. Wird sich schon ein Remedium finden lassen. Sie solien uns nicht zu g'scheid werden — zu g'scheid werden. (geht ab.)

(Ende des ersten Aufzugs.)

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Liebrechts Haus. Roſa, Liebrechts Gattin arbeitet an einem Tiſch. Nach einer Weile.

Roſa allein.

Selige Stunden der Liebe, und häuslichen Eintracht! Wie ſchnell flieſst ihr hin für fühlende Seelen! — Nun ſind es vier volle Jahre, ſeitdem ich mit Liebrecht am Altar ſtund, und jeder Tag war für uns ein Tag der Freude. Guter Liebrecht! deiner Roſa würde nichts zu ihrem Glücke fehlen, wäre nur ihr Herz ohne Sorgen für deine Erhaltung. Ach! dein zu empfindſames Herz, beſter Liebrecht! iſt nicht für unſere Zeiten geſchaffen.

Zweiter Auftritt.

Liebrecht tritt haſtig auf das Zimmer.

Liebrecht. Roſa.

Liebrecht. Nun bin ich wieder bei dir, Roſa! einen Kuß, treſliches Weib! O Roſa! wie glücklich bin ich, wenn ich dich ſehe. Höre mich wieder meine Beſte! Laß meinen Kummer in deinen Buſen ausſchütten! — O Roſa! ich hab dir ſo vieles zu ſagen! ach! —

Rosa. Trockne deine Augen, bester Mann! erschöpfe deine Seele nicht mit Kummer; denke, die Menschen waren immer so, härme dich nicht hinab zur Grube, spare dein kostbares Leben für deine Rosa; sie hat Ansprüche auf deine Sorge.

Liebr. Ich wünschte mir, daß ich gleichgültig sein könnte, Rosa! aber noch ist jugendliches Feuer in diesen Adern, noch schlägt ein Herz in diesem Busen, daß sich gegen die Bosheit des Unterdrückers empört. Ich kann die Menschen nicht gleichgültig mishandeln sehen. O Rosa! wenn ich über die Herrlichkeit der Schöpfung nachdenke, und solche mürrische, rebellische Töne höre, die die Harmonie dieses grossen Chors durch heulende Klagen zerstören, o! so wird mir so, als hätte man Dörner über mein Herz hingepflanzt, und für Wehmuth sinke ich oft so weit herab, daß ich mich wieder in mein Nichts zurück wünsche, aus welchem mich die Gottheit gezogen hat.

Rosa. Du denkst unrichtig, Liebrecht! Du hast mir oft gesagt, Menschen sind geschaffen, um ihren Mitmenschen wohl zu thun; sei also thätig, aber entzieh dich nicht durch unnütze Abhärmung der Unterstützung des Elenden. Denke, auch Rosa hat Ansprüche auf Liebrechts Güte, deine Erhaltung fodert sie. Dieses sind Rechte der Liebe, heilige Rechte, und Liebrechts Herz darf sie keinen andern nachsetzen.

Liebr. O gute Rosa! bei dir fühl ich wieder Stärke in meiner Seele! deine Reden sind wie Balsam für mein Herz, und ist mir wieder

der so gut, als hätte ich einen stärkenden Getrank aus den Händen eines Cherubs genommen; die Wunde in meiner Seele ist wieder heil. O Rosa! ich kann dir nicht sagen, welch ein sonderliches Geschöpf dein armer Liebrecht ist. — Höre Rosa! ich gleite gern bei düsterm Mondenlicht in den einsamen Gassen herum, stehe oft bei den Gemäuern eines Tempels eine Weile, oder setze mich auf einen Grabstein hin, und denke so über die Verstorbene nach. Keine Furcht drängt sich in meine Seele, wenn sich Kometen losreissen würden, wenn Todtengerippe aus ihren Gräbern hervorstiegen, so wollt ich mit Gleichgültigkeit den Ausgang dieser Dinge erwarten, denn mein Geist sagt mir, liebe Rosa! daß wir zu unendlichen Dingen erschaffen sind. Ich zittere vor nichts, Rosa! Wenn ich aber die Menschen so leiden sehe, Mitgeschöpfe mishandeln sehe, dann sinkt die ganze Stärke meines Geistes bis zum Unmuth herab.

Rosa. Gäbe es keine böse Menschen, Liebrecht! so würden die Guten auch wenig Verdienste haben.

Liebr. Du hast recht, Rosa! aber sag mir, hast du etwas zurechtgerichtet für die Unglücklichen, die ich dir brachte. Die armen Leute wird hungern, sie haben zwei Täge keinen warmen Bissen über ihr Herz gebracht.

Rosa. Die Speisen sind schon bereitet, Liebrecht! ich erwarte nur ihre Ankunft, sie werden nicht lange mehr ausbleiben.

Liebr. Wo sind sie dann hin?

Rosa. In die Kirche, um für ihren Wohlthäter zu bethen.

Liebrecht. O daß Gott ihr Gebeth erhörte, und Stärke meinem niedersinkenden Geist wieder gäbe! ! —

Rosa. Er wirds thun, Liebrecht! hoffe auf die Vorsicht. Wir haben wenig, aber wir sind vergnügt, und unser Gewissen kränkt uns nicht mit Schätzen, die mit Waisenblut, und Thränen der Wittwen erkauft sind. Keine Untreu gegen unsern König oder Verrätherei gegen das Vaterland martert in sanfter Ruhe unsere Seele, wir können in Unschuld fortschlafen, und ohne Grauen wieder am Morgen erwachen.

Liebr. Aus dieser Rede kenn' ich meine Rosa wieder; holdes Weib! ich sehe dir tief in's Herz, deine unschuldige Seele sieht aus deinem Auge, und Majestät der Tugend ruht an deiner edlen Stirne. Ich wäre undankbar, Rosa! wenn ich über die Vorsicht klagen sollte. Gab sie mir nicht das herrlichste Geschenke der Natur? — Ein Weib, wie du bist! — Ich will fröhlich sein, Rosa! Gott gab uns immer so viel, daß wir zu leben hatten, und er wird uns auch noch immer so viel geben, daß wir das Schicksal manches Unglücklichen erleichtern können. Aber Rosa! ich bin besorgt! — unsere armen Leute kommen zu lange nicht — sollte vielleicht der Beamte? —

Rosa. Was sagst du?

Liebr. Rosa! das ist ein harter Mann! — trauriges Schicksal für den, der unter ihm zu stehen hat. Er sieht den armen Unterthan

wie

wie einen Schwamm an, den er bis auf den letzten Tropfen ausdrücken kann, und der sich wieder anfüllen mus, um von ihm wieder ausgedrückt zu werden. — Seine Miene verräth Schadenfreude, an seiner Stirne ist Unterdrückung geschrieben: sein Auge liegt tief im Kopfe, und sein finsterer Blick läßt vermuthen, daß sein Herz auch fähig wäre, Menschen zu tödten. Ich hab ihn genau betrachtet, Rosa! Es ist keine Musik in seiner Seele, das Knochengebäude seines Kopfs ist einem Fuchsenschädel nicht unähnlich: du weißt Lavaters Grundsätze hierüber. Der Mann ist zur Tücke aufgelegt, sein Herz mus kalt sein, wie eine Hundsnase, und sein Geist schwarz wie die Nacht. Aber Rosa! hier kommen unsere gute Leute. — Willkommen! Willkommen.

Dritter Auftritt.

Hörwald. Julie. Franz. Liebrecht. Rosa.

Hörnwald. Daß Gott euch segne, mein Gutthäter!

Julie. Daß euch der Himmel erhalte!

Liebrecht. Setzt euch, gute Leute! geh Rosa! bring uns zu essen!

Rosa. Sogleich! Ich will den Tisch zurichten.

Mittlerweile geht Rosa ab, und kömmt wieder, und richtet den Tisch zurecht.

Franz. Lieber Herr! Ich hab' unsern Herr Gott in der Kirche von ganzer Seele gebetten,

daß er euch um alles belohnen möchte, was ihr meinem Vater gethan habt.

Liebr. Gutes Kind! könnte dir diese Thräne sagen, die in meinem Auge stehet, was ich für dich fühle! — So bringt man in Unschuld die Jahre der Kindheit zu: träumt glücklich, und erwacht endlich mit den Jahren zu Kummer und Elend — o Leben der Menschen! wie mühselig bist du! Narren und Kinder sind glücklich, alle übrige — Sklaven des Elends — des bittersten Elends! — treuer Gefährte meines Kummers! guter Hörwald! setze dich zu mir her, du bist ein neuer Zeuge meiner Wahrheit. — Erzähle mir, ich will dich anhören, wie man einen Engel anhört, der uns von ewigen Dingen erzählt: sag mir, daß alles Täuschung, alles Mummerei sei. — Deine blasse Züge sagen mir schon, daß der Bettrock für die Tugend bestimmt ist, und daß der Wolf, den ich heute sah, sich mit deiner Fette genährt hat.

Julie. Euer gutes Herz macht euch zu niedergeschlagen.

Hörw. Ihr seid mehr bekränkt als wir selbst. Der Himmel läßt uns ja immer hoffen. Wir haben ja euch. —

Liebr. Ja hoffet! des Menschen Hoffnung fängt an bei seiner Geburt, und endet mit dem Grabe.

Julie. Die Vorsicht hat noch immer für uns gesorgt, und wird noch sorgen.

Hörw. Sie ernährt den Vogel in der Luft und hat uns an euch einen Gutthäter geschickt.

Liebr. O schweigt! was kann ich euch wohl gutes thun? — Daß ich euch mein bischen Brod und meine Hütte mit euch theile, das heißt ja noch nicht Gutes thun. Lasset uns die fragen, was Gutes thun heisse, die Millionen besitzen: aber der Reiche kennt diese Lust selten. Höre Hörwald! Ich möchte ein Raab werden; vielleicht könnte ich einsmals aus der Hirnschaale eines Reichen trinken, und mich überzeigen, daß doch ein Ueberbleibsel von ihm noch zu etwas in der Welt gut wäre — aber nein Freund! das Herz eines Richters möchte ich nicht kosten; das mus zuweilen ein verflucht hartes Ding sein. Es ist gut; die Suppe kömmt.

(Rosa, die sich mittlerweile beschäftigte, und den Tisch deckte, bringt die Suppe. Man setzt sich.)

Lieberecht. Setzt euch! — Hungert dich Franz!

Franz. O ja, mich hungert.

Liebr. So esse liebes Kind, und laß dir's schmecken. Du kannst leicht mehr Lust zum essen haben, als ich.

Rosa. So esset doch liebe Leute! Schmeckt es euch denn nicht?

Julie. So wie es Unglücklichen schmecken kann.

Hörw. Ich esse, als hätte ich eine ganze Woche durch gefastet.

Liebr. Das freut mich! es ist euch von Herzen vergönnt. Es ist kein Bröckchen Brod in dieser Suppe, das nicht mit Ehrlichkeit erkauft

kauft iſt, und in dieſem Betracht iſt unſer Mahl, ſo ſchlecht es iſt, immer herrlich.

Julie. O ja gewis!

Liebrecht. Franz! gieb deinen Teller, ich will dir noch was vorlegen.

Franz. Schönen Dank! das iſt recht gut.

Liebr. Bei unſerm Beamten möcht ich nicht zur Tafel ſpeiſen, da mus alles verflucht bitter ſein.

Roſa. Wie meinſt du das Liebrecht?

Liebr. Ich denke, daß Thränen der Unterthanen die Speiſen nicht gut würzen: er hält ja immer Gemeinstafeln.

Julie. Was wollt ihr ſagen?

Hörwald. Ich verſtehe Sie nicht.

Liebr. Ich verſtehe unter Gemeinstafeln, die Tafeln, auf welchen man ſolche Gerichte ſezt, wovon der Bauer jeden Brocken zehnmal bezahlt hat.

Hörw. Ha! ha! ha! zehnmal! — hundertmal darft ihr ſagen.

Roſa. Die Leute, die den Bauern verachten, müſſen doch gar keinen Begrif von ihm haben.

Liebr. Das glaub ich ſelbſt.

Hörw. Unſer Stand iſt doch keiner von den beſten.

Julie. Er könnte es aber ſein, wenn man uns nur nicht ſo ſehr drückte.

Liebr. Ja! ja! man verkennt den Werth des gemeinen Mannes: wir leben ja alle durch euch:

euch: ihr gebt uns die Nahrung. Verlasse ihr den Pflug, so müssen wir Hungers sterben.

Julie. O wenn unser gute König wüßte, wie hart man uns oft begegnet.

Hörwald. O es würde ihm das Herz bluten!

Rosa! O ja! denn er ist zu gut, und liebt den Geringsten seiner Unterthanen.

Liebrecht. Das thut mir eben in der Seele wehe, daß der König so gut ist, und mancher seiner Untergebenen so hart. Hätte ich was zu sagen, so wollte ich diese müßige Kerls, die sich mit Schweis und Blut des Unterthans mästen, wie die Ochsen an Pflug spannen und es würde ihnen ihr Kützel, den ehrlichen Bauersmann zu kränken, schon vergehen, ihre Wänste würden schon kleiner werden.

Rosa. Du hast doch wunderliche Einfälle.

Liebr. Ich wollte, bestes Weib, daß ich nicht so wunderlich wäre. Aber Rosa! bring uns zu trinken.

(Rosa geht ab, kömmt aber gleich wieder zurück mit einem Krug.)

Rosa. Hier ist Bier!

Liebr. Jetzt wollen wir auf des Königs Gesundheit trinken, liebe Leute! aber es ist nichts als Bier. Wein kann ich euch nicht geben; ich hab's nicht. Aber was thut das zur Sache? — Mehrere redliche Herzen trinken mit Bier auf des Königs Gesundheit, als mit Wein. — Schenk ein, bestes Weib! — Es lebe der König! —

Sammtliche. Es lebe der König!! —

Liebr.

Liebr. Franz! itzt trinken wir beide auf des Königs Gesundheit. Sprich mir nach. — Es lebe unser guter König, den wir von Herzen lieben! —

Franz. Es lebe unser gute König, den wir von Herzen lieben! ! —

Liebr. Bravo; — Kennst du den König? —

Franz. Freilich kenn' ich ihn. Mein Vater hat mir ja oft genug von selbem erzählt: ich hab ihn auch lieb — so lieb, daß ich mein Leben für ihn geben wollte.

Liebr. Du bist doch ein treflicher Junge! Wenn ich in die Stadt gehe, will ich dir ein Steckenpferd mitbringen.

Franz. Ich mag kein Steckenpferd; es ist mir zu kindisch. Wenn ihr mir was bringen wollt, so bringt mir einen Säbel.

Liebr. Einen Säbel? Was willst du denn, Bube, mit einem Säbel machen?

Franz. Ich will dem den Kopf abhauen, der meinem König nicht gut ist.

Liebr. Was das für ein Blitzbube ist! Er will dem den Kopf abhauen, der seinem König nicht gut ist. Komm Junge! das verdient einen Kus! Wie der Bube Muth hat, und sein ehrlicher Vater ist so verkannt! — Ich will zum König! — ich mus zum König! ich will ihm die Abscheulichkeit vorstellen, mit welcher man euch behandelt. Der König wird euch Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

(Man steht von Tisch auf: Julie und Rosa tragen den Tisch aus der Stube, und kehren wieder zurück.

Hörw.

Hörwald. Ihr meint die Sache wohl gut, Herr Liebrecht; aber man wird euch bei Hofe nicht anhören, der Beamte wird uns schon überschrieben haben.

Liebr. Laß ihn schreiben den Krazer, daß seine Federn stumpf werden möchten, es soll doch geschehn, was gut ist. So lang ich noch einen gesunden Knochen habe, so sorgt euch nicht, es soll euch nichts zu Leide geschehen.

Julie. Aber ihr seid doch zu gütig: ihr opfert euer eigenes Wohl dem unsrigen auf.

Liebr. Was ists hernach? Es haben schon viele tausende ihr Wohl für undankbare Kriecher gewagt, so wird es auch wohl erlaubt sein, einem Einzelnen sein Wohl für seinen Mitbruder zu opfern.

Rosa. Du verdienst Vorwürfe, Liebrecht! Hast du deine Rosa vergessen? —

Liebr. Nein Rosa! ich werde dich auch am Rande der Grube nie vergessen, — ich werde immer für dich und für mich sorgen. — Sollte aber die Bosheit über uns siegen — so laß uns sterben! — was verlieren wir? — Wir haben ja keine Kinder! —

Julie. (Seufzend.) O ihr seid glücklich! —

Rosa. Glücklich? — O ich glaubte, daß die glücklich wären, denen der Himmel Kinder gegeben hat. —

Liebr. Liebe Rosa! du bist noch nicht Mutter gewesen. Die Täge des Unglücks sind doppelt hart, wenn man unschuldige Kinder mitleiden sieht.

Hörwald. Das hab ich in meinem Elende gefühlt, — tief im Herzen gefühlt, und oft gewunſchen, daß der Himmel dies Geſchenke wieder zu ſich nehmen möchte.

Liebrecht. Ach! was ſagſt du? Hörwald! Verderben droht dem Lande, in dem der Unterthan gezwungen iſt, das Daſein ſeiner Kinder zuverfluchen.

Roſa. (Die mittlerweile nach dem Fenſter ſieht.) Liebrecht! Der Beamte kömmt! —

Hörwald. Der Beamte? — Ums Himmels Willen.

Julie. Wir ſind verlohren! ! —

Liebr. Fürchtet euch nicht! Verſteckt euch geſchwind auf meine Kammer; Roſa wird bei euch bleiben. — Der Böſewicht! — Was werden ſeine Abſichten ſein.

(Hörwald, Julie, Franz und Roſa gehn ab.)

Vierter Auftritt.

Liebrecht allein.

Er ſoll kommen! — Himmliſche Mächte! flüſtert Stärke meinem Geiſt zu! ich will ihm Wahrheiten ſagen, die in das Innerſte ſeiner Seele dringen ſollen — und ſoll ſein Herz die Stimme der Tugend nicht mehr verſtehen — ſo will ich ihm in's Ohr ſchreien, daß er ein Böſewicht iſt, — ſo will ich ſchreien, daß jede Nerve in ſeinem Körper erzittern ſoll — und in ſeiner Seele ſoll tagelang der Widerhall meiner Stimme ertönen. — Doch er kömmt.

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Steinern. Liebrecht.

Steinern. Guter Tag! Hab' mir schon gedacht, wir werd'n uns wiedersehen. Bin selbst daherkommen. —

Liebrecht. Guten Morgen. Meister Franz! wie gehts?

Steinern. Meister Franz? — Hm! hm! wißt ihr wohl, wer ich bin? —

Liebr. O ja! ich kenne euch: ihr seid ein Weisgärber.

Steinern. Ein Weisgärber? — Der Mensch muß seinen Verstand verlohren haben. Ich dachte aber schon lang, daß es da nicht richtig mit ihm sein müsse. Hm! hm! hm! = Ein Weisgärber? —

Liebr. Ja, ein Weisgärber seid ihr! Ihr zieht den Bauern die Haut ab, und gärbt sie, wie Hundsleder.

Steinern. Vergiß er sich nicht, ich sag's ihm; mach er mir da keine Spasse, er weis, wer ich bin.

Liebr. O ja lieber Freund! Es fällt mir ein; ihr seid der Fleischhacker.

Steinern. Ihr seid ein Narr mit eurem Fleischhacker.

Liebr. Vergebung! ich trüge mich nicht; ihr seid der Fleischhacker. — Ihr behandelt ja den gemeinen Mann wie das Rind, und verkauft die Unschuld wie die Kälber. Versteht ihr mich? — Also seid ihr ein Fleischhacker.

Stei-

Steinern. (bei Seite.) Das ist mir zu witzig für einen Narren. Ich glaub, der Mensch will mit mir spassen. (laut.) Spass er nicht, Pursch! spass' er nicht! —

Liebrecht. Ach! mir ist nicht spaßhaft; ich möchte weinen, ich habe Mitleiden mit euch. Ihr seid tödlich krank, und ihr merkts nicht. Ich bitte euch, ruft den Arzten!

Steinern. Zum Teufel! ich bin nicht krank. Ihr seid krank, euch fehlt's im Kopf.

Liebr. Euch, euch fehlt's. Euer Herz ist zur Eiterbeule geworden, und diese Krankheit ist todesgefährlich.

Steinern. (bei Seite.) Was er schwätzt! kein vernünftiges Wort. Ha! ha! ha! mein Herz ist zur Eiterbeule geworden. Zu was nicht noch? So ists, wenn man immer in Büchern liest. Tollheit ist der Gewinn. Gott sei's gedankt, daß ich nie etwas mehrers als mein Corpus juris gelesen, sonst hätte es mir ergehen können, wie diesem Menschen.

Liebr. O lieber, kleiner Knab! ich bitt' dich, räume mir dieses Spielwerk weg; ich mag nicht tändeln.

Steinern. Zum Geier! Er kann mich doch für keinen Knaben nicht ansehen! — Was doch das um einen Narren ist! Ich mus ihm heut das Gehirn verrückt haben. Es ist ganz sicher, es fehlt ihm.

Liebr. Ja, ja! es fehlt mir sehr vieles, guter Mann! Es giebt Kinder mit grauen Bärten, die mit Menschen wie mit Puppen spielen, und ihnen oft keinen ganzen Fetzen am

Leibe

Leib lassen. Aber legt euch zur Ruhe, ihr habt nöthig zu schlafen, denn das Wachen ist für euch nicht gut; ihr habt zu bösartige Anfälle.

Steinern. Wenn ich nur mit dem Menschen ein gescheides Wort reden könnte! Man sagte mir, es sollten sich die Pachtersleute bei ihm befinden: möchte gern die Sache ein wenig herausforschen, damit ich keinen Streich in'n Wind mache; mag die Sache nicht zu hitzig angreifen. Aber es ist ein Narr — (unwillig) weis er's, er ist ein Narr!

Liebrecht. Ihr betrügt euch, Herr Steinern! Narren sind glücklich, und ich bin unglücklich; also könnt ihr leicht urtheilen, daß ich kein Narr bin.

Steinern. Warum schwätzt ihr aber solche Albernheiten daher? —

Liebr. Weil mein Hirn schwach ist, und mich immer Gespenster schrecken. — Sehet! — Sehet! — dort im Winkel — seht ihr nichts? — Einen grossen schwarzen Mann, der euch immer nachfolgt.

Steinern. (ganz erschrocken.) Wo! — wo? — ich zittere!

Liebr. Seht ihr nichts? — Es kömmt immer näher. — Dort! — Dort! —

Steinern. Bei Gott! ich sehe nichts.

Liebr. Und ihr habt doch ein gesundes paar Augen, und sehet euren Schatten nicht? — O wie ich euch bedauere! — Aber kommt her, ich will euch das Gespenst deutlicher zeigen. —

(Liebrecht zieht einen Spiegel aus der Taſche, und hält ſelben dem Beamten vor.)

Sehet in dieſen Spiegel! —

Steinern. (beiſeite.) Nun bekomm ich ein indicium ad capturam. Der Menſch iſt gewis ein Schatzgräber: das wird ein Erzſpiegel ſein. (zu Liebrecht.) Das iſt gewis ein Erzſpiegel? —

Liebrecht. O ja, ein vollkommener Erzſpiegel; er zeigt vollkommene Erzböſewichter.

Steinern. Aber der Teufel wird doch nicht heraus ſehen, wenn man hineinguckt? —

Liebr. O nein! der Teufel nicht; aber etwas, das mit ſelbem ſehr viel ähnliches hat. Sehen Sie nur mal hinein!

Steinern. Gott behüte mich!

Liebr. Sie haben ja ein gutes Gewiſſen? —

Steinern. Das hab ich freilich, aber — ſagt mir, könnte man wohl auch ſehen, wo ſich Hörwald und ſein Weib aufhält? —

Liebr. Das weis ich eben nicht, ob ihr es ſehen werdet, aber ſagen könnt' ichs euch wohl.

Steinern. So könnt' ihr auch wahrſagen?

Liebr. Ohne Zweifel! ihr werdet es hören.

Steinern. (bei Seite.) Wiederum ein neues indicium! Gut! gut! du kommſt mir in die Falle.

Liebr. (Hält ihm den Spiegel vor.) So ſehet doch einmal! — Seht ihr nichts?

Steinern. Nichts als mein Geſicht.

Liebr. Nun ja! ist das nichts? — Kann es wohl eine schändlichere Larve geben, als euer Gesicht? — Grausamer Mann! Sieh, wie die Züge von Gottes Ebenbild auf selbem verwüstet sind. Ihr riecht nach Menschenblut Verderbnis ist auf eurer Stirne geschrieben. Ihr seid ein Unterdrücker der Unschuld, und nennt euch einen Richter. Laßt diesen Beinamen ausstreichen, ich bitte euch, und werdet wieder Mensch!

Steinern. (ganz wütend.) O Spitzbub aller Spitzbuben! — O ich Dummkopf! da laß ich mich von diesem Flegel eine halbe Stunde zum Narren haben! Aber bei Gott und allen Heiligen! Ich will dir's eintränken! — Sag, ich las dich nicht mehr von hier, wo ist Hörwald? —

Liebr. Es ist kein Verbrechen, Unschuldige in Schutz zu nehmen. Er ist hier in meinem Hause. O ich bitte euch, lernet doch, daß man menschlich sein müsse. Um des Unendlichen Willen, der euch zum Menschen schuff, seid nicht verhärtet, eröffnet eure taube Ohren, seid gerecht, und unterstützet den Elenden! —

Steinern. Holla! Martel! Hansel! Schergen! — Hansel! Martel! kommt! wart! ich will dir dein Busspredigen austreibn.

Sechster Auftritt.

Der Scherge nebst andern Gerichtsdienern tritt in die Stube.

Die Vorigen.

Steinern. Ihr sucht alle Winkel aus! Fort mit jedem, den ihr findet, ins Amthaus.

Sprengt Thüren und Schlösser ein, haut Kästen und Truhen auf, schlagt, stosset, haut alles, was sich widersetzt, und schlagt ihr gleich so einen Hund todt, so verlaßt euch auf mich.— Hansel! vack diesen Kerl an, und ihr, ihr sucht die Uebrigen auf!

(Der Scherge bemächtiget sich des Liebbrechts, die übrigen Gerichtsdiener gehen in die Nebenstube. Man hört Lärm und Getümmel, Wehklagen, und Ausdrücke des Schrekens.)

Liebr. Vergeßt euch nicht! Wißt ihr, wer ich bin?

Steinern. Ihr seid ein Unterschleifgeber.

Scherge. Fort! —

Liebr. Der König ist gerecht. Er wird uns rächen.

Steinern. Laß ihn nur rächen.

Scherge. Jzt wollen wir abrechnen.

(Mittlerweile wird Hörwald, Julie, Franz und Rosa mit Gerichtsdienern umrungen aus der Nebenstube gebracht. Sämmtliche schreien: Hilfe! Hilfe! — Erbarmen! — Gerechtigkeit! —

Siebenter Auftritt.

Hörwald, Julie, Franz, Rosa, Scherge, Gerichtsdiener und die Vorigen.

Steinern. Fort! Fort! Bei Gott ist Gnad!

Rosa. O Liebrecht!

Liebr.

Liebr. Rosa! hoffe auf Gott!

Hörw. O unser Gutthäter! welch ein Unglück! —

Liebr. Hoffet auf Gott, sag ich euch! Er wird uns schützen!

Steinern. Fort sag ich! stoßt ihnen die Ribben ein, wenn sie nicht gehen wollen, oder schmeißt sie die Stiege hinab, daß sie Hals und Bein brechen.

(Die Gerichtsdiener reissen mit Ungestüme die Gefangenen fort.

Achter Auftritt.

Steinern allein.

Gott und den Heiligen sei Dank, daß ich dieses Gepack in den Klauen habe! Wenn's mir nur gleich einfiel, wie ichs machen sollte, daß ich sie alle nach der Reihe her aufhenken könnte. Der Herr Bellettriens, der hätte mir übles Spiel machen können, aber itzt — itzt lauf er nur braf zum König. Ist schon ausgeloffen, will die Sach schon so vertreiben, wie's mir taugt. O der Herr Kollega! — der Herr Kollega! der ist ein Mann! der hat mir eben den Einfall gegeben, daß ich gleich die Gerichtsdiener mit mir nehmen sollte. Wenn der Mann nicht gewesen wäre! aber — wie man halt sagt — wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt.

Neunter Auftritt.

Blatt. Steinern.

Steinern. (umarmt den Blatt.) O Herzensbrüderl! Weil du nur da bist! Laß dir einen Schmaz geben! Ist alles vortreflich gegangen.

Blatt. Nicht wahr?— Sind's schon fort?—

Steinern. Sitzen schon warm und gut.

Blatt. Laß ihnen nur rechte Ketten anlegen, und Hunger leiden, daß ihnen die Rippen krachen möchten.

Steinern. Weißt was? den Pursch laß ich gleich gar in die Hexenkeuche hineinlegen: da rinnt das Wasser an der Mauer r'ab, als wenn's regnete. In drei Wochen mus er keinen ganzen Rock mehr am Leib haben.

Blatt. Gut! Er mus halb zerfaulen, bis sein Prozeß ausgeht. Er soll den Skorbut bekommen, daß er keinen ganzen Zahn mehr im Maul hat, wenn man ihn zum Galgen führt. Das ist eben die Kunst eines guten Kriminalrichters.

Steinern. Aber was machen wir denn mit seinem Weib? Ist ein schönes Weib beim Geier!

Blatt. (sieht sich schüchtern um.) Still Bruder! Ist Niemand da? — Die mus uns ein Akzidenzbröckl werden. In Malefizsachen giebts ohnehin keine Sporteln.

Steinern. Richtig! Aber wie machen wir's? —

Blatt.

Blatt. Succeſſive ſit motus. Nur langſam! langſam! kann man einen Kanarienvogel ſingen lernen, ſo wollen wir doch auch einem Weib tanzen lernen, wie wir pfeifen. Hab' ſchon lang ein Aug auf ſie g'habt.

Steinern. Wenn dem Herrn Bruder das Weib g'fallt, überlaß ich's ihm zum Lohn ſeiner guten Einfälle.

Blatt. Schönen Dank! Iſt ſchon ſo viel, als hätt' ich's. Aber ſilentium! — Wir verlierten ſonſt unſere ganze Authorität.

Steinern. Ja! ja! Hat mir neulich ohnehin ein Bauer ſo wunderlich herumgeredt, daß ich's hab wohl ſchmecken müſſen. Ich hab ihm aber gleich 50. ad poſteriora abmeſſen laſſen.

Blatt. Fünfzig! Das war zu wenig. Solche Kerls, die uns kritiſiren wollen, die mus man gleich ſchlagen, daß ihnen Zung und Zähn aus dem Halſe fallen möchten. Was wär das, wenn man über die Obrigkeit kritiſiren dürfte? — Das gieng uns noch ab.

Zehnter Auftritt.

(Der Scherge kommt vollends auſſer Athem gelaufen. Nach vielem Schnauben.)

Scherge, Blatt, Steinern.

Scherge. O EuerGnaden! — Aus iſt's! —

Blatt. Was iſt's dann wieder? Kannſt ja kaum ſchnaufen.

Scherge. Ah! g'loffen bin ich, daß ich g'meint hab, ich mus mir d'Lunge r'aus lauff'n.

Steinern. Was iſt's denn? — So rede!

Scherge. Fort! fort iſt er!

Steinern. Wer? —

Scherge. Entlaufen!

Blatt. Wer entlaufen? So rede!

Scherge. Der da, den wir eben da im Hauſe eing'fangt haben, der Liebrecht — oder wie er heißt.

Steinern. Da haſt dus wieder ſchön g'macht.

Blatt. Für was haſt denn du Händ und Füſſ', du Laigaff, du!

Steinern. Geh mir aus'n G'ſicht!

Blatt. Haſt denn keine Flinte g'habt? Hätt'ſt den Hund z'amen g'ſchoſſen.

Scherge. Hab ſchon ſchieſſen woll'n, iſt mir aber nicht losgegangen.

Steinern. So kann heut nichts gut's g'ſchehn! —

Blatt. Du haſt aber auch lauter ſolche alte Roller; nicht einmal eine ehrliche Flinte. Biſt auch ein Scherg, wie mein Eſel du! — Wenn'ſt nicht dappiſch wärſt, ſo könn'ſt du dir gleich ein Gewehr ſchaffen; aber es fallt dir nichts ein, dir. Schau! geh zu einem Einödbauern, und nimm ein Gewehr zu entleihen, und giebs nicht mehr zurück. Der Bauer begehrt's g'wis nicht mehr, bin dir verſichert.

Scher-

Scherge. Will gleich gehn.

Blatt. Ja Ochs! izt isi's Zeit; weil die Kuh aus'n Stall ist!

Steinern. Aber was ist zu machen, Herr Kollega! Izt kommt die Sache wieder an Ihnen. Rathen Sie uns! —

Blatt. Ja rathen! Sie glauben gewis, ich kann den guten Rath gleich aus'n Ermel r'ausbeiteln. Da verpascht ihr die Sach, nachdem sollt' ichs wieder gut machen. — Aber es wird mir doch schon noch was einfallen. — Was steht's aber da, und reißt's d'Mäuler auf? — Was ist's? — Rührt's euch! — Heraus mit der Sache! Es g'hört ja alles unser, ist ja alles fiskalisch.

Steinern. Ja Hansel! Such alles aus, geh! und was du gut findest, bring heraus.

(Der Scherge geht in die Nebenstube.)

Eilfter Auftritt.

Blatt. Steinern.

Blatt. Herr Kollega! Sie sind aber gar so abvergessen. So müssen Sie arm werden, wenn's nicht auf ihren Vortheil sehen. In dergleichen Fällen ist ja alles unser. Es steht freilich in Gesetzen nicht's drinn; allein der Praxis ist weit anders, als die Theoria.

Steinern. Ich weis selber nicht, wie mir heut g'schehn ist. Ich vergiß sonst nicht leicht auf dergleichen Sachen. Aber daß uns der Liebrecht entsprungen ist, das grübelt mir immer

mer im Kopf r'um. — Daß dich — daß dich! —

Blatt. Winseln, das nutzt nicht. Steckbriefe müssen wir ausschreiben, ist gleich besser. Ich hätt wohl gar Lust, und schlüg einen Bauern todt, damit wir doch ein Corpus delicti bekämen. Aber nur zugewartet, wir wollen ihm die Suppe schon versalzen.

Zwölfter Auftritt.

Der Scherge mit einem Arm voll Kleidungen kommt aus der Nebenstube. Hat ein Paar silberne Messerb'stöck und eine Uhr. Legt alles auf den Boden hin.

Scherge, Blatt, Steinern.

Scherge. Da habt's! Ich mein, das Beste ist schon beieinander.

Blatt. Laß sehn!

Steinern. Da ist eine Sackuhr.

Blatt. Und noch dazu eine silberne.

Steinern. Das ist, Mudel, mein Fisch. Ich bin Oberbeamte.

Blatt. Da ist ein silberner Tischzeug.

Steinern. Den schenk ich dem Herrn Kollega.

Blatt. Gratias maximas! Muß probiren, ob's gut Silber ist.

(Propiert auf dem Schuh, ob's Silber ist.)

Steinern. Hansel! klaub dir auch was z'aus!

Scher-

Scherge. Das hier wär ein guter Fleck zu einem Schalk für mein Weib!

Steinern. Nimm's Esel! bin dir ohnehin noch was schuldig. Hast mir neulich zwei Thaler g'liehen. Jtzt geht die Sach wett auf.

Scherge. Ja! ja! aber der Fleck ist doch ziemlich theuer.

Blatt. (zu Steinern beiseite.) Es ist doch gut, wenn man mit anderer Leute Sach bezahlen kann.

Steinern. Dank dem Himmel! einem Richter, wie wir sind, kommt täglich was. Regnt's nicht, so tröpfelt's doch.

Blatt. Ja, ja! es ist nicht umsonst die heilige Justiz.

Steinern. Hansel! Jtzt raum das Kucheng'schirr z'sammen. Was irden ist, g'hört dein; das kupferne bring in mein Haus.

Blatt. Herr Kollega! könnten mir 'nen G'fallen thun, wenn's mir einen kupfernen Schwankkessel zukommen liessen.

Steinern. Hab einen übrigen zu Haus, von der lezten Licitation her beim Wirth. Will'n Jhnen zukommen lassen. Bei einer Licitation nimm ich allzeit s'beste Stück für meine Bemühung. Mein Praktikant hat sich zwar nächst dawider aufgehalten; aber ich hab ihm meine Meinung recht g'sagt. Was weis der Pursche vom Praxi.

Blatt. Hab'n schon recht, Herr Kollega! aber ich weis noch einen Vortheil, damit d'Sach nicht gar so schmuzig r'aus kommt.

Steinern. Und was ist das für ein Vortheil?

Blatt. Die Sach wird allzeit um ein Bagatelle g'schätzt. Da giebt man einen Groschen über die Schätzung, und sagt, man hat mit lizitirt; und das kann mir ja niemand übel haben. Ich hab meine ganze Einrichtung auf diese Art bekommen.

Steinern. Gefällt mir der Vorschlag! — Hansel! hast das übrige Zeug schon ausgesucht? — Ist nichts mehr d'rinn für uns? —

Scherge. Nein! sind lauter Lumpen. Aber gnädige Herrn! was mus ich denn mit den Sachen machen, die wir nicht mitnehmen?

Blatt. Alles z'samschlagen!

Steinern. Ja, alles z'samschlagen. Machs gut, und komm bald nach, wir gehen. (beide ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Scherge allein.

Setzt sich auf den Boden nieder unter die Kleider, und klaubt eine Weile herum. Nach einer Weile.

Ist doch ein lustiges Amtl um einen Schergen! giebt täglich was spaßigs ab. Und wenn man Herrn hat, wie die unsrigen, die einen doch auch mitkommen lassen. Aber es ist kein Wunder! Sie kennen mich halt auch, was ich für ein Kerl bin. Wenn ich heut zween todt schlage, so sagt keiner kein Wort, wenn ich nur ehrlich mit ihnen theile. Ja! ja! —

Wie

Wie würd's aber auch im Lande zu gehn, wenn wir Beamte nicht wären? — Diese Lumpen da will ich in'n Ofen n'ein werfen; sind ohnehin zu nichts mehr gut. — Mich freut nur, daß ich mit schöner Manier eine Uhr bekommen habe. (Er zieht eine Uhr aus seiner Rocktasche.) Hatt'n's nicht g'merkt, die Alten zwei, wie ich's ihnen hab weg g'fischt. Aber unser einer wär auch ein Narr, wenn man auf sich selbst vergäss'. Wart's nur', meine liebe Alte! will euch schon öfters ein blaues für d'Augen machn. — Aber wen führt denn der Guckuck itzt wieder daher?

Vierzehnter Auftritt.

Ehrenwerth. Scherge.

Ehrenw. Grüß euch Gott, Hansel! was macht ihr da? —

Scherge. Was willst denn du, alter Geisbart? —

Ehrenw. Ah! was werd ich wollen? Bin halt auch Vorwitz halber herauf gegangen. Hab schon gehört, was ihr wieder für Handel habt angefangen. — Aber sag mir nur, da siehts ja aus, als wären die Räuber da gewesen.

Scherge. Was Räuber! Gerechtigkeit war da

Ehrenw. Ha! ha! ha! Gerechtigkeit! Itzt möcht ich's sehen, wie's denn aussieht, wenn die Ungerechtigkeit kömmt. — Hansel! Hansel!

sel! Du laßt dich aber auch zu allen solchen Bubenstücken brauchen. Denkst du nicht mehr an deinen seligen Vater? —

Scherge. Mein Vater war ein guter Mann, aber zum Schergen war er keinen Schus Pulver werth. Das Amtl versteh ich gleich besser.

Ehrenw. Er war ein ehrlicher Mann, lieber Hansel! Hat Niemanden Unrecht gethan. Aber höre! Mit dir sind die Leute gar nicht zufrieden.

Scherge. Geh, und predige mir nicht eine Weile vor, wie einem Frazen! Was kümmerts mich, sagen die Leute, was sie wollen, die Beamten sind mit mir zufrieden.

Ehrenw. Die Beamten! hm! hm! Siehst du denn nicht, daß das Ding keine lange Dauer mehr haben kann? Ich fürchte, der König wird bald eine Aenderung machen, wenn er von der Sache Nachricht erhält. Und was willst du anfangen, wenn du fortgejagt wirst? — Kein Mensch giebt dir ja im ganzen Gericht einen Brocken Brod.

Scherge. Ah! Possen! geh mach mir nicht warm! weil der Narr d'Flinten auf'n Buckel g'tragen hat, und einmal Soldat war, so meint er, er darf einen jeden kritisiren.

Ehrenw. Ich hab meinem König ehrlich gedient. Hab's Pulver g'schmeckt, und weis, was es in der Welt ist. Du bist aber noch nie aus der warmen Stube gekommen, und weißt nicht, was des Menschen Leben ist. Wer das Unglück nicht erfahren hat, weis selten,

ten, was Unglücklichen wehe thut. Aber glaub mir, wer mit Menschen keine Barmherzigkeit hat, mit dem wird Gott auch keine haben. Du und dein Beamter werdet noch so arm werden, daß euch die Läuse fressen möchten. Ist denn das eine Aufführung auf eine Obrigkeit? — Ihr handelt ja, wie Schurken! Ich wollte zum Teufel! lieber unter eine Räuberbande fallen, als in eure Hände.

Scherge. Pack dich, alter Narr! oder ich wirf dich zur Thür n'aus. Da hast du eine Maulschelle zum Lohn deines Geschwätzes. Künftig hin schlag ich dir noch den Kopf ein.

(Der Scherge versetzt Ehrenwerth eine Maulschelle und lauft davon. Ehrenwerth verfolgt ihn bis zur Thüre, kann ihn aber nicht einhohlen.

Fünfzehnter Auftritt.

Ehrenwerth allein.

Bube! — O daß mich doch meine alten Beine hindern müssen, dich einzuholen! — O du Schurke! Ich wollte dich bei deinen Haaren herziehen und mit meinen Füssen wie Rübenkraut zusammen tretten! — Ist's möglich, daß die Menschen so böse sind! — Unglückliches Schicksal des gemeinen Mannes, der solche Richter über sich hat! — Was Richter! — Wenn die — Richter sind, so

will

will ich den Wolf Menſchenfreund, und das groſſe wilde Schwein, das im Forſte umwühlt, heilige Gerechtigkeit heißen. — Da ſeckeln ſie uns aus bis auf den letzten Heller, und wenn uns nichts mehr übrig iſt, als ein Strohſack, ſo ſollen wir noch zum Himmel ſchreien: Gott ſegne den Richter! — Ja! Gott ſegne den Wolf! Gott helfe dem Bären, der meine Hütte verwüſtet, und meine Kinder zerreißt. (geht murmelnd ab.)

(Ende des zweiten Aufzugs.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Ein Garten am Luſtſchlos des Miniſters. In der Entfernung ſieht man das Schlos. Prächtige Statuen zieren den Eintritt in den Garten.

Liebrecht allein.

So mus ich herum gehen, wie ein Böſewicht, mich fürchten, als hätt' ich Mordthaten ausgeübt. — O Bosheit! wie weit ſetzeſt du den Menſchen herab! Wüßte ich eine Höhle, die tauſend Klafter tief unter der Erde mich von Menſchen entfernen könnte, ich wollte dem Sonnenlicht entſagen, bei Schlangen wohnen, und mir einbilden, daß ich im Zirkel freundlicher Weſen ſitze. — Ach! könnte ich mein Daſein vergeſſen! — vergeſſen, daß ich das ſchlimmſte Geſchöpf, — den Menſchen — kannte, oder könnt' ich ſo unfühlbar ſein, als ein Felſenſtück, oder, daß ich mich noch beſſer ausdrücke, ſo unfühlbar als das Herz eines gefühlloſen Richters! (Er wirft ſich auf eine Raſenbank. Nach einer Weile.) Aber wo bin ich? — Ah! hier iſt das Luſtſchlos des Miniſters; er wird daſein, wie man mir ſagte. Ich will ihn ſprechen. Wie viel Uhr iſts? (ſieht auf die Uhr.) Es geht auf fünf Uhr. (Nach einer Weile.) Mich däucht, ich rieche noch Braten. Ja gewis, ſie ſind noch

bei der Tafel. Man sagt, der Minister ist gut. O wie ich ihn bedaure! — Wie wird ihm das Zeremoniel zur Last sein! Ehrlicher Mann! du hast eine harte Bürde! — Aber ich sehe jemanden. — Hier kömmt ein Diener. (Ein Diener des Ministers geht durch den Garten.) He! he! Guter Freund! (Der Diener bleibt stehn, sieht Liebrecht an, und geht wieder fort, ohne zu antworten.) Er hört nicht, oder er will nicht hören. Daß mancher bei Hofe kein Herz hat, das hätt' ich mir wohl einbilden können; aber Ohren hätte ich doch gemeint, sollten sie noch haben. (Er sieht sich eine Weile herum.) Der Bediente kömmt wieder. Nun muß ich meinen guten Freund aufsuchen, meinen Geldbeutel! Ich will sehen, ob es ihm nicht gelingt, Sprachlose reden zu machen.

Zweiter Auftritt.

Der Diener des Ministers, und Liebrecht.

Der Diener kehrt wieder zurücke; Liebrecht nähert sich ihm, schuzt etliche Male seinen Geldbeutel in der Hand, und ruft ihm zu.

Liebrecht. Guter Freund! — Nur auf etwelche Worte!

Diener. Wer sind Sie, und was wollen Sie? —

Liebr. Was ich will, das könnt ihr mir ja leicht ansehen. Hab ich denn nicht eine Supplikantenmiene? — Wer ich bin, weis ich selbst nicht mehr, vermuthlich ein Heiliger: denn

denn ich wirke Mirakel, und hab erſt durch meinen Beutel einen Tauben hören gemacht. Aber ſagt mir, könnt' ich den Miniſter nicht ſprechen?

Diener. Er iſt noch bei der Tafel.

Liebr. Dauert die Tafel noch lang? —

Diener. Ungefähr bis ſechs Uhr.

Liebr. Wann ſaß dann der Miniſter zu Tiſche? —

Diener. Um zwei Uhr.

Liebr. Der mus ja verflucht harte Brocken zu eſſen haben, weil er ſo lang zu kauen hat? Aber, guter Freund! macht, daß ich ihn ſprechen kann. Hier will ich euch einsweilen einen meiner Gefangenen losgeben. Nehmt dieſen Thaler.

(Liebrecht giebt dem Diener einen Thaler aus ſeinem Beutel.)

Diener. Gut! warten Sie nur hier im Garten. (Er will wieder abgehen.)

Liebr. Ha! guter Freund! Noch auf ein Wort!

Diener. Was?

Liebr. Da habt ihr noch einen Thaler. Seid ſo gütig, wenn noch einmal ein Mann kömmt, der euch keinen Thaler geben kann, laßt ihn auch vor.

Diener. Dank! Dank! Sie ſind ein braſer Mann.

Liebr. Das iſt gewis, daß ich braf bin, obwohl meine Verdienſte, nach welchen ihr mich beurtheilt, ſehr gering ſind; denn ſie

sind alle in diesem Beutel. Aber nur noch einen Augenblick! Erlaubt mir zu fragen, sind in dem Zimmer des Ministers keine Löwen zu sehen, oder Elefanten, oder sonst asiatische Thiere?

Diener. Was wollen Sie damit sagen?

Liebr. Ich wollte sagen, daß oft manche Diener ihren Herrn so weit herabsetzen, und wenn man ihn sprechen will, sich bezahlen lassen, wie die Marktschreier, welche Schauthiere in ihren Kästen ausstellen. Aber das geht euch nicht an. Ihr werdet nicht von dieser Zahl sein. Nur hab ich euch bitten wollen: verläugnet euren Herrn nie. Ihr seid elend genug, daß ihr ein Diener seid, ihr müßt euch nicht noch erst zum Lügner herabsetzen. Lebt wohl, und vergeßt mich nicht.

Diener. Ein sonderlicher Mensch! (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Liebrecht allein.

Elendes Loos der Sterblichen! So hängt dein Glück an Metallen, die der Mensch aus der Erde gräbt, um sich vollends elend zu machen. — O verbirg deine Weisheit, beleidigter Sokrat! — Dring nicht in die Natur! Erkläre mir nicht mehr den Gang des menschlichen Herzens! — Jeder Kaufmannsjunge lacht dich heut zu Tage aus. — Höre auf, die Philosophie zu lieben! Sie ist eine Metze gewor-

worden. — Was braucht man Weisheit? — Suche Geld! — Ein Thaler beweiset oft mehr, als alle Gründe der Vernunft. — (**Man hört die Grasmücke singen.**) Aber wie singt die Grasmücke so schön! — ich wollt' hier so eine ganze Ewigkeit zuhören. Ihre Töne sind so sanft. O könnt' ich auch eine Grasmücke sein, oder ein Sommervogel, der nur ein Rosenmonat durchlebt! ! — (**Liebrecht geht im Garten herum, und besieht die Statuen. Nach einer Weile.**) Prächtig! — Prächtig! — Was das für Statuen sind! Aber ihr guten steinernen Männer! ihr erinnert mich an schreckliche Dinge! Es giebt Menschen, die so unthätig sind, als ihr. Sie glauben sich Philosophen zu sein, weil sie gleich gültig beim Glück und Unglück ihrer Mitbrüder sein können. — Es ist doch ein herrliches Ding um die Philosophie! — Ha! ha! Was für Philosophen in diesem Garten herumstehen! — Die Grasmücke singt wieder. (**Man höret den Gesang der Grasmücke.**) Ich will dich aufsuchen, kleiner Vogel! Du sollst mir ein Lied singen, daß Unthätigkeit Faulheit, und nicht Philosophie sei. — Meine Grasmücke will ich wieder aufsuchen. — Doch hier kömmt der Minister, wie michs däucht. Ich mus mich zur Parade stellen. Aber ich sehe doch meinen tauben Pazienten nicht wieder.

Vierter Auftritt.

Der Miniſter mit Gefolge.

Miniſter. Liebrecht.

Miniſter. Iſt alles zur Jagd bereitet?

Gefolge. Ja, Eure Excellenz!

Liebr. (Nähert ſich dem Miniſter mit Anſtand. Nach einer tiefen Verbeugung.) Eure Excellenz! Seien Sie ſo gütig, und hören Sie mich an!

Miniſter. Es kann izt nicht ſein, mein guter Freund! Wartet, bis ich von der Jagd zurück komme.

Liebr. Meine Sache iſt aber ſehr dringend.

Miniſt. Komt nur ſpäter, dann wollen wir uns ſprechen.

Liebr. Es liegt Menſchenwohl in meinem Vortrag Es läßt ſich keine Minute aufſchieben.

Miniſt. Ihr macht mich ungeduldig. Komt nur ſpäter. Nach einer Stunde bin ich wieder hier. (Der Miniſter will durch den G.ten abgehen. Liebrecht hält ihn bei dem Kleid.)

Liebr. Beim Himmel! ich warte keine Minute nicht. Ihr ſollt mir da nicht von der Stelle wegkommen, und ſollte man hundert Pferde an euch ſpannen.

Miniſt. Wer ſeid ihr, daß ihr euch ſo erfrecht?

(Die

(Die Diener wollen Liebrecht zurück reiſſen, er vertheidigt ſich aber gegen ſelbe.)

Liebr. Ich bin ein Geſchöpf, daß nach Gottes Ebenbild erſchaffen iſt, wie ihr. — Aber ſchafft mir da von euern Dienern Ruhe, oder ich ſchaffe ſie mir ſelbſt.

Miniſter. Laßt ihn! — Wer ſeid ihr alſo?

Liebr. Ich bin ein Menſch, der dem andern gerade hin die Wahrheit in's Geſicht zu ſagen traut; der ſich nicht ſcheut, dem Groſſen zu ſagen, du haſt Unrecht, wenn er Unrecht hat, mag er auch einen ganzen Kramladen von Bändern, und ein halbes Firmament von Sternen an ſeiner Seite tragen. Ich hab euch geſagt, wer ich bin; nun will ich wiſſen, wer ihr ſeid.

Miniſter. Verkennt ihr mich? — Wißt ihr nicht, daß ich der Miniſter bin?

Liebr. Gut, daß ihr mir's ſagt. Mir däuchte es freilich, als wenn ihr einmals Miniſter geweſen wäret. Aber heut hätt' ich euch nicht mehr dafür angeſehen. Ihr ſeid alſo der Mann, zu dem der König ſprach: Sorge für meine Unterthanen. Ihr theilet die Laſt der Regierung mit dem Monarchen, und wollt nicht einmal einen Unglücklichen anhören, der euch im Namen des Königs ſprechen will. — Gut, daß ich euch kenne! Ich will hingehen, und es meinem König ſagen, daß Unterthanen von ihm in Gefahr ſind: aber was thut das eurem Miniſter? will ich hinzuſetzen. Er hat wichtigere Geſchäfte, als Menſchen zu retten. Er geht auf die Haſenjagd.

Minist. (beiseite.) Welch ein wunderlicher Mann! (zu Liebrecht.) Ihr seid sonderlich.

Liebr. Sonderlich? — O wenn ihr mich sonderlich findet, so müßt ihr bisher unter Narren gelebt haben. Ich hab nur gesunden Menschenverstand, und weis den prächtigen Wagen, die Menge Tagdiebe, die euch folgen, und die sechs Thiere, die euch ziehen, von eurem wahren Werth zu unterscheiden.

Minist. Du gefällst mir.

Liebr. Das ist nicht meine Schuld, wenn ich euch gefalle; zu gefallen hab ich euch wahrhaftig nicht gesucht. Ich liebe die Wahrheit, und Wahrheit gefällt selten, das hab ich erfahren.

Minist. Erfahren habt ihr's? —

Liebr. Ja Herr! Erfahren hab ichs. Ich sagte einst einem Reichen, mache deinen Sohn nicht zum Richter, denn er stammelt; sperre deine Tochter nicht in's Nonnenkloster, denn das Mädchen ist für die Welt, und laß deinen Vetter nicht zur Miliz, denn er hat um keinen Heller Werth Muth — der Reiche behandelte mich aber als einen Narren, und verschloß mir seine Thür.

Minist. Er hat Unrecht gethan.

Liebr. Das will ich eben nicht sagen. Was kann der Mensch dafür, wenn die Mode seine Nerven schon so verstimmt hat, daß Harmonie der Wahrheit unangenehme Töne für's Gehör sind? — Der Gelbsüchtige sieht ja das schönste Laub für verdorben an, und ist er nicht krank? — Aber zur Sache. — Herr! laßt eure Diener abtreten.

Minist. Geht! —

(Die Diener gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Miniſter. Liebrecht.

Miniſter. Sagt mir alſo, mein lieber Freund! womit kann ich euch dienen?

Liebrecht. Ich bitte Eure Excellenz, laſſen Sie dieſes Wort dienen aus — die Welt hat Sie einmal nicht zu meinen Dienſten gemacht, und wenn mir Eure Excellenz ja was Gefälliges erweiſen ſollten, ſo wäre ſo eine edle Handlung durch das erniedrigende Wort dienen entheiligt. — Was kann ich helfen? — So müſſen Eure Excellenz ſagen — dieß iſt das ächte Wort. — Groſſe können helfen. —

Miniſt. Ihr ſeid ein Mann von ſeltner Denkungsart. Ehrlich, wie Gold, aber euer Vortrag iſt bitter, wie Aloe. — Setzen wir uns.

Liebr. Es ſchickt ſich nicht. (Macht eine Verbeugung.)

Miniſt. Euch ſteht es wohl an, Komplimente zu machen. Ihr habt mir bisher ziemlich viel hartes geſagt, — und da ich euch ſage, daß ihr euch ſetzen ſollt, ſo ſträubt ihr euch, wie ein Höfling. (Der Miniſter ſetzt ſich.)

Liebr. O um Vergebung! — Eure Excellenz, ich hätte nicht gern, daß man mich bei dem Miniſter meines Königs ſitzend fände — ich habe zu viele Ehrfurcht.

Miniſter. (lächelnd.) Ehrfurcht? — Vor einigen Minuten war eure Sprache ganz verſchieden.

Liebr. O nein! — Eure Excellenz! ich bin immer der nemliche. — Wenn ich je anders sprach, so war es nur darum, weil ich den Minister in seinen Handlungen verkannte; nun hab ich ihn wieder gefunden — und ich verehre in selbem den wichtigen Mann, der die Regierungssorgen mit dem Monarchen theilt — und werde mich also vor dem Freund meines Königs, vor der Stütze meines Vaterlandes nicht setzen. —

Minist. (beiseite.) Immer seltsamer! — Ich mus die Denkungsart dieses Mannes ganz kennen lernen. — Sie ist zu auffallend. — (zu Liebrecht.) Sagt mir also die Ursache, aus der ihr zu mir kommt. —

Liebr. Ich mus ehevor noch eine Frage an Eure Excellenz thun, denn sonst wäre mein Reden überflüßig, — und ich sage nicht gern unnütze Worte. —

Minist. Nun gut! — Worinn besteht diese Frage? —

Liebr. Sie besteht darinn, ob Eure Excellenz entschlossen sind, unglückliche Menschen thätig zu unterstützen.

Minist. O ja von Herzen gern.

Liebr. Ihr Wort, Ihre Hand! —

Minist. Bei Cavaliers Parole! —

Liebr. Sagen Sie mir lieber: bei dem Wort eines ehrlichen Manns; es ist bestimmter.

Minist. Nun gut! — Auch bei diesem. (reicht ihm die Hand. Beiseite.) Man mus solchen Leuten nachgeben.

Liebr.

Liebrecht. Vortreflicher Mann! — Wie sollt' ich Sie nun nennen? — Genug, Sie sind kein Hofmann, und unter dieser Ausnahme ist keine Gattung von Tugend, die ich Eurer Excellenz nicht beilege. — Hören Sie also! — Der König hat einen Wolf über die Heerde gestellt; das heißt, er hat einen Mann zum Beamten gemacht, den er eher zum Abdecker hätte machen sollen. Ihm sind die Bauern, wie die Hunde; er schlägt sie todt, wenn es ihn gut dünkt, und verkauft ihre Häute wie die Schaafspelze. Dieser Mann hat einen unglücklichen Pächter vom Hofe gejagt, und mit fremdem Gut einen Unterdrücker bereichert. Nicht genug, Menschen mishandelt zu haben, will er auch tödten. Er wirft Unschuldige in Kerker, — behandelt sie wie Verbrecher. — So entriß er mir auch mein Weib, die die Unschuldigen aus Mitleiden schützte; — auch mich wollte er in den Kerker hinreissen lassen, aber dies nervigte Paar Arme befreite mich von den Knechten der Bosheit. — Ich entrann, und komme hieher, und fodere Gerechtigkeit. —

Minist. Sollte das wohl möglich sein können, was ihr mir sagt? —

Liebr. Wie? Eure Excellenz zweifeln? — O halten Sie die Sache nicht für unmöglich. Kann Ihnen Ihr Herz wohl sagen: Ich habe nur auf Rechtschaffenheit, auf Talente, nie auf Empfehlungen gesehen. — Ich bin versichert, daß sich kein Mensch durch Cabalen dahin schwang, oder durch Schmiereréien. — Wenn Sie sich das sagen können, Eure Excellenz! so hören Sie zu zweifeln auf, und

sagen Sie mir in's Gesicht, daß ich eine Lüge gesagt habe. Aber — so lang es krumme Wege giebt, sich in Aemter einzudringen, so lang der Dummkopf den Mann mit Verstande verdrängen kann, oder der Geldbeutel als ein mächtiger Protektor angesehen wird, — so lang, sag ich Ihnen, Minister Ministers Dienste vergeben können, so wundern Sie sich nicht, wenn manche Stelle mit seichten Köpfen, — mit schlechten Herzen besetzt ist. — Es giebt einen sogenannten grossen Weg, oder die Landstrasse zu Aemtern. Die Rechtschaffenen laufen sie, und laufen, daß ihnen die Tropfen an der Stirne hangen; Bücklinge aber gehen nach der Quere, und besetzen einsweilen die Posten, — und bis der Mann von Verdienste ankömmt, ist für den Rechtschaffenen kein Platz mehr leer. Was Wunder denn, wenn Narren und Tollköpfe gute Posten haben! — Es ist ja ganz natürlich. Die Leute suchen Aemter, nicht um zu nützen, sondern um mehr Einkünfte zu haben, und besser schwelgen zu können.

Minist. Ich erschrecke an dem, was ihr mir sagt.

Liebr. Das ist gut, wenn solche Bilder Eure Excellenz erschrecken können. Es ist ein Zeichen, daß ihre Fibern noch des Eindruckes fähig sind. — Aber diese Ueberzeugung bekommen Sie nicht, wenn Sie immer wie eine Bruthenne in ihren Palästen sitzen. — Heraus auf's Land! in die niedrige Hütte, die Winde und Stürme durchbrausen, wo den Arbeitsmann schlechtes Brod und Wasser nährt,

damit sich die, die ihn unterdrücken, mit Kapaunen füttern können.

Minist. Es schaudert mir die Haut an diesem Gedanken.

Liebr. Das ist nicht genug. Es muß das Herz bluten, und jedes Haar wie die Stacheln eines ergrimmten Igels zu Berge stehen, wenn Eure Excellenz vollkommene Nachricht von dem Elende ihres Mitmenschen haben. — Aber was bekümmert sich mancher Grosse viel darum? Denn da sein Magen an der Verdauung eines Indians arbeitet, so kömmt ihm der Gedanke nicht, daß einen Menschen in der Welt hungern kann. — Ich bitte Eure Excellenz! unterschreiben Sie keine Verordnung nach der Mahlzeit, denn es könnte eine halbe Provinz in Hungersnoth gerathen.

Minist. Guter Mann! du erinnerst mich, wie traurig mein Amt ist, und welche Bürde?

Liebr. Bürde! — O nein! Bürde ist das Amt eines Ministers nicht. — Wenn Eure Excellenz Ihre Pflichten erfüllen, so können Sie in einen grossen Umfang thätig sein. — Gut und wohlthätig sein können, ist ja keine Bürde. — Der Mann mit edler Seele, der das Amt eines Ministers bekleidet, ist eine Gottheit, erschaffen zum Wohlthun, und erhaben wie die Sonne, um alles unter sich zu erquicken — sanft wie die Abendröthe nach einem schönen Sommerabend, werden Eure Excellenz einst von dieser Bühne abtretten, und der späte Nachruf wird noch der glücklichen Gegend ihre Wohlthaten verkündigen.

Minist.

Miniſt. Ach! —

Liebr. Eure Excellenz haben ſich ja doch keine Vorwürfe zu machen?

Miniſt. Das nicht. — Ich habe die Sprache der Schmeichelei nie geſprochen, und meine Meinung war nie, die Meinung eines kriechenden Günſtlings. — Ich hab nie zu meinem König geſagt. " Ihr ſeid unumſchränkter Herr über Leben und Tod eurer Unterthanen; — oder eure Gewalt iſt unumſchränkt über die Güter derſelben „. — Nein! dieſe Sprache war niemals die meine. Ich ſagte ungeſcheut: das Leben von Bürgern hängt von gerechten Geſetzen ab, und der Fürſt iſt der erſte Verwalter gemeinſchaftlicher Güter.

Liebr. O Eure Excellenz haben mit einer Engelszunge geſprochen! — Ja wahrlich! der Namen des Vaters des Volks iſt nicht allein Lobſpruch für den Regenten, ſondern auch zugleich Erklärung ſeines wichtigen Amts. — Aber Eure Excellenz! den Unglücklichen iſt durch unſer Moraliſiren nicht geholfen. —

Miniſt. So kommt! — Ihr ſeid ehrlich, ich bin euch von ganzer Seele gut. Ich will anſpannen laſſen, und mit euch nach dem Ort fahren, wo Unglückliche leiden.

Liebr. Der Himmel, der das Flehen der Unterdrückten hört, wird Sie ſegnen. —

Miniſt. Laßt uns eilen, um wohl zu thun! (beide ab.)

Sechs.

Sechster Auftritt.

Haus des Beamten.

Steinern. Blatt.

Steinern. (hält ein Papier in der Hand.) 6 mal 6 ist 36 und 4 ist 40. — 5 von 40 bleibt 35 — nota 35. 2 mal 8 ist 16 und 7 ist 23. — 6 von 23 bleibt 17 — nota 17. — Ist doch ein treffliches Ding um die Rechenkunst. —

Blatt. O ja, es ist nichts d'rüber. Ich hab in meinem Leben über nichts mehrers studiert, als über das Einmaleins; und hat mir allzeit guten Profit gebracht. Und wenn ich noch etlich Jährl leb', so laß ich eine neue Auflag von Einmaleins machen, und laß mir schöne Holzstiche dazu schneiden.

Steinern. Das ist recht. — Will dem Herrn Kollega meine Notata à dazugeben. — Hab leicht einen Riß Papier darüber verschrieben. — Gieb's einem meiner Praktikanten zu lesen, aber er hat keine Freud d'ran.

Blatt. Was keine Freude? — Im Einmaleins keine Freud haben? dem soll man ja das Hirn einschlagen. — Im Einmaleins keine Freud haben, — und steckt doch Oeconomia Boursi copiæ, — und wie die Wissenschaften alle heissen, drinnen.

Steinern. Gewis, und besonders, wenn man noch dazu so zu kalkuliren weis, daß die Sache in der Rechnung ist, ohne daß man es sieht. —

Blatt.

Blatt. Das ist eben die wahre Kunst. D'rum sind die 5 Species. — Weis der Herr Kollega wohl den moralischen Verstand davon? —

Steinern. Nein; den weis ich nicht.

Blatt. Will ihm's sagen; aber seinem Praktikanten muß er's nicht wieder schwätzen. Sind Sachen für uns. — Ein Beamter muß Numeriren; das heißt, er muß auf alles, was Geld eintragt, aufmerksam sein. — Er muß Adiren; — die Sach zuweilen zweimal grösser machen, als sie ist. — Er muß Subtrahiren; versteht sich in seinen Beutl, und folglich sein Vermögen durch Akzidentien multipliciren; — und endlich Dividiren, — das ist, mit seinem Mitbeamten redlich theilen.

Steinern. Was macht der Herr Kollega aber mit der Regula de tri?

Blatt. Die ist keinen Teufel werth. — Es muß alles unter vier Augen geschehen, und nicht unter sechs, — ausgenommen, wir theilten so was mit dem Hansel —

Steinern. Was halt der Herr Kollega für ein Mann sind!

Blatt. Fehlt sich nichts. — Hab' doch nie viel studiert.

Steinern. Ah! — Studiert, unter uns g'sagt, ich auch nicht. — Halt nicht viel d'rauf. — Was das Studieren! — Man siehts schon, was es nutzt. — Kommen beständig itzt daher mit ihrer Moralbildung des Herzens, und was weis noch, wie das Gezeuge alles heißt.

Blatt. Um Verzeihung! auf d'Moral halt' selber was; hab schöne zwei moralische Bücher zu Haus.

Steinern. So! wie heissen's?

Blatt. Eins heißt, der Finkenritter, und das andere, wenn ich mich nicht irre, fangt von Heu an — Heu — Heu — Heu — Heumannskinder.

Steinern. Ah! die sind gut. — Ich hab's selbst von einem Kraxentrager zum Präsent bekommen. — Da kann man doch was lernen. — Der Finkenritter ist gar gut. — Aus dem hab ich erst gelernt, wo die Baumwolle herkomt; hab's zuvor nicht gewußt.

Blatt. Kann mich erinnern. — Aus der Insel, schreibt er, nicht wahr? — wo die Schaafe an Bäumen wachsen.

Steinern. Richtig! — Aus solchen Büchern bekomt man doch ein Spurium.

Blatt. Was Spurium? Spiritum wollen Herr Kollega sagen. Aber beim Himmel! — Mit unserm gelehrten Diskurs hätten wir bald das nöthigste vergessen. — Die Steckbriefe wider den Fugitivum.

Steinern. Ei! ei! ei! das wär g'fehlt. — G'schwind müssen's expedirt werden.

Blatt. Nicht wahr? — Herr Kollega vergißt doch auf alles? — Wenn ich nicht wär! Sie sind schon lang fort.

Steinern. Wie? Fort sind sie schon die Steckbriefe? — O Herzensmann! —

Blatt. In dergleichen Sachen läßt sich nicht verweilen. — Aber was ist wohl zu thun, wenn wir ihn erwischen? —

Steinern. G'henkt mus er werden, ohne Gnad und Barmherzigkeit.

Blatt. Das wär freilich gut! aber —

Steinern. Was aber? Machen Sie mir keine Angst.

Blatt. Denken Herr Kollega nur, daß das Ding mit dem Menschen nicht angeht, wie mit einem Bauern, um den sich kein Mensch annimt; wir könnten ihn sieden, oder braten, ist einerlei; aber nicht so mit unserm Fugitivum. Denken's nur! er ist ja der Schwiegersohn des verstorbenen Landrichters. — Da könnten wir kurios anpumsen.

Steinern. Zum Geier! (**kratzt unter seiner Perücke.**) So lass'n wir'n halt in Gottsnam lauff'n.

Blatt. Das wär ja wieder nichts. Wir müssen einen medium terminum ergreiffen.

Steinern. In wem b'steht er? —

Blatt. In einem Bagatell. In ein Paar Messerspitz voll Mauspulver.

Steinern. Das ist doch gar zu bunt.

Blatt. Möcht'sich der Herr Kollega nicht gar ein G'wissen d'raus mach'n? — Was ist's dann? — Der Mensch mus einmal sterben; ob es früher geschieht, oder später, ist ein Ding. — Wir hab'n schon noch andere Trick' auf unserm G'wissen — da hat's eher Häckel damit. — Propter restitutionem.

Steinern. Still! — Still! — Auf dergleichen Sachen mus man nicht denken. — Iſt allzeit früh g'nug. — Ich wär mit'n Herrn Kollega in der Hauptſach ſchon verſtand'n, aber ich fürchte nur, man könnte den Spaß merken.

Blatt. Was merken? — Hätt' bald g'ſagt — wir ſag'n halt, er hat ſich ſelbſt vergebn. Mach'n einen Bericht d'rüber, trennen ihm eine Rath im Rock auf, und ſchreib'n vor, er hat das Mausgift ſchon bei ſich g'habt.

Steinern. Das will ich'n Herrn Kollega überlaſſ'n.

Blatt. Nichts überlaſſ'n! — Mit g'macht! Mit g'ſtohln, mit g'henkt.

Steinern. Nein, nein! S'henken geht auf ihren Riſiko.

Blatt. Was, auf meinen Riſiko? — Herr Kollega wollt' ſich alſo aus der Schlinge ziehn? Er iſt 'ne rechte Lettfeige! — Weis ers! —

Steinern. Nicht lang Lettfeige! — Von ſo 'nen Schurken, wie er iſt, laß ich mich keine Lettfeige heiß'n.

Blatt. Was Schurke? — Du biſt auch nicht beſſer du! — Du Tropf du! — Du Dumkopf! — Dich hätt'n ſchon längſt im hellicht'n Galg'n d'Raben ausgepeckt, wenn ich nicht g'weſen wär. — Iſt das mein Dank? zum Teufel! —

Steinern. Was ſollt' ich dir Dank hab'n? Hab ich nicht allzeit mit dir theiln müſſen? — Warſt du nicht allzeit der Anfang von allen Schelmereien? —

Blatt. Ein witziger Schelm iſt allzeit mehr werth als ein dummer, und der biſt du! — Du biſt ja nicht im Stande, einen hellerwerth Spitzbubereien zu erfinden. — Ich hätt' Luſt, und gieng hin, und ließ dich aufhenk'n.

Steinern. Mich aufhenkn? — Das will ich ſehn! — Mich aufhenkn! — Da mußt du mithenk'n, du! — Ich will alle Spitzbubereien entdecken, ich will ſag'n, wie du die Protokollen verfälſcht haſt; wie du d'Leut doppelt g'ſtraft haſt; wie du Leut um Haus und Hof gebracht, d'Weiber verführt, und den Bartl halb todt ſchlag'n laſſen. — Alles will ich ſag'n, und der Teufel ſoll drinnen ſein, wenn du mich an Galgen bringſt, ob ich dich nicht gar auf's Rad bringen will.

Blatt. Geh! du ſpaſſeſt ja? — Denk nur, du ſchadſt dir ja ſelbſt. Biſt ja du der Oberbeamte. — Haſt überall mit g'macht. — Geh, laß uns keine Narrn ſein! — Sein wir nur wieder gut, und ſchad'n wir uns nur nicht ſelbſt. — Gieb d'Hand her! Herr Kollega! —

Steinern. Nu, da iſt's! (reicht ihm die Hand)

Blatt. Alſo wieder Herr Kollega?

Steinern. Ja, Herr Kollega! (ſchlagt ein.)

Blatt. Nichts für ungut! — die Sach bleibt beim alten! keinen Groll'n!

Steinern. Behüt Gott! die Feindſchaft iſt gar nicht meine Sache. Bin allzu chriſtlich. Aber es iſt Zeit in's Amthaus. Wir müſſ'n nachſehn.

Blatt. So gehn wir halt! (beide ab.)

Sie-

Siebenter Auftritt.

Das Schergenhaus.

Der Scherge führt Hörwald, Julie, Rosa und Franzen geschlossen in die Stube. Er stehlt zwei Stühle, so, daß die Lehnen gegeneinander sind. Auf einen setzt er Hörwald hin; auf den andern Julie, so, daß sie sich den Rücken einander zeigen. Nach einer Weile.

Scherge, Franz, Rosa, Hörwald, Julie.

Scherge. Da sitz her! (zu Hörwald.) Du schau hinum! — (zu Julie.) Und du schau herum! — Und wenn's d'Köpf umkehrts, so nimm ich euch beim Bieber, und schüttl' euch, daß euch die Zähn' klappern möcht'n. (Zu Franzen, den er weiter zurück stoßt.) Und du Rozbub, bleib da! —

Franz. Ich will zu meiner Mutter!

Scherge. Was zu deiner Mutter? — Du Milchfraz! — Dir wird man ein b'sonders koch'n ja! — Daher! — (reißt ihn auf einen andern Stuhl hin. Franz fängt zu weinen an.) Weine nicht, oder ich würge dich, daß du blau werden möchst.

Rosa. O mein Freund! — Diese Eisen sind zu schwer.

Scherge. Ah! seht nur d'Madam an! — Dir werdn wir's abfeiln lass'n, ja! — Warum nicht noch? — Was ihnen nicht alles einfiel? Möcht's keine Pastetten? —

Hörwald. Ich bitte euch, guter Freund! seid nicht so hart mit dieser Frau.

Scherge. Was guter Freund? — Ich heiß Hansl, und hier bin ich Hogl auf meinem Mist, und heiß Herr Johannes. Hier ist kein guter Freund für euch, als der Karbatsch.

Julie. Schonet doch meine Kinder!!

Scherge. Still seids, sag ich, oder ich schlag euch, daß euch der Teufl reiten möchte. — Aber gut! es kommen die Herrn Beamten. Die werden euch schon einquatirn.

Achter Auftritt.

Steinern, Blatt, die Vorigen.

Sämmtliche Gefangene. O Barmherzigkeit! — Barmherzigkeit! —

Blatt. Nichts Barmherzigkeit mit euch Lumpenleute! —

Steinern. Hansel! mach deine Schuldigkeit! — Fort mit dem! — (zeigt auf Hörwald.)

Scherge. Wohin? —

Steinern. Unter d'Erden n'ab in die Keuche Nr. 6.

Hörwald. Haben Sie doch Mitleiden! — Denken's, ich hab Kinder!

Blatt. Hättet ihr Hunde dafür, so dürft ihr euch nicht sorgen.

Julie. O das ist hart!

Steinern. Fort mit dieser in die Hexenkeuche Nr. 5.

Franz.

Franz. (Will ſeiner Mutter nachlaufen.) O Mutter! — Mutter! —

Julie. O laßt mir doch mein Kind in meinem Elende!

Steinern. Da wird nichts d'raus. — Fort mit dem Bube!

Julie. Was wollt ihr dann mit meinem Kinde anfangen? —

Blatt. Nicht gewinſelt! Weib! — Nicht gewinſelt! — oder ich laß dir deinen Buben vor deinen Augen zu todt prügeln.

Hörw. Unbarmherzige! — Der Fluch des Himmels komm über euch!

Steinern. Hanſel! den Bubn ſperr in die Keuche n'auf, wo der Rosdieb iſt, den wir geſtern g'fangen habn.

Franz. Nein! bei einem Rosdieb mach ich nicht ſein.

Blatt. Da wird man dich fragn, wo du hinwillſt.

Roſa. Denken Sie doch, ums Himmelswillen! dieſes unſchuldige Kind könnte bei einem böſen Menſchen verführt werden.

Steinern. Unkraut verdirbt nicht.

Blatt. Und was an Galgn g'hört, ertrinkt nicht. — Fort! —

Der Scherge führt Hörwalden, Julie und Franzen fort ins Gefängniß.)

Neunter Auftritt.

Blatt, Steinern, Rosa.

Rosa sitzt mit gesenkten Haupt auf einem Stuhl. Steinern und Blatt sprechen ganz geheimnißvoll miteinander.

Blatt. Herr Kollega! Mach er nun seine Pallus bei dem Weibe. Versteht mich schon, wie wir ausgehandelt habn.

Steinern. O ja! Verlaß er sich nur auf mich! Will die Sach schon mach'n. Geh er nur in Gottsnam fort!

Blatt. Ich gehe; aber Herr Kollega! mach er seine Sach gut.

Steinern. Beim Plunder! Wenn ich mal ja sag. Adieu! (Blatt ab.)

Zehnter Auftritt.

Steinern, Rosa.

Steinern. Geh nur zu, du! — Der Bissen ist für deine Schnauze nicht gewachsen. (Er nähert sich zur Rosa.) Ah! Madam! warum so traurig? — Lassen's Ihnen die Sach nicht schwer fallen. — Bin kein so harter Mann, wie man glaubt. — Absonderlich bei einer so schönen Frau. Ei! ei, ei! Sie Mäuschen, Sie! — Sie könnten ihr Glück machn, wenn sie wollt'n.

Rosa. Lassen Sie mich! — O für mich ist kein Glück mehr.

Stei-

Steinern. Ah! Pah! Pah! warum nicht? Kann Ihnen niemand feind sein. — Wird sich schon noch alles geben. — Sehen Sie, ich will mich schon für Sie interessiren; unterdessen, was geschah, hat sein müssen. — Hab meine Pflicht. Fiat justitia! Schlechten Leut'n mus man keinen Unterschleif geben. — Aber ich weis schon; ist nicht ihre Schuld. Ihr Mann ist halt Ursach. — Ist n'grober Mann. Aber die Sach ließ sich ändern. — Aber wie wärs? — Wir könnten noch mal gar ein Paar werdn.

Rosa. O Himmel! — Lassen Sie mich mit ihrem abgeschmackten Geschwätz! — Lassen Sie mich in eine abscheuliche Keuche legen; es soll mir angenehmer sein, als bei Ihnen. — Ich kann ihren Anblick nicht ertragen. — Ihr Gesicht hat zuviel ähnliches mit einem Wolf.

Steinern. Ah! Possen! — (*Mittlerweile sieht Blatt zur Thüre herein, und bsiet dem Steinern.*)

Blatt. Bst! — Bst! —

Steinern. (*ganz still.*) Was guts? —

Blatt. (*immer den Kopf zwischen der Thüre.*) Wie gehts? — Schon gesprochen wegen meiner? —

Steinern. Ja, gehn's nur wieder! S'wird schon gut gehn. Sein schon in Traktat'n. — Bleibn's nur vor der Thür d'rauss'n, damit der Hansl nicht r'ein patscht.

Blatt. Nu ja! Machen's d'Sach gut.

Steinern. Soll nicht fehlen. (*Schließt die Thür zu. Nach einer Weile zu Rosa.*) Ah!

Ah! Madam! — Wohlauf! sind sie in guter Kompagnie! Wenn Sie sich d'rein zu schicken wüßten, so könntens wohl gar noch in mein Haus n'auf kommen.

Rosa. Geh! packe dich, du geiler Unmensch! — Ich kenne deine Absichten.) (*Man pocht an der Thüre. Blatt vor der Thüre.*)

Blatt. Herr Kollega! — aufg'macht! — g'schwind! g'schwind!

Steinern. Nu, was giebts wieder? (*macht auf.*)

Eilfter Auftritt.

Blatt, Scherge, und die Vorigen.

Blatt. Herr Kollega! der Minister ist angekommen.

Steinern. Das wär der Teufel!

Scherge. Ja, bei meiner Seele! — Ist bei ihrem Hause abgestiegen.

Rosa. (*beiseite.*) O dem Himmel sei Dank!

Steinern. Wer ist bei ihm?

Scherge. Der Liebrecht.

Rosa. (*beiseite.*) O gütige Vorsicht!

Steinern. Au wehe! au wehe! — Was ist zu machen, Herr Kollega?

Blatt. Weis selbst nicht mehr recht. Ist mir auch nicht ganz wohl bei der Sach.

Steinern. Hansel! Geh, führ das Weibsbild in eine andere Stube, und thu ihr die Ketten r'ab.

Scher-

Scherge. Gleich, Eure Gnaden! (führt Rosa ab.)

Steinern. Herr Kollega! Jzt gehen wir halt in Gottsnamen zum Miniſter. Müſſen den Muth nicht gleich ſink'n laſſn. Vielleicht können wir uns ſchon durch n'e hübſche Lug herausziehn. (beide ab.)

Zwölfter Auftritt.

Haus des Beamten.

Miniſter, Liebrecht.

Liebrecht. So war mein Schickſal, wie ich Eurer Excellenz erzählt habe.

Miniſter. Man hat aber eure Verdienſte verkannt.

Liebr. Es iſt einmal ſo, Eure Excellenz! Der Hof iſt ein Gebäude von Marmor; die Leute ſind treflich polirt, aber oft ſteinhart, wenn man was begehrt. Jch hatte auch eine ſo wunderliche Gemüthsart, daß ich meine Täge nicht gern in den Vorzimmern und auf den Treppen zubrachte. Meine Freunde verſprachen mir viel, aber ſie hielten wenig. Einige ſorgten nur für ſich, die andern ſprachen mit zu wenig Wärme, und dieſes war die Urſache, daß ich den Dienſt meines Schwiegervaters nicht erhielt. Jch hatte die Adjunktion, und ſeine Tochter zur Ehe, und dies war nun alles. Nach ſeinem Tode ſollizitirte ich freilich, aber ich machte die ungeſchickteſte Figur in der Stadt. Da fand ich Leute, die ſich

ſchäm-

ſchämten, allgemeine Menſchen zu ſein. Einige wollten ſich Cäſars, Pompeien und Hannibale nennen laſſen; andere foderten, daß ich ſie Renatus Rogerius, Tankreds nennen ſollte; dieſe wollten Hektors und Herkuls ſein, und jene Merkurs und Jupiters. Ich ſtaunte dieſe Menſchen an, wie Wunderthiere, und dachte bei mir, es iſt beſſer, wenn ich mich von dieſen Gottheiten abſondere, und wieder allgemeine Menſchen aufſuche. Ich gieng zur Stadt hinaus, und verbarg mich wieder in meine Hütte auf's Land, wo ich zwar keine Hektors, keine Jupiters fand; aber ehrliche Philippi und rechtſchaffene Peters, die in meinem Herzen mehr Werth hatten, als die meiſten dieſer adelichen Gottheiten.

Miniſt. Ihr habt wohl recht. — Ich wollte mir auch wünſchen, daß ich entfernt vom Hofe auf dem einſamen Land mein Leben verträumen könnte.

Liebr. Das iſt freilich der Wunſch manches Philoſophen! allein die Sache iſt einmal ſo, und wie ſie iſt, mus ſie vielleicht ſein. Lebte man beſcheidner in den Städten, ſo müßten die Goldſticker und Zuckerbäcker Hungers ſterben. Die Menſchen wollen einigermaſſen Sklaven ſein, um dadurch anderswo ihre Herrſchaft befriedigen zu können. Es ſcheint, als wenn man den Vornehmen ihre hohe, ſtolze und befehlshaberiſche Miene nur in Groſſo lieferte, um ſie in den Provinzen wieder in minuto anzubringen. Jeder Menſch dünkt ſich gros und drückt gern den andern, und dieſe Denkungsart geht ſo weit, daß ſich ein Schweinhütter einbilden kann, er ſei ein Beherrſcher

einer

einer ganzen Armee. Aber was heißt das alles? Unverdiente Würde iſt oft der Galgen unſers Namens.

Miniſt. Ihr denkt richtig. — Aber ſeht doch einmal, ob der Beamte noch nicht kömmt. Was heißt das, daß er ſo lange verweilt?

Liebr. Eure Excellenz! er kömmt eben.

Dreizehnter Auftritt.

Blatt, Steinern, Scherge, die Vorigen.

Steinern. (Macht eine tiefe Verbeugung.) Verzeihen Eure Excellenz! daß wir ſo in unſerm Alltagsaufzug erſcheinen. Wir kommen eben von der Arbeit.

Blatt. Eure Excellenz! Wir hatt'n das Glück nicht gehofft, und die Gnade, Sie in hoher Perſon ſelbſt zu ſehn. Hätt'n ſonſt unſere Schuldigkeit ſchon beobachtet, und hätt'n den Amtmann vorreit'n laſſ'n.

Miniſt. Ich gehe nicht auf das Zeremoniel.

Steinern. Eure Excellenz! Iſt nichts als unſre Schuldigkeit.

Blatt. Iſt uns eine Gnad, aufzuwarten. (Beiſeite: ſieht den Liebrecht ſchief an.) Der verfluchte Kerl! — Der wird uns Sprüng g'macht hab'n.

Steinern. Eure Excellenz werden wohl die Gnad habn, bei uns über Nacht zu bleiben. Will gleich alles zurichten laſſen.

Miniſt.

Miniſt. Keine Mühe gemacht! —

Blatt. Eure Excellenz! wir woll'n recht luſtig ſein. Heut iſt ja unſerm Haus Heil wiederfahren. Hanſel! laß den Schäfer die Beller aufpflanz'n.

Scherge. Gleich Eure Gnad'n!

Miniſt. Ich will nicht! — bleibt!

Blatt. (beiſeite.) Der Miniſter macht ein verflucht ſauers G'ſicht. Die Sache mus nicht gut ausſehn.

Steinern. Eure Excellenz! Wir hab'n noch Pulver g'nug. Wir wollen's auf Eurer Excellenz Geſundheit abfeuern.

Miniſt. (zu Liebrecht.) Was das für kriechende Menſchen ſind! —

Liebrecht. Kriechend und böſe.

Miniſt. Meine Herrn Beamte! Was giebt es neues in eurem Gericht? — Sind die Leute wohl zufrieden? — Der Wille des Königs iſt, daß ſeinen Unterthanen gut begegnet werde.

Blatt. Ja Eure Excellenz! —

Steinern. (zu Blatt.) Verlaſſe mich auf'n Herrn Kollega. Er mus die Sach vertheidigen. Ich weis bei meiner Ehre nicht, was ich ſagn mus. (Steinern läuft zu Liebrecht hin.) Ich bitte ihn, Herr Liebrecht! Mach er uns kein übles Spiel. Er könnt' uns beim Teufel ums Amtl bringen.

Miniſt. Was giebts? — Was heißt dies ſtille reden? Ihr ſeid ja ganz erſchrocken? — Reder! Was geht vor? Was ſteht ihr denn da, wie die Stöcke? — Es läßt mich vermuthen,

then, daß euer Gewiſſen nicht rein ſein mus.— Kennt ihr dieſen Mann da? — (zeigt auf Liebrecht.

Blatt. Kennen ihn freilich. Laſſen ſich Eure Excellenz von ihm kein blaues für d'Augn machn. Iſt ein bloſſer Bauernkönig.

Steinern Ja, ſo iſt's Eure Excellenz! wie der Herr Kollega ſagt.

Miniſt. (im rauhen Tone) Es iſt nicht ſo, ſag ich euch.— Ihr ſeid Böſewichter! Ihr wollt mit der Sprache nicht heraus! aber ich will euch unterſuchen. Es wird ſich aufdecken. Liebrecht! Habt ihr eine Klage wieder die Beamten vorzubringen? —

Liebr. Ja, Eure Excellenz! Ich klage ſie an im Namen der Unterthanen des Königs, im Namen einer unglücklichen Familie, und in meinem Namen. Ich bitte Eure Excellenz, nach Schärfe die Sache zu unterſuchen. Wenn ich Unrecht habe, ſo unterwerfe ich mich der Strafe eines Verläumders; hab ich aber recht, ſo fodere ich im Namen des Königs Gerechtigkeit.

Miniſt. Es ſoll alles auf's Genauſte unterſucht werd'n.

Scherge. (beiſeite.) Ei! ei! Was wird das werd'n? —

Steinern. O Eure Excellenz! Machen Sie nichts aus der Sache. S'war nur ein unbeliebiger Verſtos.

Blatt. Was unbeliebiger Verſtos? — Nichts Eure Excellenz! Wir habn gehandelt, wie's ſein ſoll. Der Hörwald iſt ein böſer Menſch;

er hat's verdient. Wir habn ihn von Hof g'jagt.

Steinern. Glaub'n Eure Excellenz dem Herrn Kollega nichts; er will die Sach nur vermänteln. Will alles aufrichtig g'stehen, und hoff auch, Eure Excellenz werd'n sich meiner annehmen.

Blatt. O du Schurke du! — So gesteh du alles aufrichtig, und laß dich auch aufrichtig aufhent'n. Ich Eure Excellenz! weis von allem nichts. Kann mich legitimiren.

Minist. Wo ist Hörwald? —

Steinern. Im Amthaus, Eure Excellenz!

Minist. (zu Liebrecht.) Sorgt sogleich, daß man alle Gefangene hieher bringe. Ich gebe euch die Gewalt im Namen des Königs; und bringt diesen Eigensinnigen (auf Blatt weisend) einstweilen in gerichtliche Verwahrung.

Blatt. (fällt dem Minister zu Füssen.) Gnade! Eure Excellenz! Will mein Verbrechen auch aufrichtig gestehn.

Minist. So redet! — Was bewog euch, den unglücklichen Hörwald von Hof zu stossen?

Blatt. Eure Excellenz! es war halt ein Pachter in der Gegend, der seinen Hof gern gehabt hätte; hat uns einen guten Rekompens versprochen, und die Menschen sind halt schwach. Habn's zwar nicht gern gethan, aber's Geld hat uns halt verblendet. Nicht wahr? Herr Kollega!

Steinern. Ja, Eure Excellenz! So ist's. Wie der Herr Kommissa g'sagt hat. S'Geld hat uns verblendet.

Minist. Unglückliche! ihr seid also die Geisel dieser Gegend, die ihr ihr Glück hättet sein sollen. Bei euch, wo der Bauer Trost und Unterstützung im Elende hätte finden sollen, fand er Haß und Unterdrückung. O Liebrecht! Ihr habt wohl wahr geredet!

Liebr. Sehen Eure Excellenz! was die bösen Sitten der Stadt auf das Land für einen Einfluß haben. Wenn die Gerechtigkeit in Städten um Geld verkauft wird, so glaubt man sich auch auf dem Land berechtigt, sie zu verkaufen. Ausübung der Gerechtigkeit wird Geldschneiderei, und die Anwendung der Gesetze Pressung des Unterthans. Aber wundern sich Eure Excellenz nicht. Ist der ehrliche Landbeamte wohl nach seiner Würde geachtet? Mus er nicht jedem Diener, wenn er in die Stadt kömmt, einen Bückling machen? Auf den Treppen halb erstarren, wie ein Gassenbube, bis man ihn vorläßt, und, wenn er gleich für die Rechte des Unterthans zu sprechen hat, sieht nicht jeder Kuchenjunge mit begierigem Auge bis in das Innerste seiner Tasche, und mus er nicht überall zahlen, wo er hinkömt und nebst seiner Bezahlung verachtet sein? — Wer in diesem Stand Muth hat, thätig und ehrlich zu sein, hat Riesenstärke; un dieses ist der Beweis, daß man auf Stellen, die Herkules Schultern fodern, keine Zwergen setzen soll.

Minist. Es soll freilich vieles sein, das nicht ist; allein, guter Freund! vergeßt auch nicht, daß wir Excellenzen Menschen sind, daß wir oft durch andere Augen sehen, durch andere

Ohren hören müssen. Das Amt ist äusserst undankbar, das wir verwalten. So viel wir immer thun, so bleibt uns immer mehr zu thun übrig. Was wir thaten, vergißt man, und nur, was nicht gethan ist, legt man uns ohne Nachsicht, ohne Gründe zur Last. Seid Richter, ob das Publikum nicht auch gegen den gerechtesten Minister undankbar ist.

Liebr. Eure Excellenz reden gründlich, und ich gehe wieder auf meinen allgemeinen Grundsatz zurück, daß es nun einmal so in der besten Welt sein mus.

Minist. Ihr, meine Herren! (zu den Beamten.) werdet leicht begreifen, daß ihr euren Dienst nicht mehr verwalten könnt. Richtet also eure Rechnungen zusammen; ich will die Oberaufsicht diesem rechtschaffenen Manne anvertrauen, der mir Nachricht von eurer Vertheidigung geben mus. Ich will euch weder lossprechen, noch verurtheilen, sondern die Sache dem König unterbringen. Das versichere ich euch, daß er eben so gerecht, als gütig ist. Er wird die Sache auf das strengste untersuchen lassen, und wehe euch, wenn ihr euch nicht vertheidigen könnt!

Blatt. O Eure Excellenz! Sie müssen halt das Beste bei dem König für uns reden!

Steinern. O ja! sonst werd'n wir g'wis aufg'henkt.

Minist. Ich will machen, was zu machen ist, und was Gerechtigkeit fodert.

Blatt und Steinern. (Werfen sich ihm zu Füssen.) Wir küss'n Ihnen das Kleid, Eure Excellenz!

Minist.

Miniſt. Steht auf! was heißt das? — (zu Liebrecht.) Ihnen, mein Freund! vertraue ich einsweilen dieſes Amt an. Es hätte Ihnen gleich nach dem Tode ihres Schwiegervaters gebührt, denn Sie hatten das Wort des Königs, und dieſe Zuſicherung iſt wider ſeinen Willen vereitelt worden. Ich will den König hierüber ſprechen, und er wird das beſtättigen, was ich verfügte.

Liebr. Ich danke Eurer Excellenz für dieſes höchſte Zutrauen, das ich aber nur mit dem Bedingniſſe annehme, daß Sie dieſe zween Männer nicht ganz unglücklich machen.

Miniſt. Für dieſes laßt mich ſorgen. — So lang Galgen und Rad für die Niedrigen im Staate ſind, kann man den karackteriſirten Böſewicht nicht ſchonen. Gehen Sie alſo in das Amthaus, und bringen Sie mir die Gefangenen her. — Sie meine Herren! (zu den Beamten.) werden ſich einsweilen belieben laſſen, auf ihre Stube zu gehen, und den Hausarreſt ſo lang zu halten, bis ihre Sachen unterſucht ſind. Sollten Sie ſich unterſtehen, dieſen meinen Befehl nur im Geringſten zu übertretten, ſo ſoll ihr Kopf dafür ſtehen.

Steinern. Ich werde fleißig gehorchen, Eure Excellenz!

Blatt. (beiſeite.) Und ich mus wohl. (gehn ab; wie auch Liebrecht und der Scherge.)

Vierzehnter Auftritt.

Miniſter allein.

Trauriges Schickſal des ehrlichen Landmanns, der einen böſen Richter über ſich hat! Welche Ungerechtigkeiten, welche Barbareien

werden oft nicht in den Gegenden ausgeübt, wo Unschuld und Gerechtigkeit wohnen sollen? Aber ist es auch ein Wunder? Hat nicht jeder Richter die Vermuthung für sich, wenn er gleich der größte Böswicht ist. O Menschen! Ihr vermuthet also nicht, daß der Richter boshaft sein kann? Und wie unglücklich ist diese Vermuthung für den, der die eiserne Gewalt des Boshaften fühlt! Der Wolf bleibt immer Wolf, wenn er gleich in Magistratsrock verhüllt ist. Und Blut und Wolle erwürgter Lämer hängt noch oft an seinem Rachen.

Fünfzehnter Auftritt.

Minister, Liebrecht, Scherge, Hörwald, Julie, Franz und Rosa.

Hörw. O wie glücklich sind wir wieder, Eure Excellenz! Sie geben uns unsere Freiheit wieder.

Rosa. Tausend Dank, Eure Excellenz! — Was sind wir Ihnen nicht schuldig?

Julie. O alles, alles!

Franz. Mutter! das ist ein guter Herr!

Liebr. So geh hin, und küß ihm die Hand.

Franz. (Nähert sich dem Minister und küßt ihm die Hand.) Ich dank euch von ganzem Herzen.

Minist. Liebes Kind! sag! was kann ich dir Gutes thun?

Franz. Wann ihr wollt, so könntet ihr mir wohl was Gutes thun.

Minist. Und was denn?

Franz. Führt mich zum König; ich hab ihn noch nie gesehen.

Miniſt. Und was willſt du beim König machen?

Franz. Ihm ſagen, daß ich ihn liebe.

Liebr. So liebſt du ihn? Franz!

Franz. O ja! ſo ſehr als meinen Vater.

Miniſt. Das will ich dem König ſagen, und er wird dir's vergelten, gutes Kind! wie herrlich iſt es doch, unter ehrlichen Leuten zu leben!

Roſa. O wie wir doch glücklich ſind, Liebrecht!

Liebr. O ja! ganz wieder glücklich! Eure Excellenz! ich habe da ein treffliches Weib.— Ich wollt' ſie um alle Güter der Welt nicht vertauſchen.

Miniſt. Der Mann iſt gewis glücklich; der ein gutes Weib hat. Es iſt freilich das Beſte; aber auch das ſeltenſte Stück in der Welt. Hörwald! ihr werdet in euer Gut wieder eingeſetzt werden, und das Unrecht, das man euch anthat, wird der König wieder gut machen.

Hörwald. O der Himmel vergelte an Euer Excellenz, was Sie an uns thun.

Miniſt. (zum Schergen.) Ihr nähert euch! Ich hab noch mit euch zu ſprechen.

Scherge. O Eure Excellenz werden doch nicht ungnädig auf mich ſein? Ich bin ja nichts als der Scherge.

Miniſt. Eben darum, weil du der Scherge biſt, will ich mit dir ſprechen. Haſt du dein Amt und deine Pflicht erfüllt?

Scherge. Ja! hab alles gethan, was mir die gnädigen Herrn g'ſchaft hab'n. Und wenn's

mir g'sagt hätt'n, ich sollt' einen todt schlag'n, so hätt' ichs halt á gethan.

Minist. O elende Werkzeuge der Bosheit! Wie weit erniedrigt ihr euch unter die Menschheit! geh Sklave! — geh mir aus dem Gesicht! du sollst der Strafe, wie deine Beamte, gewis nicht entgehen. (Scherge ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Nachtwächter Ehrenwerth. Die Vorigen.

Ehrenw. (geht ganz freudig ins Zimmer, und umarmet Hörwald.) O daß es Gott gedankt sei, daß ihr wieder frei seid, liebe Leute! — Laßt euch umarmen, Herzenskinder! (umarmt sämmtliche nacheinander.)

Minist. Wer ist der Mann?

Liebr. Er ist Nachtwächter im Markt. —

Ehrenw. Um Verzeihung, Eure Excellenz! Für Freude hätte ich Sie bald übersehen; aber ich bin ein alter Mann. Euer Excellenz nehmens nicht ungütig! — Ich bin itzt zwar nichts, als ein Nachtwächter; aber war einst ein braver Soldat. (Weiset seine Brust her.) Da sehen Eure Excellenz! Hab eine Narbe auf der Brust; hab meinem König ehrlich gedient.

Minist. Und eure ganze Belohnung ist der Nachtwächtersdienst?

Ehrenw. Heißt freilich nicht viel; aber ich bin's doch zufrieden. Der König kann nicht alle Menschen glücklich machen, die ihm dienen.

Rosa. O Eure Excellenz! er ist so ein guter ehrlicher Mann!

Julie. O ja! das ist er! —

Minist. Ich will ihm sein Alter erleichtern. Er soll nicht mehr Nachtwächter sein.

Ehrenw.

Ehrenw. Der Dienſt iſt mir nicht mehr beſchwerlich. — Ich bin die Stunden auszuſchreien gewohnt, wie ein alter Haushahn; und es iſt ſo herrlich bei der Nacht herumzu ſpazieren, umd die Sterne glanzen zu ſehen. Ich wollte meinen Nachtwachtersdienſt nicht um alles in der Welt vertauſchen.

Miniſt. So bleibt Nachtwächter, guter Freund! weil es euch ſo freut; man wird doch ſchon für euch ſorgen.

Ehrenw. Ha! Ha! Ha! — —

Hörw. O Gewis! — Eure Excellenz werden dich nicht vergeſſen.

Julie. Sei nur getroſt, Ehrenwerth!

Ehrenw. Was ſoll ſich Euer Excellenz viel um einen Nachtwächter bekümmern.

Liebr. Alter Freund! — Eure Excellenz ſchätzen den Mann, und nicht den Stand; und Ehrlichkeit mit einer Hellebarde und iſt ihm mehr werth, als Schelmerei im Hermeline.

Ehrenw. O das iſt ein kreuzbrafer Maſi!—

Hörw. Wir haben ihm alles zu verdanken.

Franz. Sieh er, Ehrenwerth! Wir wären nicht los gekommen, wenn dieſer Herr nicht geweſen wäre.

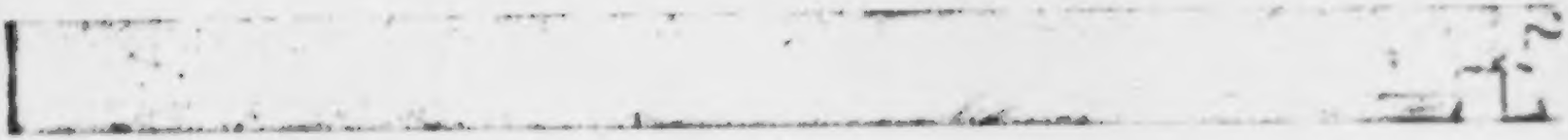
Miniſt. Gutekeute! es wird ſpät. Ich muß noch zurük auf mein Luſtſchlos. Ich muß morgen frühe zum König, die Sache muß in Bälde unterſucht werden, ſie liegt wie ein Felſenſtück auf meinem Herzen, der Gedanke, daß das Wohl ſo vieler Unterthanen, manchem ſolchen Böſewicht Preiß gegeben wird, iſt Hölle für meine Seele. — Liebrecht! Lebt wohl! Beſorgt das Amt nach euren Pflichten, und für alles übrige laßt mich ſorgen.

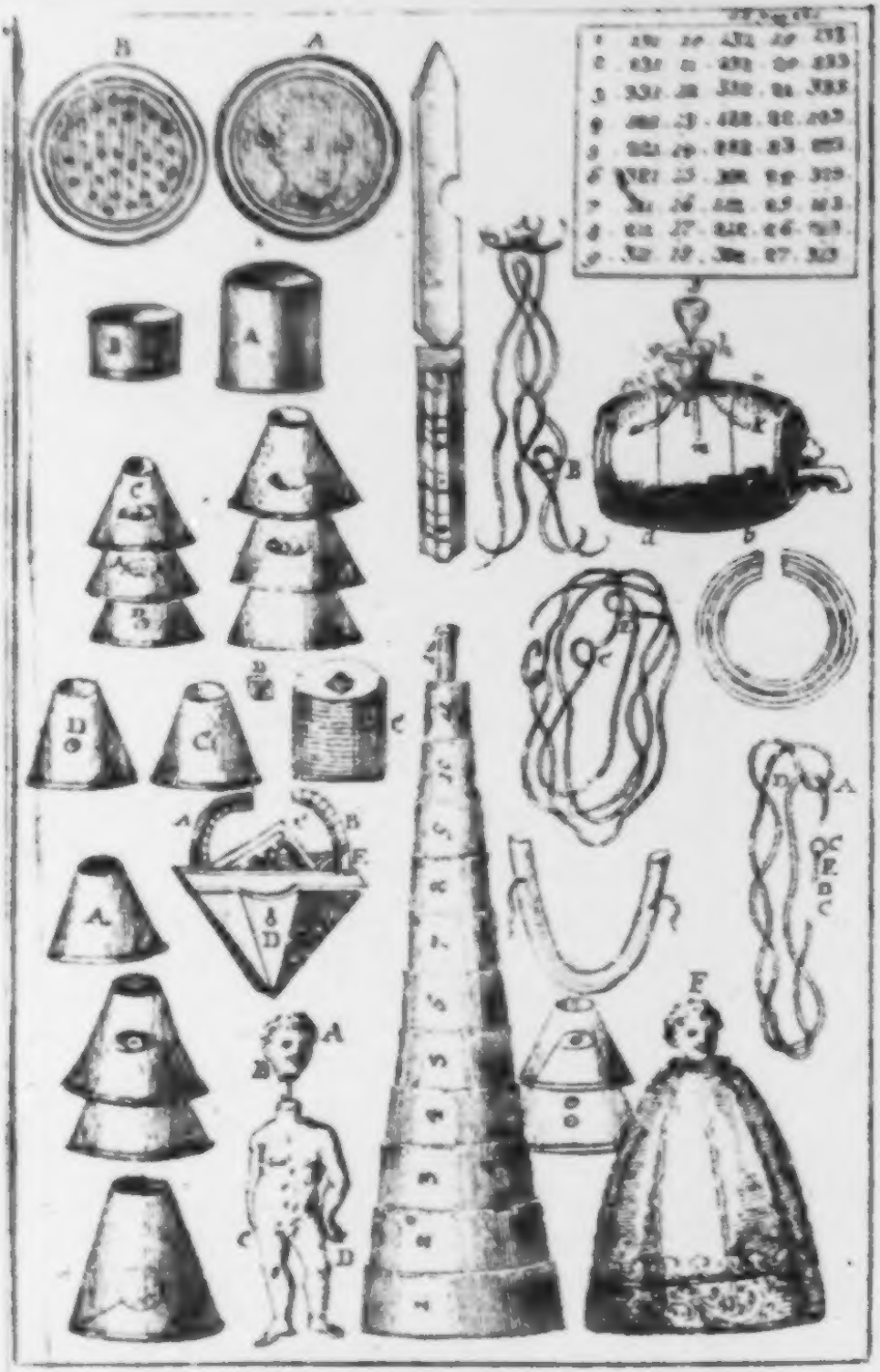
Liebr. O Eure Excellenz!

Schmtliche. Tausend Dank! — Tausend Dank, dem guten gerechten König! — ! — ! —

Ehrenw. Dank dem König und Eurer Excellenz! — Vivant! — Nun will ich wieder munter die Uhr ausschreien, und wenn es 3 Uhr schlägt, hinzusetzen: Singend.

Alle 3 Uhr hats geschlagen;
3 schlägts auch in unserm Herzen.
Lobe Gott den Herrn und unsern König!





Verſchiedenes

zum

Unterricht

und zur

Unterhaltung

für

Liebhaber der Gauckeltaſche, des Magnetismus, und anderer Seltenheiten.

Geſammelt und Herausgegeben

von dem

Hofrath von Eckhartshauſen.

Mit einem Kupfer.

München, bey Joſeph Lindauer 1791.

Seltenleiten haben ihren Werth, wenn sie wahr und geprüft sind. Es giebt eine Menge Bücher, die über diesen Gegenstand, den ich behandelte, geschrieben sind: allein sie enthalten oft Stücke, die, wenn man sie nachmachen will, unmöglich auszuführen sind, und den getäuschten Liebhaber um Zeit und Geld bringen. Diese gesammelten Kunststücke, die dieses Buch enthält, lassen sich so, wie sie dastehen, experimentiren, weil ich sie durch eigne Erfahrung geprüft, und mehr als einmal auf die beschriebene Art ausgeführt habe.

Sollte

Sollte dieſes Buch einen andern Werth haben, ſo wird es dem Liebhaber ſeltner Dinge doch nicht unangenehm ſeyn, geprüfte Stücke darinn zu finden, nach denen er arbeiten, und ſeinem Forſchgeiſte neue Schwingkraft geben kann.

Inhalt.

Seite.

Allgemeine Theorie zur Cryptographie, oder der Kunſt mit geheimen Zeichen zu ſchreiben,
Erſte Abtheilung I
Zweyte Abtheilung. Von der deutſchen Sprache . VII
Von der holländiſchen Sprache . . . XIII
Von der lateiniſchen Sprache . . . XVIII
Von der engliſchen Sprache XXII
Von der franzöſiſchen Sprache . . . XXV
Von der italiäniſchen Sprache . . . XXVIII
Von der griechiſchen Sprache . . . XXXIII
Vom Magnetismus I
Anleitung zu einigen Stücken der Taſchenſpielerkunſt.
Wie man die Becher aufeinander ſetzen, und die Ballen darunter bringen könne . . . 24
Unter einen Becher, der auf einen andern geſetzt iſt, einen, zween, oder drey Ballen zu bringen . 26
Einen Ball durch den Boden zweener Becher zu bringen 28
Eine Kugel von unten durch einen Tiſch in einen Becher zu bringen 30
Eine Kugel durch den Arm in die Hand fallen zu laſſen 31
Aus Einer Kugel zwo zu machen . . . 32
Aus einer Hand in die andere die Ballen zu bringen 33
Wie man aus der Hand einen Stein verſchwinden machen ſoll 34
Eine andere Art, den Stein verſchwinden zu machen 35
In einer Nuß etwas zu verbergen . . . 36
Wie man ſich anſtellen ſoll, als ob man ein Meſſer eße 38
Einen behende auf die Finger zu ſchlagen . 39

Ein

Inhalt.

Seite.

Ein zinnernes Inſtrument hinunter zu ſchlucken 40

Wie man ſich ſelbſt die Naſe abſchneiden könne ohne alle Gefahr 42

Die Hand zu durchſtechen . . . . . ibid.

Durch einen Tiſch einen ganzen Sak oder Stock Rechenpfenninge gleichſam fallen zu laſſen . 44

Einen ganzen Ring auf einen Stecken, der an beyden Enden gehalten wird, zu bringen . . 47

Einen Pfriem durch die Stirne zu ſtechen . 48

Wie man allerley Bändlein aus dem Munde zieht, und ellenweiſe übergeben könne . . . 49

Wie man zwo Schellen aus beyden Händen in Eine bringen ſoll 50

Ein Männchen, von Holz bearbeitet, unſichtbar zu machen 51

Allerley Körner zu vermehren 53

Wie man, wo nichts iſt, etwas machen könne . 54

Ein Glas mit Bier verſchwinden zu machen . 55

Ein Kindesgeſicht in einem Topfe voll Waſſer zu zeigen 57

Wie man einen Zahn ausfallen läßt . . 58

Aus beyden Händen in die eine etwas zu bringen 59

Eines Menſchen Gedanken zu erkennen . . 60

Wie man vielerley Arten Getränke aus einem Fake zapfen könne, welches alles zu einem Loche eingegoſſen, und aus einem andern wieder gezapft werden muß ibid.

Einen Rechenpfenning in Silbergeld zu verwandeln 63

Einen Sechsling in der Hand unſichtbar zu machen 64

Wie man jedes kleine Ding in eine andere Geſtalt verwandle, durch Faltung des Papieres . . 65

In der einen Hand etwas zu halten, daß es ſcheint, als ob man es in der andern hätte . . 66

Ein Seil, oder einen Reif durch die Naſe zu ziehen 67

Zwey Stücke Geld aus zwoen Menſchenhänden in eines Menſchenhand zu bringen 68

Wie man durch den Tiſch ein Stück Geld könne fallen laſſen 66

Inhalt.

Seite.

Wie man ein Stück Goldes von einem nehmen soll, und er's doch behalte 70

Wie man ein Stück Leinenband in vier Stücke zerschneiden, und mit Worten wieder ganz machen könne 71

Einen starken Knoten in einem Schnupftuche schlagen, und mit etlichen Worten denselben wieder auflösen 74

Wie man runde Steine, oder rundgedrehte hölzerne Knöpfe von einem Faden herabbringen könne, obgleich die Ende desselben von einem andern festgehalten werden 75

Einem ein Schloß an den Mund zu schlagen . 77

Eyer auf einem Stecken tanzen zu machen . 79

Einen Faden zu zerschneiden, und zu verbrennen, und doch mit der Asche den Faden wieder ganz zumachen 80

Ein zerschnittenes Band durch Blasen wieder ganz zu machen 81

Feuer aus dem Munde zu blasen . . . 82

Wie man einem Menschen gleichsam das Haupt abhauen könne, welches die Enthauptung Johannis genannt wird 83

Aus einem Gesichte viele Gesichter zu machen . 84

Eis brinnen zu machen 86

Feuer ohne Schaden mit den Händen anzugreifen . ibid.

Feuer ohne Schaden zu essen 87

Geld, oder dergleichen, das man ohne Erlaubniß des Besitzers entlehnet, in Stein, oder sonst etwas zu verwandeln . . . . . ibid.

Die Haut sich selbst ohne großem Schmerzen zu durchstechen 89

Ein Stück Geld wegzuwerfen, und dasselbe in eines andern Schiebsack, Beutel oder sonst wieder zu finden ibid.

Wie man aus einem Schalle eines auf den Tisch geworfenen Rechenpfennings, oder dergleichen wissen könne, welche Seite aufwärts, und welche unten liege . 91

Frösche unversehens in ein Zimmer zu machen . 92

Kunststücke mit Eyern

Das Eyerlegen der Hühner zu befördern . . 94

Inhalt.

Seite.

Große und kleine Eyer zu machen . . . 94
Eyer von der Größe eines Menſchenkopfes zu machen 95
Eyer ohne Hühner auszubrüten . . . 96
Drey Mandel, oder fünf und vierzig Eyer, und noch mehr, auf eine Mahlzeit zu eſſen . . ibid.
Eyer ſo hart, als einen Stein zu machen . 97
Harte Eyer wieder weich zu machen . . ibid.
Daß ſich die Eyer beym Feuer einander ſchlagen .)
Eyer auf dem Tiſche während der Mahlzeit zu ſieden)
und zu braten . . . . .)98
Eyer in der Hand zu ſieden . . . .)
Ein Ey auf dem Kopfe zu ſieden . . .)
Eyer im kalten Waſſer zu ſieden . . .)
Eyer-Schmalz in einer papiernen Pfanne zu machen)99
Ein Ey auf eine Wieſe zu werfen, daß es nicht zerbreche 100
Daß ſich ein Ey von ſelbſt auf dem Tiſche hin und her bewege 101
Daß ein Ey auf dem Tiſche aufrecht ſtehe . ibid.
Daß in einem Eye Feuerflammen entſtehen . 102
Heimlich in ein Ey ein langes Pferdehaar zu bringen 103
Ein Ey in eine enghalſigte Flaſche zu bringen . ibid.
Daß ein Pferd ordentliche Hühnereyer lege . 104
Eyer, die an der Zahl ungleich ſind, werden von dreyen Perſonen in gleichem Werthe verkauft . . 105
Eine Eyerförmige Figur mit dem gewöhnlichen Zirkel zu beſchreiben 106
In ein Ey einen Brief zu ſchreiben . . 107
In einem Eye einen Brief zu verbergen . . 108

Noch andere Schrift- und Briefſtücke.

Eine Schrift, die man nicht leſen kann, außer man zieht das Papier durchs Waſſer . . ibid.
Eine Schrift, die, wenn ſie durch das Waſſer gezogen worden, ſchwarz erſcheine 109
Eine Schrift zu machen, die man leſen kann, wenn man ſie über Kohlen oder Feuer hält . . 110

Karten-

Inhalt.

Seite.

Kartenstücke:

Ein Kartenblatt errathen, welches jemand in den Sinn genommen 111

Ein Kartenblatt, das aus einem deutschen Spiele gezogen, und von jemand bemerkt, alsdann wieder wohl vermischt worden, zu finden, und anzuweisen 112

Ein Kartenblatt, welches jemand ohngefähr aus dem Kartenspiele gezogen, in dem Spiegel zu weisen 114

Kartenblatt, vorgewiesenes und wieder wohl vermischtes, aus eines andern Tasche herauszuziehen . 116

Kartenblatt, ausgezogenes und wieder vermischtes, zu finden 118

Kartenblatt, gezogenes und bemerktes, welches wieder unter das Spiel gesteckt worden, zu errathen . 119

Ein Kartenblatt ziehen zu lassen, wieder unter andere zu mengen, und hernach in einer gewissen verlangten Zahl vorzuweisen 120

Karte besehene, und wieder unter die andere gesteckte, daß sie unter drey andern, unter welchen sie doch das erstemal nicht befindlich, dennoch hernach gefunden werde 121

Kartenblätter, vier gleiche, welche an verschiedenen Orten unter das Spiel gesteckt worden, ohne Vermischung des Spieles zusammen zu bringen . 122

Karten mischen, in Häuflein legen, und anzeigen, was für eine Karte bey jedem Häuflein oben liegt . 124

Kartenblätter, zwölf, so zu legen, daß man allemal vier in einer jeden Reihe zählen kann 125

Ein Kartenspiel behend und unversehen in einige Häufchen zertheilen, dergestalt, daß unten entweder gute, oder schlechte Karten nach Verlangen behändig seyn sollen 126

Ein Kartenspiel, sechs Häufchen daraus zu machen, und zwey mit verschlossenen Augen vorgewiesene, dann vor den Anwesenden, die sie besehen, unter das Spiel gesteckte, zu finden 127

Karte, ausgezogene, und wieder vermischte, daß solche, wenn man das ganze Spiel gegen eine Decke, oder Balken wirft, allein hängen bleibe, die andern aber alle herunterfallen . . . . . ibid.

Ein

Inhalt.

Seite.

Ein Kartenſpiel, daraus drey Häufchen machen laſſen, ohne daß derjenige dabey iſt, welcher zu ſagen verſpricht, wieviel Augen ſolche ausmachen . 128

Karte, beſehene, und bemerkte, daß ſolche, ſobald ſie oben auf das Spiel gelegt wird, eine andere ſey, wenn man ſie wieder beſieht . . . 129

Karte, beſehene, in eine andere verwandeln . 130

Karte, jemand einen König zu weiſen, welche in eine andere verwandelt zu ſeyn ſcheint, wenn er nochmals beſehen wird . . . . . ibid.

Ein Kartenblatt jemand in die Hand zu geben, welches er vorher beſehen, und nunmehr in ein anders verwandelt worden iſt 131

Eine Karte in einen Vogel verwandeln . . 132

Kartenblatt, auf einem die Durchſtrahlung zu weiſen 133

Kunſtſtücke mit Zahlen.

Eine in Sinn genommene Zahl zu errathen . 134

Eine ungleiche Zahl zu errathen, die ſich jemand in Sinn genommen 136

Zwo Zahlen zu finden, deren Quadrat zuſammen eine Quadratzahl ausmachet . . . . ibid.

Eine Zahl unter gewiſſen Bedingungen auszufinden 137

Gleiche und ungleiche Zahlen, die zwoen Perſonen gegeben worden, zu erforſchen, welcher die gleiche, und welcher die ungleiche Zahl zugekommen . 138

Eine in einer Summe ausgelöſchte, oder ausgefallene Zahl wieder zu finden . . . . . ibid.

Gewiſſer, noch nicht alle geſchriebene Zahlen ihre Summen zum voraus hinzuſchreiben . . 139

Daß einer mit einem andern nicht 100 Zahlen zählen könne, und ihm doch frey ſtehe, Zahlen zu zählen, welche er will, doch daß ſie jederzeit geringer als 11 ſeyn ſollen 142

Zur Kurzweile vorgelegte Aufgaben.

Ob ein Zentner Bley, oder ein Zentner Federn ſchwerer ſey? 143

Inhalt.

Seite.

Einen Menſchen alſo nieder zu ſetzen, daß er nicht mehr aufſtehen könne 143

Zu machen, daß der beſte Springer nicht über einen Strohhalm ſpringen kann, wenn er gleich davor ſteht 144

Ein Kartenblatt zu erhaſchen, ungeachtet man am weiteſten davon ſteht 145

Ein Ey von einem Teller in ein Glas zu ſchnellen 146

Einen Pfenning in ein Glas zu ſchlagen . 147

Etliche Stücke Geld von einem Badhute in eine Kandel zu ſchlagen 148

Einen Stab, der auf zweyen verbrechlichen Gläſern liegt, zu zerſchlagen, ohne daß die Gläſer Schaden nehmen, oder umfallen 149

Ein Glas alſo zu ſtellen, daß es durch den Schlag nicht getroffen werden könne 150

Drey Papierchen ungleicher Länge, und gleicher Breite in Form einer abhangen Verrung in einander zu wickeln, daß ſie im Auswickeln nicht von ihrer Stelle bewegt zu haben ſcheinen 151

Ein Meſſer in ein Wiſchtüchchen zu wickeln, daß das Meſſer, wenn man es auswickelt, außerhalb des Tüchchens liege 152

Daß einer, der nahe bey einer offenen Thüre ſteht, einen Teller, oder Schuh auf einen Wurf nicht zur Thüre hinauswerfen könne 153

Daß einer ein Ey nicht könne zum Fenſter hinauswerfen 154

Unter ein Meſſer, das an einer Diele ſteckt, einen Pfenning ſo zu legen, daß das Meſſer im Fallen denſelben berühre 155

Die Bewegung, oder den Marſch der Soldaten von Ferne zu beobachten, ob er geſchehe, oder nicht 158

Bewegung der vierfüßigen Thiere . . . 159

Verſchiedene Beluſtigungen mit den Karten . 160

Anweiſung 161

Die Karte anzuzeigen, die eine Perſon aus dem Spiele gezogen hat 162

Die

Inhalt.

Seite.

Die ſich verwandelnde Karte 163

Eine andere Art, wie man dieſe Beluſtigung ohne die lange Karte machen könne . . . 165

Mit verbundenen Augen eine oder mehrere Karten, die aus dem Spiele gezogen worden, mit der Spitze des Degens zu finden . . . ibid.

Die gezwungener Weiſe gedachte Karte . . 167

Unter vier Karten, die willkührlich aus dem Spiele genommen worden, eine denken zu laſſen, und ſie zu errathen 168

Die der Zahl nach gedachte Karte . . . 169

Die unter der Hand ſich verwandelnde Karte 170

Wenn man aus einem Spiele, aus welchem man eine Karte hat ziehen laſſen, drey Häufchen gemacht hat, daß man ſolche in demjenigen Häufchen finde, welches man dazu beſtimmen will 172

Einige Perſonen Karten ziehen, und ſolche wieder in das Spiel hineinſtecken zu laſſen, und doch dieſe gezogenen Karten wieder zu finden . 173

Eine Karte durch das Gefühl, oder durch den Geruch zu erkennen 174

Zu machen, daß man eine Karte in einem Ey finde 175

Die Karte in der Taſche 177

Eine Karte zu errathen, die eine Perſon in dem Spiele nur allein berühret hat . . . 178

Einige Karten zu errathen, welche zwo Perſonen aus einem Spiele herausgenommen haben . 179

Das As von Pique in die Drey von Herz, und in das As von Herz zu verwandeln . . 181

Die Drey von Pique in das As, von Pique und in das As von Herz zu verwandeln . . 182

Die fünfzehntauſend Thaler 183

Die Augen der Karten, die unter drey Häufchen ſind, die man hat machen laſſen, zu errathen 185

Die zwey verwandelten As 186

Durch

Inhalt.

Seite.

Durch das Schnupftuch in dem Kartenſpiele eine Karte zu finden, die eine Perſon gezogen hat 187

In einem Perſpektive verſchiedene Karten, welche von einigen Perſonen gezogen worden ſind, ſehen zu laſſen 189

Die Karten zu verwandeln, welche einige Perſonen aus dem Spiele gezogen haben . . . 191

Die zwanzig Karten 192

Die vier unzertrennlichen Könige . . . 193

Die Wirthinn und ihre Trinkgäſte . . . 194

Die Karten aus dem Gewichte und ihrer Schwere zu erkennen 195

Eine Anzahl von Karten zu nennen, die eine Perſon aus dem Spiele gezogen hat . . . 196

Aus hundert verſchiedenen Namen, die man auf Karten geſchrieben hat, denjenigen zu errathen, den eine Perſon heimlich gedacht hat . . 197

Tabelle und Ordnung der hundert Namen, die auf dieſe zehn Karten geſchrieben werden müſſen . 199

Eine Karte, die aus einem Spiele gezogen worden, in verſchiedene Dinge zu verwandeln, und ſie wieder in ihre vorige Geſtalt zu bringen 204

Die Karte in einem Ringe 207

Das Zaubergefäß . . . . . .

Wenn ein Kartenſpiel, aus welchem man einige Karten hat ziehen laſſen, in ein Gefäß gelegt worden, zu machen, daß ſie von ſelbſt, und zwar eine nach der andern, herauskommen . 209

Wenn eine Perſon eine Karte aus einem Spiele gezogen hat, aus dem man ſechs Häufchen gemacht, vermittelſt eines auf den Tiſch geworfenen Würfels dasjenige Häufchen anzuzeigen, in welchem ſich die gezogene Karte befindet . 212

Alle rothen Karten von den ſchwarzen Karten mit einem einzigen Stoſſe abzuſondern, wenn ſie gleich wohl gemiſcht worden 214

Wenn

Inhalt.

Seite.

Wenn eine Person aus einem Spiele eine Karte gezogen hat, ihr das Spiel in die Hand zu geben, und durch einen Schlag auf dieses Spiel ihr alle Karten aus der Hand zu schlagen, nur diejenige ausgenommen, welche sie gezogen hat 215

Die vier unzertrennlichen Ás 216

Wenn eine Karte aus einem Spiele gezogen worden, solche in einem Spiegel sehen zu lassen 217

Wenn eine Person eine Karte heimlich gedacht hat, zu machen, daß sich solche in dem Spiele bey der verlangten Zahl finde 220

Eine andere Art dieser Belustigung zu machen 222

Eine andere Art . . . . . ibid.

Kunststücke mit Farben.

Farben auf dem Wasser hervor zu bringen . 224

Das Gesicht und Hände kohlschwarz zu machen, wenn sich einer vor oder nach der Mahlzeit wäscht, oder wenn er im Baade sitzt, demselben das Gesicht zu schwärzen . . . 228

Kunststücke mit der Schrift.

Jemand in einer Stunde schreiben zu lernen . 229

Schreiben ohne Feder und Griffel . . . ibid.

Schreiben ohne Hände 230

Mancherley Sachen auf ein Glas zu schreiben . 231

Zur Nachtzeit ganz gerade zu schreiben . . ibid.

Mit Eisen, Stahl, Kupfer, Zinn ꝛc. ꝛc. zu schreiben 232

Auf einen Stein schreiben . . . . ibid.

Schreiben, daß man es ohne einem Stabe nicht lesen kann . . . . . ibid.

Geheime Schreibart, mit vier Buchstaben alles zu schreiben 233

Daß eine Schreibtafel lange gut bleibe . 234

Schreibtäfelchen . . . . . ibid.

Schrift ohne Licht bey Nacht zu lesen . . 235

Eine

Inhalt.

Seite.

Eine Schrift in die Ferne zu weisen . . 235

Eine schwarze Schrift auf einem glatten silbernen Blattchen erscheinen machen, so oft man will 236

Eine Schrift, die nicht anders, als durch den Schein, gelesen werden kann . . . 237

Eine Schrift verbrennen, daß sie auf der Hand wieder zum Vorschein komme . . . ibid.

Eine Schrift vom Papiere zu bringen, als wäre nie eine darauf geschrieben gewesen . . 239

Eine verblichene Schrift wieder leserlich zu machen 240

Kunststücke mit der Dinte 241

Dinte im Rothsalle zu machen . . . 243

Dinte zu machen, die man auf der Reise beständig bey sich haben kann 244

Eine unsichtbare Dinte zu machen . . . 245

Eine veränderliche Dinte zu machen, die man auslöschen, und wieder zum Vorschein bringen kann 246

Eine sympathetische Dinte zu machen . . 247

Diese sympathetische Dinte auf eine andere Art . 248

Eine Dinte, die man nach Belieben auslöschen kann 250

Dinte, womit man Linien ziehen kann, die sich wieder auslöschen lassen 251

Eine Dinte zu machen, die nur 24 Stunden währt 252

Eine Dinte, die in sechs Tagen wieder verschwindet . . . . . ibid.

Eine Dinte aus zwey durchsichtigen hellen Wassern recht schön zu machen 253

Wasser zu machen, das sogleich die Schrift vom Papier nimmt . . . . . ibid.

Eine weiße Dinte, auf weißes Papier damit zu schreiben 254

Eine weiße Dinte, auf schwarz damit zu schreiben 255

Eine rothe Dinte zu verfertigen . . . ibid

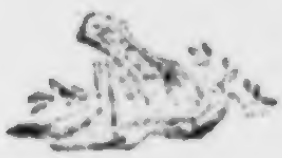
Eine rothe Dinte auf der Stelle zu machen . 258

Eine

Inhalt.

Seite.

Eine rothe Dinte, Rubriken zu machen . 258
Eine grüne Dinte zu machen 259
Blaue Dinte zu machen . . . . . ibid.
Violblaue Dinte zu machen 260
Gelbe Dinte zu machen . . . . . ibid.
Ueber Somnambulismus und dessen Wahrscheinlichkeit 261
Ueber Valentins Greatrakes wunderbare Heilungsgeschichte durch Berührung mit den Händen, mit Zeugnissen verschiedener Authoren belegt 305
Russ Brief über Valentin Greatraks an Joseph Glanville 308
Brief des D. Fairclowe 314
Doktor Asiels Brief 315
Zeugniß des Herrn Des Maizeaux, Mitglieds der königl. Akademie der Wissenschaften, über Valentin Greatrakes 323
Zeugniß des D. More von Valentin Greatraks Op. 325
Ueber den Zustand der Seele in der Starrsucht 328



Allgemeine Theorie.

Erſte Abtheilung

der aufgedeckten Cryptographie, oder der Kunſt, mit geheimen Zeichen zu ſchreiben.

1 Satz.

Die Art zu dechiffriren iſt eine Erklärung der Charaktere nach der Anweiſung der vorgeſchriebenen Regeln.

II Satz.

Jede Sprache hat neben der Geſtalt der Buchſtaben eine beſondere Stellung, Ordnung, Verbindung, Wiederholung, und Zahl derſelben.

1. Regel.

Bey Dechiferirung der Charaktere hat man auf die Stellung, Ordnung, Verbindung, Wiederholung und Zahl zu sehen.

2. Regel.

Beym Dechiferiren soll man nicht bloß rathen, so lange die Art zu dechiferiren den Weg anzeigt.

III Satz.

In einer weitläuftigern Schrift kommen dieselben Buchstaben öfter vor.

3. Regel.

Eine weitläuftigere Schrift ist die geschickteste zum Dechiferiren; denn da zeigt sich der Grund der Verbindung und Wiederholung der Buchstaben am meisten.

IV Satz.

Ein Wort hat mit dem andern oft etwas Aehnliches.

4. Regel.

4. Regel.

In einer ausgedehntern Schrift hat man ein Wort mit dem andern zu vergleichen, damit man sehe, worinn sie unter sich ähnlich oder unähnlich sind.

V Satz.

Man findet kein Wort, das ohne einem Vokalen (Selbstlauter) seyn kann.

5. Regel.

Ein Monogramm ist allzeit ein Vokal, außer es ist ein Konsonant (Mitlauter) mit einem Apostroph (Wegwerfungszeichen).

VI Satz.

Selbstlauter sind 5 an der Zahl, Mitlauter fast 4mal so viel, daher müssen die Selbstlauter öfter wiederkehren.

6. Regel.

Die öfter zurückkehrenden Charaktere sind Selbstlauter.

VII Satz.

Zu Anfange eines Wortes können zween doppelte Vokalen, niemals zween Konsonanten, gesprochen werden.

7. Regel.

Doppelte Charaktere zu Anfange eines Worts sind immer Selbstlauter.

VIII Satz.

Kurze Worte von zweenen oder dreyen Buchstaben haben zween oder drey Selbstlauter, oder einen; oder zween Mitlauter.

8. Regel.

Kurze Worte zeigen zunächst die Selbstlauter an; daher hat man sie beym Dechiferiren eher zu beobachten.

IX Satz.

Wenn vor zweenen Mitlautern nur Ein Buchstab vorher geht; so ist dieß allzeit ein Selbstlauter.

X Satz.

X Satz.

Wenn in einer Sprache öftere Doppellauter gebräuchlich sind, so hat oft ein Selbstlauter den andern zum Gefährten.

XI Satz.

Wenn vor oder nach zweenen Mitlautern ein anderer Mitlauter kömmt, so ist es einer von den flüßigen L. M. N. R.

XII Satz.

Auf den Mitlauter Q. folgt allzeit der Selbstlauter U.

XIII Satz.

Der Selbstlauter U kann neben dem Buchstaben Q. an den meisten übrigen Buchstaben hängen.

9. Regel.

Wenn man zween verschiedene Charaktere bemerkt, derer lezterer oft an verschiedenen Buchsta-

ben

ben hängt; der vorige aber nie ohne diesen, noch auch allein angetroffen wird: dann hat man es mit Q. U zu entziffern.

XIV Satz.

Auf die Buchstaben Q. U folgt immer ein Selbstlauter.

XV Satz.

Oefter kömmt ein Selbstlauter vor dem andern zu stehen.

XVI Satz.

Ein Mitlauter vor dem andern kömmt öfter zu stehen.

Diese allgemeinen Anfangsgründe muß man vor allen vorher verstehen, weil sie bey Entzifferung jeder Schrift einen Platz einnehmen, und nie trügen können: läßt sich aber keine von diesen Regeln anwenden, dann werden wir schwerlich je den Sinn der Charaktere herausbringen.

Zweyte Abtheilung.

Besondere Theorie.

I Hauptstück.

Von der deutschen Sprache.

XVII Satz.

Der Buchstabe E kömmt unter allen Selbstlautern am öftesten vor, besonders in verlängerten Wörtern.

XVIII Satz.

Nach dem Selbstlauter E steht gern der Selbstlauter J.

XIX Satz.

In den meisten Trigrammaten, wenn sie zu Ende den Buchstaben E haben, ist dann der vorletzte Buchstabe der Selbstlauter J.

XX Satz.

Der Selbſtlauter U iſt nie am Anfange, als in den Worten: Uhr, Uhu, und, uns.

XXI Satz.

Die Buchſtaben, die in der deutſchen Sprache ſeltner gebraucht werden, ſind: B, F, K, P, Q, W, X, Y, Z.

XXII Satz.

Die Deutſchen haben nur ein einziges Monogramm, O, beym Aufrufe.

XXIII Satz.

Bigrammaten ſind: Ab, ah, am, an, da, du, er, es, ey, ha, he, im, in, ob, ſo, wo, zu.

XXIV Satz.

Trigrammaten ſind: Aal, Aar, Aas, Abt, ach, Aff, als, alt, Alp, Amt, arg, arm, Arm, auf, aus, Axt, Bad, Bau, bey, bin, bis, bog,

bog, Bug, bar, bas, dem, den, der, des, die, dir, Dom, ehe, ein, Eid, für, Fug, Fee, gab, gar, geh, gor, gut, Haq, hat, hau, her, Heu, hie, hin, Hof, hoh, Hut, hui, ich, ihm, ihn, ihr, ist, Kuh, laq, lau, Lob, log, lud, maq, Mal, man, mir, mit, Mus, nah, Nat, neu, nie, nun, nur, Ode, oed, Oel, Ohr, Ort, Ost, oft, Pol, Rad, rar, Reh, roh, Ruh, Sau, See, sey, sie, sog, Sud, Taq, Tau, Tod, Ton, Uhr, Uhu, und, uns, von, vor, war, was, weg, weh, wem, wen, wer, wie, wir, wog, zog, Zug, zum, zur, zwo.

XXV Satz.

Der Mitlauter C wird immer mit dem Mitlauter H, oder K verbunden.

XXVI Satz.

Die Mitlauter H und K können mit vielen und verschiedenen Buchstaben verbunden werden.

10. Regel.

Wenn Charaktere vorkommen, derer erſterer immer mit einem und demſelben Charakter verbunden, oder mit noch einem andern; und nie mit andern vereinigt wird, als mit dieſen zweenen: der leztere aber an vielen, und auch verſchiednen andern hängt: dann bedeutet der vodere Charakter den Buchſtaben C; der folgende aber die Buchſtaben H oder K.

XXVII Satz.

Der Mitlauter S hat gern C H, oder T bey ſich.

XXVIII Satz.

Auf die Mitlauter S C H folgen keine andern Mitlauter, als: L, M, N, R, W.

XXIX Satz.

Auf die doppelten Mitlauter B B folgen keine andern Mitlauter, als L und R.

XXX Satz.

Auf die doppelten Mitlauter SS folgen keine andern Mitlauter, als H und L.

XXXI Satz.

Fast unzertrennliche Gefährten des Selbstlauters E sind die Mitlauter N und N, wie man N in Mitte des Worts, N aber am Ende öfters findet.

XXXII Satz.

Die Tesserogrammaten daß, denn, wenn, wann, die am Ende zween nämliche Buchstaben haben, nehmen nach dem Beystriche (Komma) oder Schlußpunkte (Punktum) oft den ersten Platz ein.

XXXIII Satz.

Die Deutschen haben nur zwey Tesserogrammaten, die in enn, ausgehen, wenn denn.

XXXIV Satz.

Die vorzüglichſten Kennzeichen (criteria) der deutſchen Sprache ſind 1) die Seltenheit einſylbigter Worte. 2) Die Wiederholung verdoppelter Buchſtaben, beſonders am Ende der Wörter. 3) Die öftere Zurückkehr derſelben Buchſtabens in längern Wörten. 4) Die 25 verſchiedenen Charaktere.

II Hauptstück.

Von der holländischen Sprache.

XXXV Satz.

Der öfteste unter den Selbstlautern ist E.

XXXVI Satz.

Die Wiederkehr verdoppelter Selbstlauter geschieht öfter, als verdoppelter Mitlauter.

XXXVII Satz.

Auch Doppellauter kehren oft wieder, die da sind: Ae, Ai, Aai, Au, Aau, Ei, Eu, Ey, Eeu, Je, Oe, Ooi, Ou, Ui, Uy, Jeu, Oei.

XXXVIII Satz.

Am Ende mehrsylbigter Wörter liest man oft: EN.

XXXIX Satz.

Monogrammaten sind die Selbstlauter O und U, und die Mitlauter mit einem Wegwerfungszeichen (apostropho).

XL Satz.

Bigrammaten ſind: Af, ag, al, an, as, at, by, de, el, en, ey, gy, ha, hy, ja, ik, in, is, ka, la, my, na, nu, of, og, om, op, os, te, wy, ys, zo, zy.

XLI Satz.

Trigrammaten ſind: Aal, aan, aap, aen, als, amt, arg, arm, aſt, bad, baf, bak, bal, ban, bed, bef, bek, bel, ben, bes, bid, bik, bil, bis, bit, bly, bok, bol, bon, bos, bot, bry, bul, bus, dag, dam, dan, das, dat, dek, den, der, des, die, dik, dis, dit, doe, dog, dol, dop, dor, dun, dut, dyk, een, eer, eet, elf, elk, end, erf, eva, fyn, gal, gat, gek, git, god, gom, gyl, had, hal, ham, heb, hek, hel, hem, hen, het, hoe, hof, hok, hut, hak, kam, kan, kap, kas, kat, kip, kit, koe, kok, kon, kop, kus, laf, lak, lam, lap, law, lek, lep, les, lid, lik, lis, lof, lok, los, lot, lyd, lyf, lyk, mag, mak, mal, man, mar, mee, men, mey, mes, met, mik, min, mis, mof, mol, myd, myn, nam, nap, nar, nek,

nek, net, niv, nag, non, nop, not, nou, nul, nut, uyd, ous, oog, oof, oom, oor, oud, oyt, pak, pan, pap, pen, pil, pis, pit, pot, put, pyn, pyp, rad, ram, rar, ras, red, ree, ref, reu, rib, ris, rok, rol, ros, rot, rug, ruk, ryk, ryn, ryp, rys, ſap, ſul, tak, tal, tap, tar, tee, ten, ter, tet, tis, toe, tol, ton, top, tot, tou, tyd, uit, upl, uur, uve, vak, val, van, vat, vel, ver, vis, vly, vod, vol, vry, vyf, vyl, wal, wan, was, wat, wee, weg, wel, wet, wie, will, wit, wol, zag, zak, zal, zap, zat, zeg, zes, zet, zin, zin, zit, zog, zoo, zot, zou, zyd, zyl, zyn.

XLII Satz.

Unter den Bigrammaten findet ſich oft das Knüpfwörtchen en.

XLIII Satz.

Unter den Trigrammaten, die im Anfange doppelte Buchſtaben haben, findet man keines öfter, als: een.

XLIV Satz.

Unter den Trigrammaten, die am Anfange und Ende denſelben Charakter haben, iſt keines öfter, als: tot.

XLV Satz.

Doppelte Buchſtaben, die man in Mitte von Teſſerogrammaten findet, ſind faſt allemal Selbſtlauter.

XLVI Satz.

Unter den Bigrammaten iſt keines, das neben dem en am Ende den Buchſtaben N hat, als: in.

XLVII Satz.

Hieher kann gerechnet werden, was im 23ſten, 26ſten, 27ſten, 28ſten Satze iſt geſagt worden.

XLVIII Satz.

Die Trigrammaten mit dem Selbſtlauter E am Ende haben unmittelbar vor demſelben die Selbſtlauter O oder J.

XLIX

XLIX Satz.

In den Teſſerogrammaten, derer vorletzter Buchſtabe E iſt, ſteht allemal unmittelbar vor demſelben der Selbſtlauter O oder J.

L. Satz.

Die eigentlichſten Kennzeichen (criteria) der holländiſchen Sprache ſind folgende: 1) Die Widerholung des Selbſtlauters E. 2) Die öftere Wiederkehr verdoppelter Charaktere. 3) Die Widerholung der Bigrammaten und Trigrammaten. 4) Das widerholte Vorkommen von Teſſerogrammaten, die in der Mitte verdoppelte Charaktere haben. 5) Die 24 verſchiedenen Zeichen des Alphabeths.

III Hauptſtück.

Von der lateiniſchen Sprache.

I.I Satz.

Die zum öftern vorkommenden Selbſtlauter ſind E und I.

I.II Satz.

Doppelte Buchſtaben ſind ſeltner; doch kommen ſie öfter in der Mitte, als am Ende, vor.

LIII Satz.

Die Selbſtlauter, die am Ende verdoppelt werden, ſind O und I.

LIV Satz.

Monogrammaten ſind: A, E, I, O, von welchen das A zum öftern vorkömmt.

LV Satz.

Bigrammaten ſind: Ab, ac, ad, ah, an, as, en, es, et, ex, id, ii, in, is, it, me,

me, mi, ne, ni, no, ob, os, re, ſe, ſi, te, tu, vi, vt.

LVI Satz.

Trigrammaten ſind: Abs, abi, aër, aes, age, ago, ajo, ais, ait, ala, alo, amo, aro, ars, arx, aſt, aut, bis, boo, bos, ceu, cis, cor, cos, cui, cum, cur, dat, dem, des, det, dic, die, diu, dos, duc, dum, duo, dux, egi, ego, emi, emo, ens, ero, eſt, fac, fas, fax, fel, fer, fex, fio, fis, fit, flo, fui, fur, hac, has, hem, heu, hic, hio, his, hoc, hos, huc, jam, ibi, iis, iit, imo, ira, ire, iri, ita, ivi, ius, lac, lar, leo, lex, lis, luo, lux, mas, mea, mei, mel, meo, mox, nec, neo, nix, non, nox, nuo, num, nux, oda, odi, ope, ora, ore, ori, oro, oua, oue, oui, ouo, par, pax, per, pes, pix, pro, qua, que, qui, quo, rei, rem, ren, res, rex, ros, ruo, rus, ſal, ſed, ſeu, ſex, ſic, ſis, ſol, ſta, ſto, ſua, ſub, ſue, ſui, ſum, ſuo, ſus,

tam, ter, tot, tua, tui, tum, tuo, vas, vbi, vel, ver, via, vim, vir, vis, vix, vna, vni, vno, vox, vro, vti, vua.

LVII Satz.

Unter den Bigrammaten iſt ET das öfteſte.

LVIII Satz.

V wird oft mit dem Mitlauter I verbunden.

LIX Satz.

Unter den Trigrammaten, die am Anfange und Ende denſelben Charakter haben, kömmt zum öfteſten das Non vor.

LX Satz.

M ſteht öfter am Ende, und hat allzeit einen Selbſtlauter vor ſich.

LXI Satz.

L folgt oft auf die verdoppelten Buchſtaben CC, FF, PP, VV.

LXII Satz.

R hängt nicht selten an den verdoppelten Buchstaben BB, FF, GG, PP, II.

LXIII Satz.

S und R stehen oft am Ende, und haben einen Selbstlauter vor sich.

LXIV Satz.

Die vorzüglichsten Kennzeichen (criteria) der lateinischen Sprache sind 1) die Seltenheit verdoppelter Charaktere. 2) Oefters Trigrammaten. 3) Die (Versetzung) Vermischung der Charaktere. 4) Die 22 verschiedenen alphabetischen Zeichen.

IV Hauptſtück.

Von der engliſchen Sprache.

LXV Satz.

Der zum öfteſten vorkommende Buchſtabe iſt der Selbſtlauter E.

LXVI Satz.

Die zum öftern vorkommende Sylbe iſt: The.

LXVII Satz.

Den Buchſtaben H in dem Trigramma The findet man ſelten bey andern in der Mitte.

LXVIII Satz.

Der Buchſtabe Y findet ſich öfter am Ende und Anfange, faſt nie aber in der Mitte.

LXIX Satz.

A, An, And kommen öfter vor, A iſt in An, An iſt in And.

LXX Satz.

O iſt in den Bigrammaten oft enthalten.

LXXI Satz.

Ing iſt oft der Ausgang in mehrſylbigten Worten.

LXXII Satz.

Doppelte Mitlauter, die am Ende aufſtoſſen, ſind: LL, SS.

LXXIII Satz.

O hat oft das U bey ſich.

LXXIV Satz.

Monogrammaten ſind: A und I.

LXXV Satz.

Bigrammaten ſind: Am, an, as, at, aw, ax, be, by, de, do, go, ha, he, if, in, is, it, ly, me, my, no, of, oh, on, or, to, up, us, we, ye.

LXXVI Satz.

Trigrammaten ſind: Ado, air, ake, all, and, any, are, art, ask, awl, bed, bee,

bee, beg, bit, box, boy, but, buy, can, cow, cut, day, did, die, dog, eat, eel, far, fat, few, fie, fly, foe, for, gay, get, god, goe, got, gul, gum, gun, gut, had, has, her, hid, him, his, hod, how, jaw, ice, jew, jig, ill, joy, its, law, let, low, mad, man, may, men, nay, new, nor, not, now, one, our, out, own, oyl, pot, pry, put, ran, rid, run, rub, ſad, ſay, ſee, ſet, ſhe, ſin, ſir, ſik, ſon, ſow, ſun, ten, the, tho, thy, try, toe, too, two, uſe, was, wax, way, yau, yea, yes, yet.

LXXVII Satz.

Die vorzüglichſten Kennzeichen der engliſchen Sprache ſind: 1) Daß derſelbe Charakter öfter am Ende und Anfange, beynahe aber niemal in der Mitte, ſich finde. 2) Widerholte Digrammaten. 3) Vermiſchung der Buchſtaben. 4) Die Seltenheit der doppelten, 5) die 24 verſchiedenen Charaktere.

V Hauptſtück.

Von der franzöſiſchen Sprache.

LXXVIII Satz.

Der Selbſtlauter E kömmt ſehr oft vor, beſonders am Ende der Worte.

LXXIX Satz.

Unter den Doppellautern ai, au, eu, oi, ou, eau kömmt ou am öfteſten vor, beſonders bey Teſſerogrammaten.

LXXX Satz.

Doppelte Buchſtaben, die man am Ende findet, ſind: EE.

LXXXI Satz.

Hieher kann man den 53ſten, 59ſten, 61ſten, 63ſten, 64ſten und 65ſten Satz ziehen.

LXXXII Satz.

Monogrammaten ſind: A und Y, und die Mitlauter von Bigrammaten mit einem Wegwerfungszeichen (apoſtropho).

LXXXIII Satz.

Bigrammaten ſind: Ab, ai, an, as, au, ca, ce, cu, de, du, eh, en, es, et, eu, fi, ha, he, je, il, la, le, lu, ma, me, ne, ni, oh, on, or, os, ou, pu, ſa, ſe, ſi, ſu, ta, te, tu, va, un, vu.

LXXXIV Satz.

Trigrämmaten ſind: Age, ail, air, ait, ami, ane, ans, ars, aux, aye, bal, bas, bec, ble, bon, bru, but, car, cas, ces, cle, c . . , coq, cou, cru, des, dis, dit, dix, dos, dot, duc, dur, eau, écu, elu, emu, eſt, été, eut, eux, fai, fau, fer, feu, fil, fin, fis, fit, fou, foi, fut, gré, hai, ici, jeu, ils, jus, lac, las, les, lis, lit, loi, lui, lut, mai, mal, mer, mes, mic, mis, mit, moi, mon, mot, net,

net, nez, nid, nie, nil, nom, non, nos, nue, nul, oil, ont, oui, par, pas, peu, pic, pié, pin, plu, pot, prè, put, que, qui, rat, ris, rit, roi, rou, rue, ſac, ſai, ſec, ſel, ſes, ſeu, ſix, ſoi, ſol, ſon, ſot, ſuc, ſur, tel, toi, ton, tot, tue, ver, vet, vie, vif, vin, vis, vit, une, uni, uns, vos, uſe, vue.

LXXXV Satz.

Die vorzüglichſten Kennzeichen (criteria) der franzöſiſchen Sprache ſind: 1) Die Seltenheit vielſylbigter Worte. 2) Der ſehr oft zu Ende ſtehende Selbſtlauter E. 3) Die Vermiſchung der Buchſtaben. 4) Die ſelten vorkommenden doppelten Buchſtaben. 5) Die 23 verſchiedenen Charaktere.

VI Hauptſtück.

Von der italieniſchen Sprache.

LXXXVI Satz.

Am Ende der Worte findet man öfter einen Selbſtlauter, beſonders in Polygrammaten.

LXXXVII Satz.

Unter den Endvokalen in den Polygrammaten ſind die gewöhnlichſten: A, E, I, O.

LXXXVIII Satz.

Der Selbſtlauter U ſteht ſelten zu Ende, und man findet ihn nie, außer in dem Worte Piu; und dieſes Trigramma kömmt gewöhnlich in einer ausgedehntern Schrift öfter vor: überdieß kömmt der Buchſtabe U mehr in der Mitte und am Anfange der Wörter zu ſtehen.

LXXXIX Satz.

Gewisse Mitlauter stehen zu Zeiten am Ende, vorzüglich in Bigrammaten und Trigrammaten; und diese sind: D, H, L, N, R.

XC Satz.

Die italienische Sprache ist voll von verdoppelten Buchstaben; und diese sind fast immer Mitlauter, außer dem U U.

XCI Satz.

Doppelte Mitlauter findet man besonders in Mitte der Worte; stehen solche aber am Ende, was oft geschieht; dann sind es die Buchstaben L L, denn hier wird der Selbstlauter, der zu Ende stehen sollte, ausgestossen, indem ein Wort folgt, das mit einem Selbstlauter anfängt.

XCII Satz.

Der Buchstabe H folgt oder nach den Buchstaben C, und G, oder man findet ihn manchmal am Anfange der Worte; vor steht er

nur

nur selten; nachher aber findet man ihn ziemlich oft.

XCIII Satz.

Monogrammaten sind: A, E, I, O, U; und die Mitlauter mit einem Wegwerfungszeichen (apostropho) C, D, L, M, S.

XCIV Satz.

Bigrammaten sind: Ad, ai, al, ci, da, di, do, ed, ch, fa, fe, fi, fo, fu, he, ho, il, in, io, la, le, li, lo, ma, me, mi, ne, no, or, po, re, sa, se, si, so, su, ta, te, ti, tu, un, va, ve, vi, vo.

XCV Satz.

Trigrammaten sind: Ama, ami, amo, bel, ben, che, chi, cio, coi, col, con, cui, dai, dal, dei, del, dia, die, dio, due, era, eri, ero, eta, fai, far, fin, fra, fui, gia, gli, hai, hor, lei, lor, lui, mai, mia, mio, nei, nel, noi, non, oda, ode, odi, odo, ora, ore, oro, ove, par, per, pie, piu, poi, pui, puo, pur,

pur, qua, qui, ſei, ſia, ſoi, ſon, ſta, ſto, ſua, ſue, ſuo, tal, tra, tre, tua, tue, tuo, udi, una, uni, uno, uſo, vai, via, voi.

XCVI Satz.

Unter den Monogrammaten iſt E das öfteſte.

XCVII Satz.

Nach dem Bigramma Ed fängt das folgende Wort mit einem Selbſtlauter an.

XCVIII Satz.

Unter den Trigrammaten iſt das gewöhnlichſte Che.

XCIX. Satz.

Unten den Trigrammaten giebt es keines, das in der Mitte ein L hat, als Gli.

C Satz.

Hieher kann der 61ſte und 64ſte Satz gezogen werden.

CI Satz.

Die vorzüglichſten Kennzeichen der italieniſchen Sprache ſind: 1) Die Vielheit der Monogrammaten, Bigrammaten, und Trigrammaten. 2) Die Wiederkehr gedoppelter Buchſtaben. 3) Die vielen Pentagrammaten, wo vor dem lezten Buchſtaben zween doppelte vorgehen. 4) Vermengung der Buchſtaben, beſonders der Selbſtlauter. 5) Die 20 verſchiedenen alphabetiſchen Zeichen.

VII Hauptſtück.

Von der griechiſchen Sprache.

CII Satz.

Die Griechen haben ſieben Selbſtlauter: α, ε, η, ι, ο, υ, ω; die ſehr zu Ende ſtehen.

CIII Satz.

Die Doppellauter ſind: αι, αυ, ει, ευ, οι, ου.

CIV Satz.

Unter den Mitlautern ſtehen ν und σ ſehr oft zu Ende.

CV Satz.

Die Mehrheit der Selbſtlauter übertrift in der nämlichen Schrift ſehr oft die Zahl der Mitlauter.

CVI Satz.

Zween, drey oder vier Selbſtlauter folgen oft unmittelbar aufeinander.

CVII Satz.

Die ſeltner vorkommenden Mitlauter ſind: β, ζ, ξ, Φ, χ, ψ.

CVIII Satz.

Die Selbstlauter werden selten verdoppelt: häufiger aber die Mitlauter in der Mitte; diese sind: γγ, λλ. μμ, νν, σσ, ττ.

CIX Satz.

Die Monogrammaten sind die Selbstlauter α, η, ο, ω.

CX Satz.

Bigrammaten sind: αἵ, ἄν, ἄς, ἄω, γε, γῆ, δὲ, δὴ, δῶ, εἴ, ἐν, ἐξ, ἐυ, ἔω, ἦα, ἦν, ἦρ, θῆ, ἵε, ἰῶ, μὰ, μέ, μὴ, μῦ, νὴ, νὼ, οἱ, ὄν, ὅς, οὗ, πῆ, σᾶ, σέ, σὴ, σὺ, τὰ, τε, τῇ, τί, τό, τῷ, φῆ, ὧν, ὡς, ὤψ.

CXI Satz.

Trigrammaten sind: Ἄγω, ᾄδω, ἀὴρ, αἶν, αἷς, ἅλς, ἅμα, ἄνα, ἄνω, ἄξε, ἄξω, ἄον, ἄπὸ, ἄρα, ἄσω, ἀύω, βάω, βὴξ, βὸα, βόυ, βοῶ, γὰρ, γέα, γῆν, δεῖ, δέω, δὴο, δία, διί, δὸς, δόω, δρῦ, δύο, δύω, δῶς, ἐὰν, ἔαρ, ἐάω, ἐγὼ, ἔδω, ἔει, ἔτω, ἔθω, ἔθη, ἔια, ἔιε, ἔιη, ἔις, ἕκα, ἐλᾷ, ἐμε,

ἐμὴ, ἔνα, ενὶ, ἔξω, ἐπὶ, ἔπω, ἔσω, ἔχω, ζάω, ζὰς, ζεῦ, ζέω, ζῆν, ζῶν, ζώω, ἦγε, ἦδε, ἠδὺ, ἦκα, ἦκε, ἥκω, ἦξα, ἦξε, ἦον, ἦσω, ἦτε, ἦτο, ἦχα, ἦχε, ἠὼς, ϑὲς, ϑεῶ, ϑὶν, ϑὶς, ϑοῦ, ἰσι, ἴυς, ἴης, ἴλε, ἴϑι, ἰϑω, ἴοι, ἴση, ἴτε, ἰὼν, κὰι, κὰν, κέω, κῆρ, κύω, λᾶὶ, λᾶς, λύε, λύω, μὶν, μίκ, μοὶ, μοῦ, μῦς, μύω, νᾶί, νέο, νόε, νοῖ, νοῦ, νύξ, νύν, νῶι, νῶν, ξέω, ξὺν, ὄγε, ὅδε, ὁδὼ, ὁδί, ὄζω, ὅϑι, οἶν, οἷς, ὁίω, ὄμω, ὄνε, ὀρα, ὄρω, ὅτι, οὐκ, οὖν, οὗς, ὄυχ, ὄφι, πᾶν, πᾶς, πιῇ, ποῖ, ποῦ, πρὸ, πῦρ, πῶς, πῶυ, ῥεω, ῥιν, ῥόω, σάκ, σϐῶ, σὴρ, σοὶ, σοὶ, σοῦ, σὸς σπῶ, σὺν, σχῶ, σῶν, σῶς, τὰς, τὴν, τῆς, τιν, τὶς, τίω, τοὶ, τὸν, τοῦ, τῶν, ὑπὸ, φᾶς, φὰψ, φῆν, φὴς, φύε, φύς, φύω, φῶς, φὼρ, χέω, χρὴ, χόω, ψὰρ, ὦγα, ὧδε, ὥδω, ὧκα, ὧλα, ὧὸν, ὧπα, ὥτι.

CXII Satz.

Gewiſſe Bigrammaten und Trigrammaten, die gewöhnlich wiederkehren, haben im Anfange den Buchſtaben τ; welcher Buchſtabe auch oft zunächſt vor dem Ende der Worte ſich einfindet.

CXIII Satz.

Der Selbſtlauter ι folgt ſehr oft auf andere Selbſtlauter.

CXIV Satz.

Der Selbſtlauter υ ſteht für ſich ſo oft nicht, wohl aber in Verbindung mit andern Selbſtlautern.

CXV Satz.

Das Trigramm χαι kehrt oft zurück, deſſen Anfangsbuchſtabe nicht ſo häufig iſt, als die übrigen zween Buchſtaben.

CXVI Satz.

In dem Trigramm, wo die Endbuchſtaben τι ſind, da geht allzeit der Buchſtabe ε voraus.

CXVII Satz.

Die vorzüglichſten Kennzeichen der griechiſchen Sprache ſind: 1) Die Widerholung einiger verſchiedener Selbſtlauter, die unmittelbar aufeinander folgen. 2) Die oft am Ende ſtehenden Selbſtlauter, und zween Mitlauter. 3) Die Seltenheit verdoppelter Buchſtaben, 4) die 24 Charaktere.

Vom

Vom Magnetismus.

Es giebt ein magnetisches flüßiges Wesen in in der Natur; dieß ist das unsichtbare Band, das alles in der Natur mit einander verbindet, alles zusammen hält, und die Harmonie des Ganzen verursacht; es zieht an, und theilt sich mit; es gehört zu den geistigen Wesen ohne Bewußtseyn *).

Der

*) Es giebt geistige Wesen mit Verstand und Bewußtseyn, und geistige Wesen ohne Verstand und Bewußtseyn. Erstere sind frey; sie können ihrer Bestimmung gemäß leben, oder ihr entgegen handeln; letztere betreiben ihr Geschäft, ohne anders handeln zu können; alle ihre Handlungen sind nothwendig;

sie

Der Mensch hat von diesem Fluidum in sich; es ist zu seiner Existenz nothwendig, und dazu hat ein jeder so viel, als er bedarf, aber er hat nicht immer so viel, daß er einem andern davon mittheilen könnte *); es ist einer von den elementarischen und empfindlichsten Theilen der Seele, und durch den ganzen Körper verbreitet; es ist leicht, fein, und weißfarbigt, wird aber, wenn es in eine schnelle Bewegung gesetzt ist, glänzend, und spielt nach Verschiedenheit der Umstände alle Arten von Farben,

---

sie müssen ihren Beruf erfüllen, und können den Trieb, der in sie gelegt ist, weder modifiziren, noch ihm widerstehen; sie sind zu verschiedenen Geschäften bestimmt; Fortpflanzung, Verbindung, Erhaltung ꝛc. sind ihr Amt; ihr Beruf bezieht sich nur auf die Natur, auf die Welt; da hingegen der Beruf der geistigen Wesen mit Verstand und Bewußtseyn zum Theile auch auf die Welt, aber immer, und vorzüglich auf Gott geht.

*) Den Genuß der magnetischen Kraft, die wir in uns haben, ohne es zu wissen, und die zu unserer Existenz nothwendig ist, kann man unmittelbaren Magnetismus nennen; wissen wir aber, was Magnetismus ist, wenden wir ihn an, wie wir ihn kennen, und braucht unser Geist mit Wissen und Willen die magnetische Kraft, so ist es mittelbarer Magnetismus.

Farben, wie Queckſilber oder Perlmutter; wenn es von uns ausgeht, ſcheint es gelblicht, wie ſprühende Funken, nach Verſchiedenheit der Perſonen ändert ſich deſſen Farbe; die Kranken ziehen es während des Magnetiſirens nach ihren verſchiedenen Bedürfniſſen und Umſtänden an ſich, ſo wie Bäume verſchiedener Art verſchiedene ihnen dienliche Säfte an ſich ziehen.

Das magnetiſche Fluidum findet ſich in allen Geſchöpfen, in der ganzen Natur; aber nur der Menſch kennt es, und vermag dieß Edelſte von dem Edeln zu gebrauchen; er vermöchte es nicht, wenn er nicht in den edelſten Theilen ſeiner Seele einen Sinn hätte; eine Kraft, die ſich durch die Kraft des Geiſtes entwickelt, und in welcher wahre reele Erkenntniß liegt, einen Lichtſtrahl, der durch den vom Geiſte belebten, aufgefoderten und erhöhten Willen der Seele angefacht werden kann, und den man in Ermanglung eines bequemern, verſtändlichern Ausdruckes Magnetismus oder magnetiſche Kraft nennt. Durch ihn wirkt er auf das in ſeinem ganzen Körper verbreitete magnetiſche Fluidum; er ſetzt es in eine geſchwindere Bewegung; es wird reger und lebhafter, und thut ſich dann vor allen übrigen elementari-

ſchen

ſchen Theilen der Seele hervor; es herrſcht alsdann über die übrigen, ſo wie in einer aus mehrern Theilen zuſammen geſetzten Speiſe der Geſchmack des einen Theiles über die andern herrſcht.

Alles in der Natur hängt zuſammen, alles iſt Eins, alles beſteht aus Theilen, woraus der Menſch beſteht. Dieß muß ſich die durch die Kraft des Geiſtes erhöhte Seele des Magnetiſirers lebhaft vorſtellen. Ein guter Magnetiſirer muß Kenntniſſe und Erfahrung haben; er muß nicht allein ſich ſelbſt, ſondern auch die Dinge außer ſich, und vornehmlich Gott kennen; er muß geſetzt, beſtändig und theilnehmend ſeyn *), er muß ſich ſammeln, und durch nichts zerſtreut, in ſich, bey ſich, und bey der zu magnetiſirenden Perſon ſeyn; auf nichts ſehen und hören, er muß ſich die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit, Größe, und Wirkſamkeit, und Alles in derſelben mit ſich im Zuſammenhange

*) Die Seele hat das Meiſte dabey zu thun, weil die magnetiſche Kraft in der Seele liegt; die Seelenkräfte müſſen daher durch keine äußern Wirkungen geſchwächt werden; wenn aber der Geiſt nicht dabey geſchäftig iſt, ſo iſt es ein todtes Werk.

hange denken *), sich mit allen Kräften derselben wie vereinigt fühlen, sich mit dem Besten, mit dem Wirksamsten, was in der Natur ist, gleichsam waffnen, und so einen Theil der Natur zur Natur brauchen; er muß endlich sein genaues Verhältniß mit der Person, die er magnetisiren will, auf das Lebhafteste fühlen; dann wachsen seine eignen Kräfte, er bekömmt Gemüthsfreyheit, und geräth, so zu sagen, in eine Natur- oder Erkenntnißkrise; dann weis er, in welcher Verbindung er mit Gott, mit der Natur und seinen Nebenmenschen stehe, dann fühlt er, daß wir alle Eins sind, und dadurch wird ein höherer Grad der Liebe in ihm erregt.

Liebe ist ein, Allen eingepflanztes, Gesetz der Natur, aber gewöhnlich ist die Liebe unter den Menschen nur einseitig; sie ist Affekt, Leidenschaft der Seele, und es geschieht selten, daß der Geist Theil daran nimmt. Zwar befolgt dieser

*) Im Körper liegt Harmonie mit den Dingen auf der Erde; Harmonie der Seele geht auf Dinge, die in und über die Luft sind: Harmonie des Geistes geht auf geistige Dinge. Solche Harmonie fodert der Wille des Magnetisirers auf; er überläßt sich ganz Gott, und der Natur.

dieser oder jener das Geboth: Liebe deinen Nächsten als dich selbst. Aber man befolgt es, weil es Geboth ist, nicht, weil wir empfinden, daß diese Liebe in der Natur des Menschen liege, und liegen müsse: wenn man aber die allgemeine Gleichheit unter allen Menschen erwägt, und dann lernt und empfindet, daß wir alle den nämlichen Geist, alle eine, aus elementarischen Theilen bestehende Seele, alle einen ähnlichen Körper haben, daß alle auf das genaueste mit einander verbunden, daß alle Eins sind: dann lieben wir unsern Nächsten, nicht, weil es uns gebothen, sondern weil es in unserer Natur liegt, ihn zu lieben.

In diesen Grad einer erhöhten Liebe soll uns der Magnetismus versetzen; er soll uns lehren, daß wir alle von einerley Erde gemacht sind, daß unsere Seelen aus einerley elementarischen Theilen bestehen *), daß unser Aller Geist ein Odem Gottes sey, daß die ganze Menschheit nur ein Körper, und einzelne Menschen

*) Das Mehrere oder Wenigere von diesem oder jenem Theile, und die verschiedene Mischung derselben verursachen die verschiedenen Temperamente. Diese sind wegen der Verschiedenheit unsers Berufes und unserer Bestimmungen nothwendig.

schen Glieder desselben sind, und daß sie auf das Wohl ihres gemeinschaftlichen Körpers bedacht seyn sollen.

Wenn der Magnetisirer dieß alles gefaßt hat, dann kann er wirken, dann bringt er Gott, die Natur und den Menschen zusammen, und darinn liegt das Geheimniß; dann strengt er seinen Geist an, fodert die magnetische Kraft seiner Seele an, macht sein magnetisches Fluidum rege, giebt ihm durch die Bewegung seiner Hände eine größere Schnelligkeit, theilt sie dem, den er magnetisiren will, mit, und wirkt auf Empfindung und Gefühl, die ihren Sitz in den fleischigten Theilen haben, macht aber nur das, was ihm gleich ist, nämlich das magnetische Fluidum des andern, reger; vorher floß es ruhig, wie ein durch Dämme aufgehaltner Strom; die Dämme werden durchbrochen, und nun reißt sich der Strom mit Geschwindigkeit fort: eben so giebt das magnetische Fluidum des Magnetisirers dem magnetischen Fluidum des andern eine Schnelligkeit, die es im gewöhnlichen Zustande nicht hatte.

Der Magnetismus kann physische, aber auch geistige Wirkungen hervorbringen, je nachdem die Seele des Magnetisirers mehr oder weniger gestimmt und erhöht, und die zu magnetisirende Person für desselben auf sie wirkende Kraft mehr oder weniger reizbar ist. Fodert der Wille der Magnetisirers bloß seine physischen Kräfte auf; so vermag er doch körperliche Gebrechen zu heilen und zu mindern; sein magnetisches Fluidum verursacht Trennungen, Verbindungen, Auflösungen im Körper, und hebt die Verstopfungen der Säfte. Wirkt aber der Geist des Magnetisirers auf das Leben in der Natur *), das in den feinern Theilen der Seele

*) Das Leben in der Natur ist Etwas, das regsam ist, und sich allen, und aller Orten mittheilt; es ist Ursache, daß das, was man gewöhnlich Elemente nennt, dem Zwecke, wozu es erschaffen ist, gemäß handelt; denn die Elemente wären nicht wirksam, wenn nicht das Leben in der Natur sie belebte. Naturgeist und Leben in der Natur sind eins; es ist wirksam, und muß wirken; es ist wirksam ohne Bewußtseyn. So wie Gott dem Menschen den Geist gab, so gab er der Natur das Leben; dieß Leben wirkt seit seiner Erschaffung ohne Unterlaß, es geht seinen bestimmten Gang, und braucht, da es nicht anders wirken kann, kein besondre Regierung.

Seele liegt, wird da dann die magnetische Kraft rege, theilt sie sich dann den weniger edeln Theilen der Seele mit, geht sie von diesen auf die elementarischen, und von da auf die irdischen Theile des Körpers, wirkt er auf diese Art stufenweise vom Geiste zum Leben der Seele, und von da zu den Elementen, und von diesen zum Körper; überdenkt er dabey alles, was in der Natur schön, gut und harmonisch ist, fühlt er sich eins mit der Person, die er magnetisiren will, und theilt ihr dann von seinem magnetischen Fluidum mit; so wird das Edle der Seele einer solchen Person geweckt, entwickelt, vervollkommnet; sein magnetisches Fluidum geht von den äußern Theilen auf die Nerven, von da zu den innern feinern Theilen, zur Seele, und von selber zum Wissen des Geistes; auf die Art beför-

---

rung. So wie unser Geist, obgleich seiner Natur nach, uneingeschränkt, doch an manchen Orten zugleich seyn kann, sich in allen Theilen unsers Körpers offenbart, doch aber im Plexus solaris und im Kopfe seinen vorzüglichsten Sitz zu haben scheint: so hat auch das Leben in der Natur, ob es gleich aller Orten gegenwärtig ist, und wirkt, seinen eigenthümlichen Wohnsitz in unsrer Atmosphäre; es stirbt, es vergeht nicht: in der Verklärung selbst ist es noch Leben, und hat seine Bestimmung.

befördert die vermittels eines Magnetisirers auf uns wirkende Kraft die Annäherung der edlern Theile der Seele zum Geiste, und bringt geistige Wirkungen hervor.

Der Magnetisirer soll keine andere Absicht haben, als Gutes zu thun, dem Leidenden Hilfe zu leisten; sein und des Kranken Wille müssen sich dem Willen der Vorsehung unterwerfen; es herrsche Ruhe, Stille, und Gelassenheit bey beyden *); der Patient muß sich sammeln, und seine Kraft mit der, die auf ihn wirkt, verbinden; sein Wille sey unthätig; er richte seine Gedanken auf den Magnetismus, und auf die Kraft, von welcher er Hilfe erwartet, und erwarte sie ruhig.

Um den ersten Rapport zu geben, setzt sich der Magnetisirer der zu magnetisirenden Person gegen über, so, daß sich beyder Knie berühren; dann hält er mit beyden Händen die beyden Schultergelenke des Kranken fest, und fährt

von

*) Es ist nothwendig beym Magnetisiren völlig ruhig zu seyn; man muß sich dabey vorbereiten, und falls man vorher gegangen, und müde geworden ist: so muß man zuförderst ausruhen, und ein wenig Wasser, oder nach Beschaffenheit, Wein trinken.

von Zeit zu Zeit an den weichen, mit vielen Nerven und Adern versehenen Theilen des Arms zum Ellenbogen herab; von da fährt er über den untern Theil des Arms, und die Hände, und hält den Daumen fest; dieß muß während einer halben Stunde wenigstens zu verschiedenen malen widerholt werden. Auf die Art zirkulirt das magnetische Fluidum von dem einen in den andern, und setzt sich in das Gleichgewicht *).

Das magnetische Fluidum geht nicht durch die Schweißlöcher; da es elementarisch ist, braucht es dergleichen Oeffnungen nicht. Ein guter Magnetiseur kann leicht merken, ob die kranke Person das magnetische Fluidum annimmt; denn in dem Falle kömmt sein eignes magnetisches Fluidum in eine schnellere Bewegung, er spürt eine lebhaftere Empfindung in seinen Fingern, und es ist, als wenn sich etwas durch seinen in der Länge herabzöge; es ist, als gienge eine Kraft von ihm.

Der

*) Man verliert von seinem magnetischen Fluidum eigentlich nichts, denn so, wie man es mittheilt, so zieht man es auch wieder aus der Luft an sich. Wenn man zu lange und zu viel magnetisirt, so ermüden die Glieder, aber es ist deßhalb keine Abnahme, keine Leere des Fluidums in uns.

Der Magnetisirer kann seine magnetische Kraft mit anziehenden Kräutern, Metallen, und weichen Erden verstärken; man kann Salpetererde, Stahlfeile, Silberspäne von grobem Silber, Erzblumen, Stahlkraut, Nußblüthe, und eine Art Salz enthaltende Kräuter nehmen, alles zu Pulver stossen, Weingeist dazu schütten, und sich, bevor man magnetisirt, die Hände damit reiben; bey Personen, die gute, aber durch Krankheiten geschwächte Nerven, oder solchen, die schwache Glieder haben, thut dieß sehr gute Wirkung; man kann sich auch dazu eines Spiritus von starkriechenden Kräutern bedienen; bey Verhärtungen, Verschleimungen, Verstopfungen muß man erweichende Kräuter nehmen, einen Saft davon machen, gutes erweichendes Oel hinzuthun, und mit diesem Balsame die Hände, bevor man magnetisirt, und auch den leidenden Theil des Kranken schmieren; auf die Art verbindet man die erwachende Kraft mit der magnetischen, und wirkt besser; befindet sich Fäulniß in irgend einem Theile, so muß Reinigung des Körpers, und Hebung der Fäulniß dem Magnetisirer vorher gehen, so wie man bey verhärteten oder verjährten Uebeln sich irgend einer zuträglichen Arzney nebst dem Magnetisiren bedienen muß,

wenn

wenn letzteres von erwünschter Wirkung seyn soll. Ueberhaupt muß der Magnetisirer seinen Körper in seiner Stärke, und seine Seele in einer guten Lage erhalten; fast jedem Menschen ist das Magnetisiren zuträglich, nur nützt es dem einen mehr als dem andern.

Der Magnetisirer darf sich auch nur vor die kranke Person stellen, scharfe Blicke auf sie heften, durch Anstrengung seines Geistes den ihrigen auffodern, und so auf die durch den ganzen Körper sich verbreitende Seele wirken. Oft ist das schon hinlänglich, eine Art von Lösung oder Zurückziehung der edlern Theile der Seele von den weniger edeln, und mit dem Körper in genauerer Verbindung stehenden Theilen zu veranlassen; doch ist dazu erfoderlich, daß die kranke Person durch eine völlige Ergebenheit und Ueberlassung die Absichten des Magnetisirers befördere.

Der Magnetismus ist mehr als physisch; er muß physisch und geistig werden. Zum Beweise, daß der Geist dabey geschäftig seyn muß, dient, daß man abwesende, und weit entfernte Personen magnetisiren kann; ohne Wirkung des Geistes könnte das nicht geschehen. Es ist

möglich, daß die abwesende zu magnetisirende Person selbst Empfindungen von den Bewegungen der Hände, die der entfernte Magnetisirer macht, verspüre; dieser muß sich die Person lebhaft vorstellen, und seine Gedanken vorzüglich auf den leidenden Theil richten; um aber auf diese Art Wirkungen hervor zu bringen, muß er zuförderst in einem starken anhaltenden Rapport mit ihr gewesen seyn.

Wenn man sich magnetisiren läßt, so hat man irgend eine Krankheit, von der man geheilt zu seyn wünscht; oft finden sich aber noch andere unbekannte Uebel im Körper, die sich erst während der magnetischen Kur offenbaren, und welchen der Magnetismus gleichfalls abhelfen kann. Ist die Krankheit des Patienten bekannt, so muß während des Rapports der Magnetisirer seine Gedanken auf den leidenden Theil richten; ist sie unbekannt, so wird man sie unstreitig bey dem zweyten oder dritten Rapporte kennen lernen, weil der Kranke dann nothwendig an dem leidenden Theile irgend eine schmerzhafte, oder doch unangenehme Empfindung haben wird *). Es

*) Der Wille der Seele setzt den Magnetisirer in eine genauere Verbindung mit der Person, die er magnetisirt,

Es ist unmöglich, bestimmte Regeln zu geben, wie man magnetisiren soll; hierinn muß man sich nach den Umständen, und den verschiedenen Bedürfnissen und Krankheiten der Patienten richten, dieß muß die Erfahrung lehren; der Magnetisirer soll keine Person zu magnetisiren unternehmen, deren physischer und moralischer Charakter ihm völlig unbekannt ist; er muß solche wählen, bey welchen er Aehnlichkeit mit seinem eigenen Charakter bemerkt, weil das zur Harmonie, die unter ihnen nothwendig ist, viel beytragen kann.

Beym Magnetisiren hält man sich hauptsächlich an den empfindlichsten Theil des menschlichen Körpers, an seine Nerven; diese laufen am Kopfe *), und im Plexus solaris **) zusammen,

tisirt, und macht, daß beyde Personen deutlichere Erkenntniß von dem, was in ihnen vorgeht, erlangen.

*) Nichts ist thätiger in unserm Körper als der Kopf; er ist die Schatzkammer der in unsern ganzen Körper sich verbreitenden Seele.

**) Die meiste Kraft liegt im Plexus solaris; da ist die erste Empfindung der Angst und der Freude; überdas hält sich in der Gegend viel Blut auf; das

magne-

men, daher richtet man das magnetiſche Fluidum gemeiniglich gegen dieſe Theile; das um die Nerven laufende magnetiſche Fluidum *) wird von da am leichteſten und geſchwindeſten in Bewegung geſetzt.

Doch wäre es nachtheilig, dieſen oder jenen Theil des Körpers allein zu magnetiſiren; der Magnetiſirer muß vornehmlich darauf ſehen, ſein magnetiſches Fluidum durch den ganzen Körper zu verbreiten, und in allen Theilen einen gleich geſchwinden Umlauf deſſelben zu befördern; man hat alſo unrecht, wenn man die magnetiſche Kraft gegen den Kopf, von da gegen die Bruſt, den Magen u. ſ. f. richtet, und den Armen nichts davon mittheilt; es muß überall vertheilt werden; richtet man die magnetiſche

---

magnetiſche Fluidum des Magnetiſirers ſetzt es in ſchnellere Bewegung, vertheilt ſich dann leichter im Körper, wirkt auf die Nerven, und auf das um ſelbes ſich befindende Fluidum.

*) Man hat geglaubt, daß das magnetiſche Fluidum und der Nervenſaft einerley ſey; aber ſie ſind verſchieden: vermöge des Elementariſchen, was ſich im Nervenſafte befindet, ſteht es mit dem magnetiſchen Fluidum in Verhältniß, und kann es anziehen.

netische Kraft zu lange gegen den Kopf, so wird der Patient betäubt, und geräth in eine Art von Schlaf.

Das magnetische Fluidum theilt sich dem Kranken mit, ohne daß er es weis, wie er es empfängt, oder auf welche Weise es auf ihn wirkt; er bemerkt es bloß durch seine Wirkungen; er ist gleich einem Blinden, dem man dieses oder jenes mittheilt; dieser empfängt es, ohne zu wissen, wie oder woher *).

Ist der Magnetisirer wohl gestimmt, magnetisirt er in dem Sinne, und auf die Art, wie er soll; so werden seine eignen Kräfte mehr entwickelt, er selbst sieht und empfindet deutlicher, und er wird, ohne den Patienten fragen zu dürfen, dessen Krankheit einsehen, und darüber urtheilen können; er wird, so wie er im Magnetisiren sich dem leidenden Theile des Patienten nähert, Krämpfe oder doch Hitze in den Händen verspüren.

Die

*) Wir erkennen die magnetische Kraft bloß aus ihren Wirkungen; ob wir sie gleich nicht sehen, existirt sie doch; so wie, wenn ich schlafe, doch ich, ob ich gleich meiner nicht bewußt bin.

Die magnetisirte Person fühlt nichts, bis die Nerven gehörig gereizet sind; einigen wird es wohl, andern aber wehe dabey; letztere leiden am Kopfe, und am Magen; Personen, die am ganzen Körper leiden, empfinden später die magnetische Kraft, und sie macht ihnen keine unangenehme Empfindung.

Bey Kopfschmerzen muß man, nach gegebenem Rapporte, von beyden Seiten des Kopfes gegen die Brust herab magnetisiren, doch aber auch von Zeit zu Zeit über die Arme fahren, damit das magnetische Fluidum durchgängig im Körper vertheilt werde; dann muß man die eine Hand gegen die Stirne, die andere gegen den Hintertheil des Kopfes halten, langsam mit der einen über das Gesicht, und die Brust, und mit der andern über den Nacken und Rücken herabfahren.

Bey empfindlichen Nerven muß man nahe am Kopfe, und bey starken Nerven in einer mäßigen Entfernung vom Kopfe, und so herab magnetisiren.

Das weibliche Geschlecht ist leichter zu magnetisiren als das männliche, weil es schwächer

von

von Natur ist, und leichter annimmt, als mittheilt; es ist überhaupt nachgebender, und bereitwilliger, sich äußern Wirkungen zu überlassen, als das männliche Geschlecht; doch giebt es auch weibliche, empfindliche Männer, so wie es starke, männliche Weiber giebt; erstere sind doch immer schwerer zu magnetisiren; ihre Nerven sind mehr gespannt, und solche nehmen das magnetische Fluidum nicht leicht an; es prellt gleichsam von ihnen zurück. Es ist oft nöthig und heilsam, die leidenden Theile des Patienten zu berühren; Personen, die starke Nerven haben, bedürfen keiner Berührung; doch ist solches zuweilen an den Schläfen, wo die Nerven sehr empfindlich sind, nöthig. Hiebey muß der äußerste Wohlstand, vornehmlich beym weiblichen Geschlechte, beobachtet werden; ein gut gestimmter Magnetisirer wird es sich äußerst angelegen seyn lassen, Anstand und Würde in Mienen und Gebärden zu äußern; er ist, so zu sagen, über das Sinnliche hinaus, er ist über sich selbst erhöhet, so, daß es ihm nie einfallen wird, eine Person ohne Noth zu berühren; es ist ihm daran gelegen, sie vom Sinnlichen zu entfernen, und er wird daher alles sorgfältig vermeiden, was sie darauf zurückführen könnte.

Auch dann, wenn der Magnetisirer und die zu magnetisirende Person in der Stimmung und Fassung sind, worinn sie seyn sollen, so, daß sich keine sinnlichen Absichten bey ihnen vermuthen lassen, so soll der Magnetisirer doch noch den äußersten Wohlstand beobachten; denn gesetzt, daß Personen gegenwärtig wären, die diese oder jene Art zu magnetisiren mißbilligten, so ist das schon hinlänglich, auf die magnetische Wirkung widrigen Einfluß zu haben: wenn der Magnetismus gehörig wirken, und von erwünschtem Erfolge seyn soll, so ist nothwendig, daß der Magnetisirer, und die zu magnetisirende Person nicht allein, sondern auch alle dabey gegenwärtigen Personen mit einander harmoniren; man verlangt keine Andächteley, aber man will auch keine Zerstreuung; man wünscht, daß alle dabey Gegenwärtigen an den Gesinnungen des Magnetisirers, und an der Sache selbst Theil nehmen, und daher ist es jedem Magnetisirer zu rathen, so viel möglich, alle Neugierigen, alle Ueberlästigen, und alle die davon zu entfernen, die Leichtsinn oder Eigendünkel genug haben, über eine Sache zu spotten, die sie nicht kennen.

Man

Man muß nicht glauben, daß der Magnetismus immer helfen müsse, das ist Irrthum; es giebt Kranke, die durch ihn von ihrer Krankheit nicht geheilt werden können, und wieder Kranke, die nicht geheilt werden sollen; überdieß kömmt es viel auf den Magnetisirer, und die zu magnetisirende Person an.

Der Magnetismus war immer bekannt; die magnetische Kraft existirte vom Anfange der Welt: Adam, der die ganze erhabene Schöpfung in sich trug, kannte sie, wie er sich und die ganze Schöpfung kannte, in ihrem ganzen Umfange und Wirkung; er genoß der ganzen Fülle der magnetischen Kraft; er lebte darinn, und sie gehörte zu seiner ursprünglichen Vollkommenheit, denn sie ist etwas, das in der Natur des Menschen, und außer ihr ist. Es ist nicht wahrscheinlich, daß man gleich nach dem Falle Gebrauch davon machte; das Geschick der Nachkommen Adams mußte sich erst entwickeln; gewiß ist es, daß in den ältern Zeiten der Magnetismus verschiedenen Personen bekannt war; man magnetisirte im Verborgenen, und oft aus verschiedenen besondern Absichten; einige gaben Gott dabey die Ehre, andere trieben Abgötterey und Wunder damit.

Da

Da der Magnetismus in der Natur liegt, konnte er nicht immer verborgen bleiben. Die Alten waren in der Naturkunde Riesen gegen uns; sie waren Männer, und die izt lebenden Menschen sind Kinder; sie kannten die Eigenschaften der Natur, die Bestandtheile der Luft; sie waren stärker, und hatten mehr magnetische Kraft; sie standen vor den Personen, die sie magnetisiren wollten, mit allen ihren Kräften, wie gewaffnet; ihr Geist foderte des andern Geist auf; sie bereiteten sich zum Magnetisiren durch ein aus drey Materien zusammen gesetztes Getränk, das einen starken Umlauf des Geblütes und der Säfte verursachte, und liessen die zu magnetisirende Person auch davon trinken; die Heyden verfielen darauf, und es diente ihnen anfänglich zum Schauspiele; sie bedurften desselben hin und wieder zu ihren Orakeln, wurden aber auch oft getäuscht, und geriethen in Fallstricke.

In den neuern Zeiten wurde er im Verborgnen kultivirt; izt ist er auf gewisse Weise zu bekannt, denn nur die, welche die Verbindung, und das Verhältniß zwischen Gott, der Natur, und dem Menschen kennen, sollen sich

damit

damit abgeben; alle Menschen leben in der Harmonie, aber die meisten kennen sie nicht.

Um den Magnetismus genauer zu kennen, müssen die Magnetisirer sich mehr an die Erfahrung halten, und genauere Prüfungen anstellen. Die Meisten kennen nur die Wirkung, aber nicht die Entstehung; sie wissen nicht, daß man dabey einen Theil der Natur zur Natur braucht; sie haben das Wort, aber nicht die Kraft, und daher sind sie sinnlich in ihren Wirkungen, und in ihren Gedanken.

Anleitung
zu einigen Stücken der Gaukeltasche.

Wie man die Becher aufeinander setzen, und die Ballen darunter bringen könne.

Nimm die drey Ballen unter dem Becher A hervor, stelle sie zunächst den dreyen Bechern aufs Neue ordentlich in einer Reihe. Unter den mittelsten aber, der mit D bezeichnet ist, bringe heimlich aus deiner rechten Hand den vierten Ball, womit du alle deine Wunderstücke verrichten mußt, die andern drey Ballen lege auf der Tafel nieder. Davon nimm mit der rechten Hand den erslen Ball, stelle dich, als wenn du ihn in die linke Hand legtest, (behalt ihn aber doch in der rechten) schüttle gleichsam den Ball in deiner linken Hand, blas darein, und sage: Hocus Pocus, der ist fort. Hierauf heb den Becher A auf, setze ihn auf den Becher D; aber im Hinaufsetzen bringe den Ball, den du in deiner rechten Hand behieltest, geschwind unter den Becher A, oder auf die Spitze des Bechers D. Nimm darauf

mit

mit der rechten Hand den andern Ball, stelle dich, als ob du selben in die linke Hand legtest, (doch behalte ihn in der rechten) die linke Hand mache zu, so, wie es sich geziemt. Dann gebrauche ein und andere Befehlswörter, als wenn du den Ball gleichsam zu verschwinden hießest, und sprich: Hocus Pocus, der ist fort. Heb dann den dritten Becher C auf, setze ihn auf den Becher A, den du zuvor mit dem darunter geschobenen Ball auf den Becher D setztest. Indem du aber den Becher C auf den Becher A setzest; so bringe den Ball, den du in deiner Hand behieltest, unter den Becher C, oder auf die Spitze des Bechers A. Wenn du dann unter jeden Becher einen Ball gebracht hast, nimm auch mit der rechten Hand den dritten Ball, stelle dich, als wenn du ihn in die linke Hand legtest; behalt ihn aber in der rechten, mache mit dem linken Arme eine Bewegung, als wenn du den Ball, den du doch in deiner rechten Hand hältst, gleichsam wegwürfest, und sage: Hocus Pocus, der ist fort, nun sind sie alle fort. Nichts desto weniger, meine Herren! (indem heb ordentlich deinen Becher auf) ist hier auf dieses Bechers Spitzen der andere, und hierunter auch der dritte und letzte; da sind alle drey wieder beysammen.

Unter

Unter einen Becher, der auf einen andern gesetzt ist, einen, zween, oder drey Ballen zu bringen.

Hierauf stelle die Becher samt den Ballen besonders auf den Tisch, nimm davon einen Becher in deine Hand, setze solchen auf einen andern Becher; im Hinaufsetzen bringe den Ball, den du in deiner rechten Hand behieltest, auf die Spitze des untersten Bechers, wo dann der Ball bequemer wird liegen können, da der Boden des Bechers, wie oben gelehrt worden, einwärts gebogen seyn muß. Dann nimm einen Ball mit deiner rechten Hand, stelle dich, (wie schon öfter gesagt worden: als wenn du solchen in die linke Hand legtest, bald aber öffne sie mit ausgestrecktem Arme, als würfest du den Ball in die Luft, oder sonst wohin, doch behalt den Ball in der rechten Hand, sieh in die Höhe, ruf inzwischen, und sage: Hocus Pocus, der ist fort. Doch, ihr Herren! (indeß heb den obersten Becher auf) sehet, er ist wider Vermuthen zwischen meine Becher gekrochen. Wohlan denn, ihr Herren! wir wollen ihm diese Wohnung nicht mißgönnen. Dann setze den Becher wieder nieder:

indem

indem du aber dieß thust, bringe mit Vorsicht den Ball, den du nun unter dem Scheine in die Luft warfst, aus deiner rechten Hand zu dem, der da schon liegt, geschwinde darunter, oder auf die Spitze des andern Bechers. Nimm darauf mit deiner Rechten den andern Ball, thue eben, als wenn du ihn in die Linke thätest, mache sie zu rechter Zeit zu, (aber behalt ihn in deiner Rechten) wirf dann die linke Hand auf, und sprich: Hocus Pocus, der ist fort. Doch, ihr Herren! (indeß heb den obersten Becher auf) sehet, hier sind sie zusammen gekrochen, als ein Knecht, oder junger Kerl zur Magd ins Bette. Wohlan, wir wollen daher diese so unvermuthete Zusammenkunft unter ihnen nicht trennen. Dann setze den Becher wieder nieder, und im Niedersetzen bringe den Ball, den du in deiner rechten Hand behieltest, darunter. Hierauf nimm mit deiner rechten Hand den dritten und letzten Ball, stelle dich, als wenn du ihn in die linke Hand legtest, mache selbe zu, wie sichs gebührt (doch behalte ihn in der rechten) öffne dann die linke Hand, strecke sie in die Höhe, als ließest du den Ball wegfliegen, und sprich: Hocus Pocus, der ist fort. Nichts destoweniger, ihr Herren! (indeß heb ebenfalls den obersten Becher

cher weg) hier sind die Ballen alle drey versammelt: nun sehe ich, was sich lieb hat, das sammelt sich auch wohl.

Einen Ball durch den Boden zweener Becher durchzubringen.

Weiter fahr fort in deinen Reden, und sage: Ihr Herren! die Ballen müssen geschieden werden. Dann heb den obersten und andern Becher auf, nimm einen von den dreyen Ballen unter dem aufgehobenen Becher heraus, und sprich: Ihr Herren! nun sind da noch zween übrig. Darauf setze die Becher wieder nieder: im Niedersetzen aber bringe den Ball, den du zuvor in deiner rechten Hand hieltest, behende darunter, daß also wieder drey Ballen unter eben demselben Becher sich befinden. Doch behältst du noch den Ball, den du unter dem Becher kurz zuvor herausnahmst, in deiner rechten Hand. Nachdem setze den dritten Becher auf die andern beyden. Dann zeige den Zusehern den Ball in deiner rechten Hand, mache selbe zu, und lege sie auf den obersten oder dritten Becher, und sprich, gleichsam zu dem Balle in der Hand: Bey der Er-

fahrung, Macht und Gewalt befehl ich dir, daß du zu den beyden andern dich gesellest. Sogleich mußt du den Ball zwischen dem Daumen, und der Fläche deiner Hand, (wie oft gelehrt worden) heimlich zu halten wissen: heb dann eilends den obersten und dritten Becher auf, und sprich: Ihr Herren! es scheint, er habe mir gehorchet. Hierauf setze den Becher auf die Tafel nieder; im Niedersetzen aber habe Acht, daß du den Ball, den du bisher in deiner Hand noch hieltest, unvermerkt darunter bringest. Dann mache dich an den andern Becher, und sage: Doch, ihr Herren! lasset uns nachsehen, wie weit er gegangen sey. Indeß heb den Becher auf, zeige deine Hand, und sprich: Ihr Herren! aus dieser meiner Hand hat der Ball durch den Boden beyder Becher zu den andern Ballen auf meinen Befehl sich durchgedrungen. Hierüber wird sich dann jeder Zuschauer ungemein verwundern müssen.

Dieß, hoffen wir, werde genug seyn von dem Ballenspiele mit den Bechern; wir wollen es daher dabey bewenden lassen. Doch muß ich aber die Liebhaber nothwendig erinnern, daß die oben beschriebenen Stücke alle ordentlich auf einmal, und nacheinander am bequemsten

mögen gemacht werden. Wer dann in diesem wohl geübt ist, der wird es vor andern mit weit mehr Anmuth darstellen können.

Eine Kugel von unten durch einen Tisch in einen Becher zu bringen.

Du mußt zwo Kugeln oder Ballen von gleicher Grösse zur Hand haben, aber nur einen darzeigen. Setze einen von deinen Bechern auf den Tisch, dann nimm mit der rechten Hand die Kugeln aus der Tasche, doch so, daß man nur eine sehe, halt deine Hände darnach unter den Tisch, lege dir die Kugel in die linke Hand, und sprich daneben: Ihr Herren! lasset euch's nicht verdrießen, hier zu verharren, ich werde diesen Verdruß mit meinen Kunststücken zu benehmen wissen. Hierauf kannst du einem von deinen Mitdienern, der vorher schon darinn unterrichtet worden, winken, daß er gleichsam aus Unwissenheit oder Vorwitz den Becher von dem Tische hebe; hierüber stelle dich zornig, und sage: Wozu dient dieser Vorwitz? Ihr müsset den Becher stehen lassen, besonders da ich meine Befehlworte noch nicht gesprochen habe. Dann nimm den Becher in

deine

deine rechte Hand, setze ihn auf die vorige Stelle, und indem du den Becher niedersetzest, bringe behutsam die Kugel aus deiner linken Hand unter den Becher. Deine rechte Hand aber, in der du die andere Kugel hast, zeige öffentlich, und die Kugel dabey. Hernach halt die Hand mit der Kugel unter den Tisch. Indem mußt du die Kugel in deinem Ermel, oder sonst wo, zu verbergen wissen. Hierauf sprich: Hocus Pocus, der ist an seinen Ort. Sehet, ihr Herren! (indeß heb den Becher auf, oder laß ihn einen andern aufheben) meiner Worte Kraft hat die Kugel durch den Tisch unter diesen Becher getrieben.

Eine Kugel durch den Arm in die Hand fallen zu lassen.

Lege drey Kugeln auf den Tisch, und eine behalt heimlich in deiner rechten Hand. Von den dreyen heb mit der rechten Hand eine auf, daß es alle sehen, die aufgehobene Kugel lege aus deiner rechten in die linke Hand, und sage: Ihr Herren! da habe ich eine. Dann nimm mit der rechten Hand die andere Kugel oder Ball, lege auch in die linke Hand den andern Ball, den du heimlich in der rechten

Hand hast, mache dann die linke Hand leise zu, daß die Kugeln nicht merklich können gesehen werden; dann wende dein Gesicht zu den Zuschauern, und sprich: Ihr Herren! da sind zwo, (du hast aber schon drey) nachher nimm den dritten und letzten Ball in deine rechte Hand, schlage die Hand zu oberst, auf den linken Arm, den Ball aber halt gewiß, und sage: Hocus Pocus, kommt alle in meine Hand, ich befehle es euch. Dann zieh die rechte Hand zurücke, (aber halt die Fläche derselben unterwärts) und sprich: Sehet, ihr Herren! (indeß öffne die linke Hand) dieser letzte Ball ist durch meinen Arm hervor in die Hand gekrochen.

Aus Einer Kugel zwo zu machen.

Nimm von den dreyen Kugeln oder Ballen nur einen in deine rechte Hand, thu ihn in die linke, in welcher du denselben zwischen den Vorfingern und Daumen fest halten mußt, hernach lege den Daumen und den vordersten Finger deiner rechten Hand in die linke, laß aus deiner rechten Hand in die linke den Ball fallen, den du nach geendigtem vorhergehenden Stücke heimlich in deiner rechten Hand behieltest.

test. Darauf öffne die linke Hand, und sage: Sehet, ich habe aus Einem zween Ballen gemacht, und zudem sind beyde von gleicher Größe. Ist das nicht wunderlich? Dann lege die zween Ballen aus deiner Hand auf den Tisch nieder, so werden vier Ballen auf dem Tische sich befinden, welches den Zuschauern sehr wunderbar vorkommen wird.

Aus einer Hand in die andere die Ballen zu bringen.

Heb mit deiner rechten Hand einen dieser Ballen auf, stelle dich, als ob du selben in die linke Hand legtest, behalt ihn aber in der rechten, schließ die linke Hand zu, zeige sie dar, und sprich: Ihr Herren! da ist einer. Nimm darauf einen andern Ball auch in deine rechte Hand, stelle dich gleichfalls, als wenn du solchen in die linke Hand legtest, mache selbe sogleich zu, (doch behalt den Ball in deiner rechten) und sage: Bey der Macht, Gewalt und Erfahrenheit will ich, daß die linke Hand leer sey. Dann zeige die linke Hand öffentlich, und sprich: Sehet, ihr Herren! hier ist nichts, aus großer Furcht und Bangigkeit (indeß öffne

die

die rechte Hand) sind beyde Ballen aus der linken in die rechte geflogen.

Wie man aus der Hand einen Stein verschwinden machen soll.

Hier mußt du einen Stein haben, der so groß ist, daß du ihn in der Hand bequem verbergen kannst. Auch ist's nöthig, daß du auf solche Weise (wie gedacht) an der Tafel sitzest, damit du alles, was du aufzufangen ist, in deiner Schooß heimlich auffangen könnest. Diesen Stein nimm mit deiner rechten Hand aus der Tasche hervor, und sprich: Ihr Herren! das ist ein wunderbarer Stein; hierauf zieh die Hand ein wenig zurücke zu der Seite des Tisches, die du inne hast, und laß behende den Stein aus einer Hand in die Schooß fallen. Indeß wende dich herum, und sage: Fortuna variabilis, lapis est mirabilis. Oeffne darauf die Hand, wirf sie aus, blas darein, schaue empor, und sprich: Könnet ihr ihn sehen? Nunquam credo; er ist weg. Dann dürfte dein Aufsehen wohl verursachen, daß die Zuschauer alle auch in die Höhe sehen. Indeß kannst du den Stein verbergen, und in deine Tasche wieder verstecken.

Eine

Eine andere Art den Stein verschwinden zu machen.

Nimm den Stein wieder aus deiner Tasche, und sage: Ihr Herren! das ist ein anderer Stein. Ich will ihn einem unter euch zu halten geben. Dann strecke deine Hand hin, in der du den Stein hast, öffne die Hand, und sprich: Sehet, hier ist er. Greift dann einer danach; so zieh sogleich die Hand zur Seite des Tisches zurücke, die du eingenommen hast. Laß den Stein, (gleich wie vor) geschwinde *), doch heimlich, in deine Schooß fallen. Indeß kannst du zu ihnen sagen: Ihr müsset mir aber zuvörderst versprechen, daß ihr den Stein eilends aus meiner Hand nehmen wollet. Antwortet er dann: Ja, ich will; so strecke ihm bald darauf deine Hand dar, aber zugethan. Indem er dann darnach reichet, und meynt, den Stein gar eilends zu nehmen; so sprich zuvor: Hocus Pocus, vade celeriter. Oeffne dann

*) Bey der Geschwindigkeit deiner Hände kannst du machen, daß ein Stück von einem Hasenfelle sich bewege, und um die Laufe, als eine lebendige Kreatur, zuletzt aber verschwinde. Worüber die Zuschauer sich dann wundern, und denken werden, du habest einen Spiritum Familiarem.

dann die Hand, und sage: Sehet, hier ist nichts, könnet ihr eine junge Dirne nicht fester halten, als so: was wäre eure Stärke wohl werth? Wahrlich nicht einmal einen Schilling, oder Kreuzer.

In einer Nuße etwas zu verbergen.

Um dieß zu verrichten, mußt du eine ausgehöhlte Nuße bey der Hand haben, doch daß etwas von dem Kerne darinn bleibe; hierein mußt du ein zusammengerolltes Kartenblatt, (oder sonst etwas) vor hineingesteckt, und das Loch in der Nuße mit Wachs zierlich zugestopft haben. Diese Nuße nimm nun hervor, und begehre von einem deiner Mitdiener ein Kartenblatt; und stelle dich, als wäre es dir gleichviel, was für eines er dir darreiche: weil er aber zuvor von dir muß unterrichtet seyn; so wird er dir eben ein solches Blatt mit demjenigen Gemälde darreichen, mit welchem das bemalet ist, das du in der Nuße verborgen hast. Dann lege die Nuße auf den Tisch, zeige das empfangene Kartenblatt dar, und sprich: Ihr Herren! merket diese Karte wohl, sehet, es ist Pamphilius, der Eichel-Unterknecht. Darau

besuch-

befeuchte dieselbe Karte, zieh die bunde Seite davon ab, rasse sie zusammen, und wirf sie auf den Tisch, trockne deine Hände ab, obgleich solche nicht sonderlich naß geworden sind; heb die Karte von dem Tische mit der linken Hand wieder auf, stelle dich, als ob solche in deine rechte Hand legtest, behalt sie aber in der linken, aus der du sie in deine Schooß unvermerkt wirst fallen lassen können. Doch mußt du deine rechte Hand, als wenn du das Kartenblatt darinn fest hieltest, zur rechten Zeit, wie sich's gebührt, zuschließen. Mit dieser zugeschlossenen Hand bedecke die dargestellte Nuße, und sprich: Bey meiner Gewalt und Erfahrenheit gebiete ich, daß dies Kartenblatt aus dieser meiner Hand in die Nuße sich verfüge. Hierauf zeige deine Hand, und saze: Sehet, ihr Herren! hier ist nichts; doch nehmet hin (indeß reiche einem die Nuße dar) beißet sie auf, und sehet, ob es meinem Geheiße möge nachgekommen seyn. Hat man nun darinn das Kartenblatt gefunden, wird alles darüber voll Verwunderung erstaunen.

Ein anderes Kunststück.

Auch kannst du noch eine Nuße hervornehmen, die mit Dinte gefüllet, und mit Wachs auf die vorige Weise zugestopfet ist, und spreche: Was mennet ihr, ihr Herren! das Kartenblatt hat sich in diesen beyden Nüssen zertheilt, nehmet hin, (indeß reiche die mit Dinte gefüllte Nuße dar, dem du sie gönnen willst) beißet sie auf, und sehet, ob sich's nicht so verhalte. Wird dann einer dieß thun; so wird die Dinte ihm ums Maul herum laufen; und diese Kurzweile, wenn man sie recht anbringt, wird weit mehr Gelächter verursachen, als alle übrigen.

Wie man sich anstellen soll, als ob man ein Messer esse.

Nimm ein Messer hervor, so groß, daß du es mit einer deine Hände füglich bedecken kannst, setze dann die Spitze des Messers ans Auge, und sprich: Ist einer da, der mir solches mit der Faust hinein schlage? Dann lege die Hand auf den Tisch, wende dich um, und sage weiter: Ist denn keiner da? Indeß laß das Messer behende in deine Schooß fallen, stelle dich darauf mit grosser Geschwindigkeit, als ob du mit

der

der wieder aufgehobenen Hand das Messer ins Maul hinein stießest, oder als wenn du es in der einen Hand hieltest, und mit der andern hinein drängest, doch aber gar leise, mache zu verschiedenen malen ein saures Gesicht, und sage: Ihr Herren! das ist hart zu verdauen, gebt mir was zu trinken, was zu trinken her. Einer nehme doch, er nehme doch mit seinen Fingern mir solches aus dem Halse. Wenn nun einer sich erböthe, dir zu helfen, und doch sich besorgte, daß du ihm schaden wolltest: so nöthige ihn, daß er sich doch nicht säume. Weil du ihn dann nicht versicherst, wird er schwerlich den Finger in deinen Hals stecken, um dir zu helfen. Indeß kannst du bey dieser Unterredung das Messer aus deiner Schooß in den Schiebsack, oder sonst wohin bequem bringen; dann ruf, und sage: Sehet, ihr Herren! (indeß nimm das Messer wieder hervor), hier ist es durchgekrochen.

Einen behende auf die Finger zu schlagen.

Lege einen Ball auf den Tisch, und fasse ein Messer an der Spitze mit der Hand, bitt einen, daß er dir den Ball aufs Messerheft,

oder Stiel lege, und gieb vor, du wollest solches unsichtbar machen. Wenn er nun den Ball auflegen will; so gieb ihm einen derben Schlag auf die Knöchel, und sage: Disce cautius mercari.

Ein zinnernes Instrument hinunter zu schlucken.

Du mußt ein zinnernes Instrument bereit haben, das in zwölf zapfenweisen Schachten besteht; über den äußersten Schacht sey ein leinen Tuch gebunden, damit es nicht etwa den Zähnen schade, indem du es in den Mund hineinstossen mußt; hast selbes zusammen geschoben heimlich in der linken Hand, mit der rechten nimm einen Ball aus deiner Tasche, zeige selben öffentlich, und sprich: Ist irgend ein Mädchen, die ihren jungfräulichen Kranz verschenkt, oder eine betagte Frau, die es schmerzt, und verdrießt, daß sie von den jungen Meßieurs nicht so jung geschätzt werde, als sie vielleicht wohl will, wohlan, so lasset sie zu mir kommen, dieser Ball wird allen beyden helfen können. Stelle dich hierauf, als ob du den Ball aus deiner Rechten in die linke legtest, laß ihn aber in deine Schooß fallen,

doch

doch mache die linke Hand, (als hielteſt du den Ball darinn feſt) zu, lege ſie auf den Mund, und ſtoſſe untenſtehendes Inſtrumen.. eilends, doch unvermerkt, hinein. Dann wird man meynen, es ſey der Ball, mit welchem du ſo beſchäftiget biſt. Neige hierauf das Haupt, halte das Inſtrument mit deinen Zähnen feſt, laß dann ſolches, ſo lang es iſt, ein- und das anderemal hervorſchießen, und treib es mit der rechten Hand wieder zurück. Zuletzt aber laß es zuſammen geſchoben in deine Hand, und dann aus der Hand heimlich in die Schooß fallen. Doch mußt du dich ſtellen, als ob du dieſes Inſtrument noch in dem Munde hätteſt, welches dann geſchehen wird, wenn du zu verſchiedenen Malen ein gar ſaures Geſicht macheſt, als ob dir's im Halſe noch beſchwerlich wäre. Zuletzt ſchlag mit beyden Händen an die Gurgel, als wenn du gern wollteſt, daß er niederſinke, dann ſprich endlich: Ihr Herren! ſo ſchlucket man in Narrapanien die Würſte hinunter, durch die Kehle ſind ſie bereits gegangen, ehe ſie noch die Zähne empfunden haben.

Wie man sich selbst die Nase halb abschneiden könne ohne alle Gefahr.

Solches ins Werk zu stellen, ist ein besonders Messer vonnöthen, welches in Mitte der Klinge ein ziemliches Loch hat, wie die daneben stehende Figur anzeigt. Dieses Loch, oder diese Aushöhlung des Messers mußt du mit den Fingern zu verbergen wissen, und das Messer mit beyden Händen an deiner Nase hin und herziehen, und dann solches an dem Orte hart anlegen, wo die Nase besonders mit Fleische umgeben ist; auch kannst du wohl in der einen Hand einen Schwamm, mit Blute gefüllet, verborgen haben; und indem du das Messer ansetzest, denselben zusammen drücken, daß alles Blut herunter triefe: so wird man glauben, als wenn dir die Nase wirklich halb abgeschnitten wäre. Dann nimm ein feuchtes Tuch, wische das Blut ab, und sprich: Hocus Pocus, das ist wieder geheilet.

Die Hand zu durchstechen.

Habe ein Messer, in der Mitte der Klinge nach eben dieser Figur, auf der einen Seite tief einwärts, auf der andern aufwärts gebogen, und stumpf, daß du deine Hand dazwischen

schen füglich, und sicher bringen kannst. Dieses nimm hervor, daß man aber nichts, als die Spitze, und den Schaft, sehe, und sage: Ihr Herren! das vorige galt der Nase, dieß soll meiner, doch unschuldigen, Hand gelten. Hierauf zieh deinen Handermel hervor, und sprich: Damit es aber nicht zu sehr schmerze, will ich hoffen, daß man mir gönne, hier mit diesem Ermel die Hand zu bedecken. Indeß du dieß thust, mußt du mit Geschwindigkeit dieselbe Hand zwischen das also gebogene Messer stecken, und zwar, daß du die Krümmung um deine Hand unter dem Ermel verbirgst. Darauf beiß deine Zähne zusammen, als empfändest du großen Schmerzen, und drücke dann den Schwamm, (wie im vorgehenden Stücke) daß hie und da Blutstropfen gesehen werden. Hierauf lege die Hand in die Schooß, und stelle dich, als kümmertest du dich sehr, und nimm indeß das Messer von der Hand, verbirg es samt dem Schwamme in deiner Tasche, oder sonst wo, doch mit Weile, damit man nicht etwa einen Argwohn von dir schöpfen möge: nimm darnach wieder ein feuchtes Tuch, wische damit die unter dem Scheine verwundete Hand, und sprich: Hocus Pocus, ihr Herren! von dieser Wunde bin ich auch wieder geheilt.

Durch

Durch einen Tisch einen ganzen Satz oder Stock Rechenpfenninge gleichsam fallen zu lassen.

Hiezu muß man etliche Rechenpfenninge haben, darinn fast durch und durch ein ziemliches Loch E geschnitten; diese muß man zusammen leimen, C daß in selben, wenn sie zusammen geleimt sind, ein Würfel D könne verborgen werden, doch daß oben darauf ein ganzer Pfenning geleimt sey. Ueber dieß ist eine blecherne Büchse A, mit einem Deckel B, worein die Pfenninge nicht unbequem können gelegt werden. In diesem Büchschen müssen drey lose Pfenninge auf dem Boden gelegt werden, und darauf der zusammen geleimte Haufen mit dem Loche aufwärts; thu in dasselbe einen Würfel, und bedecke zuletzt die geleimten Pfenninge mit dreyen andern losen Pfenningen, und mache dann die Büchse zu. Diese mit Pfenningen gefüllte Büchse zieh nun hervor, und sage: Ihr Herren! hier ist mein Büchschen voll indianisches Goldes, das ein guter Freund, der vor einiger Zeit mit Tode abgegangen, mir hinterlassen hat, daß ich es wohl anlegen sollte. Nun aber, ihr meine Herren! widerfuhr es mir einmal, daß ich vom Ohngefähr auf einer Reise von der

Nacht

Nacht überfallen, und genöthiget wurde, die nächste Herberge zu suchen. Ich fand sie. Ich ließ mir nun die Wirthinn kommen, und sprach zu ihr: Was verlanget ihr diesen Abend für gemeine Bewirthung von mir? Mein Freund! gab sie zur Antwort; ihr möget mir drey französische Kronen geben, s'il vous plait, Monsieur. Darauf zog ich meinen Schatz (diese Büchse) hervor, und legte sie auf den Tisch, (indeß setze deine Büchse auf den Tisch, daß der Deckel unterwärts stehe) dann hob ich die blecherne Büchse von den Pfenningen, und reichte die drey, die oben lagen, ihr dar, mit den Worten: Da habt ihr, was ihr begehrtet. Indeß aber ward ich eines hübschen Frauenzimmers gewahr: Ey, sagte ich, was soll ich euch geben, um eurer in dieser Nacht zu genießen? Sie antwortete: Herr! um drey Kronen bin ich euer. Da ließ ich das Geld aus der Büchse in die Hand fallen, und gab ihr drey Pfenninge, die auf dem Boden in der Büchse lagen; den Rest verwahrte ich wieder in selber. Bald nachher sprach ich zu der Wirthinn: Was würde euch dünken, wenn diese übrigen Kronen auf meinen Befehl durch den Tisch fielen? Herr! antwortete sie, dann will ich euch umsonst bewirthen. Und wenn ich mich

nicht trüge, so sprach auch das Mädchen hierauf: Monsieur! ihr sollet mich auch umsonst nach euerm Belieben umfangen. Dann deckte ich meine Pfenninge auf, und sagte: Laßt sehen, ob sie hier noch sind, oder nicht. Nun zeigte ich sie ihnen, und deckte sie wieder zu. Hierauf, (indeß nimm heimlich über die sechs Pfenninge etliche andere Pfenninge hervor, die du in deiner Schooß verborgen haben mußt) klopfte ich unter den Tisch mit meiner Hand, und sprach: lube, vade, vade celerrime. (Schieb hierauf die Pfenninge zusammen, die du in deiner Schooß verborgen hast, als wenn sie durch den Tisch in deine Hand fielen, wirf sie dann auf den Tisch, und sprich: Hier sind die Pfenninge). Nach diesem machte ich mich an die Büchse, (indeß drücke mit den beyden vordersten Fingern die Seite derselben, daß die zusamm geleimten Pfenninge nicht ausfallen können; und laß sie hernach unvermerkt in deine Schooß fallen) und sprich: Da ist nichts, als ein Würfel, (wirf daher die leere Büchse zu ihnen) nun ihr Herren! wer soll sie nun alle miteinander haben, meine Wirthinn, oder ich?

Einen

Einen ganzen Ring auf einen Stecken, der an beyden Enden gehalten wird, zu bringen.

Nimm aus deiner Tasche ein Stäbchen hervor, auf dem schon wirklich ein Ring seyn muß. Dieß Stäbchen greif in der Mitte an, und bedecke so mit deiner Hand den Ring auf dem Stäbchen. Du mußt aber noch einen andern Ring von gleicher Größe, Farbe und Gestalt haben, doch mit dem Unterschiede, daß der auf dem Stäbchen ganz und vollkommen, der andere aber mit Fleiße gespaltet sey, wie aus der nebenstehenden Figur zu ersehen ist. Reiche dann das Stäbchen einem von den Zuschauern, bitte ihn, daß er beyde Ende desselben anfasse, dann nimm den gespalteten Ring, bedecke mit deinen Fingern die Spalte, und zeige den Zuschauern denselben, als wenn er ganz wäre, klemme ihn mit der andern Hand an eine deiner Lippen, und sprich: Sehet diesen Ring an meinem Munde. Dann zieh ihn herab, stecke ihn geschwind unten in deine Hand, mit der du das Stäbchen umgeben hast, und halte den falschen Ring sicher. Endlich nimm eilends deine Hand von dem Stabe, und sage: Sehet, ihr Herren! da ist der Ring von

meinem Munde auf den Stab gebracht, der auf beyden Seiten stäts gehalten worden, das ich durch meine Kunst zuwege gebracht habe.

Einen Pfriem durch die Stirne zu stechen.

Zu diesem Stücke muß man zween Pfrieme von gleicher Größe und Gestalt bereit haben. Der eine muß so gemacht seyn, daß das Eisen sich ohne gewaltsamen Nachdruck gar leicht in das Heft drücken lasse, der andere aber sey recht, und ohne Betrug. Diesen wirf auf den Tisch, daß jeder sehe, es sey kein falscher Pfriem. Heb ihn dann wieder auf, laß ihn in deine Schooß fallen, und nimm heimlich statt dessen den falschen Pfriem; laß das Haupt rückwärts sinken, stelle dich, als stießest du den Pfriem allgemach in deine Stirne hinein, mit Verzerrung des Gesichtes. Indeß mußt du einen mit Blute gefüllten Schwamm in deiner Hand haben; diesen drücke, daß dir die Stirne so ziemlich blutig werde, und der eingesteckte Pfriem desto mehr Bewunderung errege. Darauf laß geschwinde beyde Hände, samt dem falschen Pfrieme, in deine Schooß fallen; und nimm mit der einen Hand den ächten Pfriem statt des verfälsch-

fälschten; mit der andern aber zieh ein feuchtes Tuch hervor, wische das Blut damit ab, und sprich: Hocus Pocus, Filius, vade vulnus a fronte. Ihr Herren! sehet meine Stirne, sie ist wieder heil, und unverletzt.

Wie man allerley Bändlein aus dem Munde zieht, und ellenweise übergeben könne.

Man muß verschiedene Arten feiner Bänder bey der Hand haben, die mit Ellen abgemessen seyn müssen; doch muß bey jeder Elle ein etwas lockerer Knotten geschlungen seyn. Diese Bänder müssen aber ordentlich, und besonders nach den Farben aufgewunden seyn. Lege sie nun in deine Schooß, daß du in der Eile das, das man etwa verlangen würde, hervorlangen könnest. Wende dich dann zu den Zuschauern, und sage: Ihr Herren! es sieht zwar hübsch, die Kleider mit Bändern auszuzieren, doch würde es lächerlich seyn, selbe gänzlich mit Bändern zu überhängen. Ein junger Bursche reisete einmal, über und über mit Bändern ausgeziert, durch eine fremde Stadt. Die Einwohner lächelten ihm höhnisch zu; ja sogar spottete einer also über ihn, und sprach: Diesen Menschen

hat

ha: ja der Teufel ganz und gar bebändelt. Denn in jedem Stücke muß ja Maaß herrschen: Wohlan denn, meine Herren! ich habe einige Sorten verschiedener schmaler Bänder um billigen Preis zu verhandeln. Fodert, von welcher euch beliebt, es soll wunderbar gereicht werden. Begehrt nun einer von dieser oder jener Farbe Bänder: so bringe eine von den Rollen behende in den Mund, und zieh flugs das Band von der begehrten Farbe sachte heraus, doch vergiß nicht, wie viele Knotten dir durch die Zähne gegangen sind, damit du das Band, wenn du so viel Ellen, als man gefodert hat, aus dem Munde hervorgezogen hast, mit einer Scheere hübsch artig zerschneiden, und übergeben mögest. Sollte man aber mehr Ellen, als du bey der Hand hast, begehren; so zieh so viel aus dem Munde, als du darinn verborgen hast, heraus, und sprich: Ihr Herren! kein Kramm ist jederzeit mit allem überflüßig versehen, also auch der meinige nicht.

Wie man zwo Schellen aus beyden Händen in Eine bringen soll.

In diesem Stücke mußt du drey kleine Schellen haben; davon stecke eine in den linken Ermel.

mel. Von den andern zween nimm in jede Hand eine; halt hierauf die Hände unterwärts, und bringe unvermerkt die Schelle aus der linken in die rechte Hand. Strecke dann beyde Hände aus, und begehre von zweenen, daß ein jeder eine Hand halten soll; schüttle aber zuvor die Hände, und frage sie, ob sie die Schellen in jeder Hand auch wohl hören können? Die Schelle, die du in dem linken Ermel hast, wird man glauben, sey in der linken Hand. Sage dann: Wer unter euch beyden der gröſsere Buhler ist, soll beyde Schellen haben, und der andere keine. Oeffne darauf die Hände; so wird man meynen, du seyst ein Zauberer.

Ein Männchen, von Holz bearbeitet, unsichtbar zu machen.

Man muß ein kleines, hölzernes Männchen haben, nach der hier stehenden Figur C und D. Der mit A bezeichnete Kopf muß so gemacht seyn, daß man ihn nach Belieben ansetzen, und abnehmen könne mit einem Stahldrate in dem Halse, wie aus beygefügtem Buchstaben B zu sehen. Ueber dieß hat man

eine

eine Mütze vom Tuche nöthig, worinn unvermerkt ein kleiner Beutel angenähet, daß man den Kopf heimlich verbergen könne. Oben aber sey ein Loch gemacht, daß man den Kopf bequem durchbringen könne. Zeige nun das Männchen, (doch aber nicht abgesondert) den Zuschauern, und sprich: Sehet, ihr Herren! diesen Signore nenne ich Bonum Genium, oder Hiccium Doctium. Weis ihnen dann auch die Haube oder Mütze von außen und innen, und sprich: Dieß ist des Männchens Rock, darinn er sich zu verbergen pflegt, die Hitze oder Kälte zu vermeiden. Nimm darauf die Haube in die eine, das Männchen in die andere Hand, stecke den Kopf oben durchs Loch der Mütze, wie I' bedeutet. Darauf sprich weiter: Ihr Herren! itzt ist er ausgerüstet, itzt ist er fertig zur Reise, wo ich ihn immer hinschicken werde; doch muß ich ihm zuvor einen Zehrpfenning mittheilen. Indeß thue die Hand aus der Mütze, stecke sie mit dem Körper, den du heimlich von dem Kopfe mußt abgezogen haben, unvermerkt in deine Tasche, als wenn du nach dem Gelde suchtest; laß in selber den Körper liegen, die Hand aber zieh wieder hervor, stecke sie unter die Haube, und sprich: Da sind drey Thaler; nun geh

beine Wege. Drehe dann den Kopf um, und sage: Er will zuvor noch einmal umher sehen, ehe er davon wandert. Hierauf lege deine Finger oben aufs Haupt, und sprich: Ihr Herren! ich muß diesen armen Tropfen von diesem Gefängniße entledigen. Dann drücke frey öffentlich das Haupt nieder, und indeß bringe den Kopf mit der Hand, die du unter der Mütze hast, in den Beutel, der in der Müze heimlich angenähet ist Dann heb die Müze empor, und sprich: Hei Genius meus velocissimus vbi? Ihr Herren! er ist schon fort.

Allerley Körner zu vermehren.

Mache ein Büchschen von Holz, Zinn oder Meßing, in welchem der Boden in der Mitte ist, und bekleibe die eine Seite des Bodens mit einer lage Gersten- oder anderer Körner. Setze daher die Büchse mit dieser Seite des Bodens unterwärts, und sage: Ihr Herren! hier ist nichts darinn. Dann wirf öffentlich ein Körnchen in deine Büchse, und sprich: Aus diesem Körnchen, ihr Herren! sollen viele entspringen. Doch, (dann zeige deine Hände)

de) sehet, sie sind ganz leer. Darauf bedecke deine Büchse mit dem Hute; und indem du es thust, kehre sie um, daß der andere Boden aufwärts komme. Dann ersuche jemand an den Hut zu blasen; und nachdem heb den Hut auf, daß sie deine Büchse, und die darinn liegenden Körner sehen können. Dieß wird den Zuschauern sehr seltsam vorkommen.

Wie man, wo nichts ist, etwas machen könne.

Du mußt ein Geschirr, worinn zween Böden, ein rechter, und ein falscher, sind, bereit haben In diesem Geschirre muß etwas zwischen den doppelten Boden gelegt seyn, was dir beliebe. Zeige es, (die Böden unterwärts haltend, daß man in das Geschirr sehen könne) und sprich: Ihr Herren! sehet, es ist nichts darinn. Dann setze es auf dem Tische sachte nieder, daß der unterste oder äußerste Boden aufwärts stehe, und bedecke es mit deinem Hute. Nach diesem schlag zu verschiedenen Malen ziemlich durch den Hut auf das Geschirr, das darunter liegt, bis daß du gewiß versichert bist, daß der vorderste oder falsche

sche Boden auf den Tisch gefallen sey. Dann weis den Zuschauern deine Hände, und sprich: Ihr Herren! ich will etliche Gerstenkörner, oder dergleichen, hervorbringen; doch sehet meine Hände, sie sind ganz leer. Darauf stecke sie unter den Hut, heb das Geschirr unter dem Hute ein wenig in die Höhe, nimm den falschen Boden heimlich weg, halt ihn unvermerkt in der einen Hand, und ersuche endlich einen der Zuseher, daß er stark an den Hut blase, und ihn dann aufhebe: da werden sich dann alle verwundern, wie das Gegenwärtige von dir möge darunter gebracht worden seyn.

Ein Glas mit Bier verschwinden zu machen.

Fülle ein niedriges Glas beynahe voll Bier, nimm dann einen Groschen, lege ihn auf den Tisch, und setze das Glas mit dem Biere darauf: tauche dann hernach deine Finger in das Bier *), als wenn du den Groschen hinein wärfest,

*) Die Spitzen des Fingers müssen zuvor mit Wachs bestrichen seyn, damit du es desto besser und behender thun kannst.

fest, und sprich: Ist der Groschen inwendig im Glase, oder darunter? Einer wird dieß, und der andere das sagen; dann sprich weiter: Lasset uns zusehen. Indeß heb das Glas mit dem Groschen zugleich auf. Das Glas aber fasse also an, daß es von beyden Händen bedeckt werde. Darauf laß das Glas gerade in die Schooß nieder, doch dergestalt, als wärs fest du solches weg, und sieh dich darnach um. Hierauf stelle dich, als wenn du deine Nase putztest, dazwischen laß den Groschen auf den Tisch fallen, und sprich: Ha ha, ich bin froh, daß ich mein Geld wieder bekommen. Wo ist aber das Glas hingerathen? Thue dann, als zögest du es aus der Tasche, und sprich ferner: Ich wollte doch gleichwohl nicht gern mein Bier entbehren. Hierauf trink es aus. Dieß ist ein überaus schönes Stückchen, wenn es nur geschwind, und behende verrichtet wird. Es ist wenig, oder gar nichts daran gelegen, wenn du gleich etwas von dem Biere verschüttest. Es läßt sich dann wohl gleich entschuldigen.

Ein Kindsgesicht in einem Topfe voll Wasser zu zeigen.

Du mußt eine hölzerne Kugel haben, und auf der Hälfte oder einen Seite der Kugel ein Kindsgesicht künstlich ausschnitzen lassen. Auf der andern Seite, oder hinter dem Kindsgesichte muß ein Loch; doch nicht zu tief, gemacht seyn, welches mit Bley angefüllet ist, zu dem Ende, daß, wenn du den Ballen ins Wasser wirfst, die Seite wegen der Schwere allemal sich unterwärts, die andere aber, auf welcher das Gesicht ist, sich aufwärts kehre. Bestreich das Gesicht mit lebendigen Oelfarben, und dann ist es fertig. Beobachte aber, daß die Kugel nicht größer, als ein Handball, sey. Fodere dann von den Zuschauern eine zinnerne Kanne mit Wasser, bis oben angefüllet: indeß nimm obige Kugel mit dem Kindsgesichte zu dir, und behalt solche in der rechten Hand verborgen. Die Kanne aber fasse mit der linken Hand, setze sie auf den Tisch, und sprich: Ihr Herren! sehet her, hier ist nichts anders in dieser Kanne als Wasser. Gleich darauf schlag mit der rechten Hand den Deckel der Kanne. Indem du dieß thust, laß die Kugel heimlich in die Kanne fallen, welches

gar

gar leicht ohne Argwohn geschehen kann. Dann bitte deine Zuschauer, daß sie alle ein wenig von dir abtreten, aber doch, wenn es ihnen gefällig, genaue Achtung auf dich haben. Indeß stecke deine Hand in deine Tasche, stelle dich, als zögest du deine Hand voll Pulver hervor, und streuest es in die Kanne. Sprich dann diese Worte: Surge celeriter, bey der Macht und Erfahrenheit, surge. Begehre hierauf von ihnen, daß sie sehen sollen, was in der Kanne sey. Auf gleiche Weise kann man auch eine Maus, Kröte, Vogel, Frosch, u. d. gl. machen, welches dann große Verwunderung verursachen wird.

Wie man einen Zahn ausfallen läßt.

In deiner rechten Hand mußt du heimlich einen Zahn, als von einem Schweine, Kalbe, oder Pferde, u. d. gl. in Bereitschaft haben, und mit derselben Hand aus deiner Tasche einen kleinen Korkball oder Kugel nehmen, und deinen Zuschauern durch vieles Gerede einbinden, daß der Korkball oder die Kugel sehr bequem sey, einen Zahn ohne Schmerzen auszunehmen. Darauf benge das Haupt abwärts,

und

und rühre einen deiner vördersten Zähne an, und laß indeß geschwinde den Zahn, den du in der Hand verborgen gehabt, entweder in die Schooß oder sonst wohin fallen, und sprich: Ihr Herren! sehet, dieß ist der Quacksalber, und Zahnbrecher Art.

Aus beyden Händen in die eine etwas bringen.

Lege in jede Hand etwas verschiedenes, was dir beliebt, strecke dann, so weit, als immer möglich, beyde Hände von einander aus; und wenn jemand Belieben trüge, mache mit ihm eine Wette um eine Maß Wein, u. d. gl., daß du deine Hände nicht zusammen fügen wolleſt, und doch beydes aus jeder Hand in eine bringen, in welche man es begehrt. Dann darfſt du dich nur herumdrehen, und was du in der Hand haſt, aus welcher du, was darinn iſt, in die andere Hand zu verſchaffen denkeſt, das, sage ich, darfſt du nur auf den Tisch fallen laſſen, und es mit der andern Hand aufheben. Und so wird die Wette von dir gewonnen seyn. Der andere, ob er schon artig betrogen, wird doch darüber lachen müſſen.

Eines

Eines Menschen Gedanken zu erkennen.

Gieb einem ein Stück Geld mit deiner linken Hand, und einem andern ein anders mit deiner rechten, und fodere es von ihnen bald wieder zurück. Endlich gieb dem dritten auch eines, und indem er dieses nehmen will, (dessen er sich dann auch nicht weigern wird, weil er gesehen, daß die andern dergleichen gethan) so schlag ihn mit einem Stäbchen, o. d. gl. etwas auf die Finger, und sage: Daß dein Bonus Genius, oder Hiccius Doctius dir es gesagt habe, er würde das Stück Geld behalten wollen. Hat nun der andere das gedacht oder nicht; so werden doch die übrigen Zuschauer meynen, daß dir aus sonderbarer Wissenschaft dieses Menschen Gedanken müssen bekannt gewesen seyn.

Wie man vielerley Arten Getränke aus einem Faße zapfen könne, welches alles zu Einem Loche eingegossen, und aus einem andern wieder gezapfet werden muß.

Du kannst dir ein Fäßchen gefälliger Größe machen lassen, das inwendig zween heimliche

Böden oder Abtheilungen hat, so, daß zwischen vier Böden, (nämlich zweenen heimlichen, und zweenen gemeinen) sich drey Theile befinden, in welchen hernach dreyerley Arten Getränke können verwahret werden. Wie dann solches die hier stehende Figur deutlich anzeigt. A B bedeutet den ersten Theil, C D den andern, und E F den dritten Theil. Ein jeder Theil aber muß ein Luftlöchchen haben, wie aus den Buchstaben P, Q, R, und diesem Zeichen ♁ zu sehen. Mitten auf dem Faße sey ein rundgedrehtes Stückchen Holz befestigt, nach den Buchstaben G H. Im Umschweife des Holzes werden drey Löcher, und bey jedem Loche ein Rohr, das in des Faßes Abtheilung sich erstreckt, erfodert. I K zeigt das erste Rohr an, das von oben an bis in den ersten Theil des Faßes A B reicht; L M das zweyte, das in der Mitte des Faßes von oben in den zweyten Theil C D sich erstreckt; N O das dritte, das von oben in den dritten Theil des Faßes geht. Daß aber die Löcher in dem Holze nicht sogleich gespürt werden, kann auf selbes ein Stück Leder auch mit dreyen Löchern gelegt werden. In der Mitte des gedachten Holzes aber muß ein hohler Stiel gemacht seyn, und auf dem Stiele ein Trichter S, in

welchem zu beyden Seiten ein abgesonderter, und also dreyfacher Gang seyn muß, nach der Figur. Durch die beyden Röhre, die auf jeder Seite von außen gesetzt werden, wird der Getrank am füglichsten in die beyden Löcher des auf dem Faße angenagelten Holzes gebracht werden können. Endlich muß, wie die Figur anzeigt, jedes Faß auch unten seine Röhre haben. Weil aber jedes Getränk nothwendig sein eigenes Zapfloch erfodert; so ist nöthig, daß über die drey Zapflöcher oder Röhre eine Platte (worinn nur Ein Zapfloch seyn darf, gelegt werde, die in der Runde an dem Faße festgemacht seyn muß, doch daß der übrige Theil der Platte von einem Rohre zum andern umhergedreht werden könne; damit also die Platte, indem man das eine Getränk hervorzapft, das andere aufhalten könne. Auf diese Weise nun wird man nach Belieben ein jedes Getränk besonders hervorzapfen können. Welches gewiß theils Verwunderung, theils auch Wohlgefallen bey den Zuschauern erregen wird.

Einen Rechenpfenning in Silbergeld zu verwandeln.

Nimm einen Groschen, oder ein anders Stück Geld, schleif oder feile es auf der einen Seite, daß es ganz dünne werde; zugleich nimm auch zween Rechenpfenninge, schleif dieselben ebenfalls, den einen auf dieser, den andern auf jener Seite Löthe darauf die geschliffenen Seiten eines der Rechenpfenninge so fest zusammen, als immer möglich ist. Der Rand aber muß so gefeilet werden, daß es scheine, als ob es nur Ein Stück wäre Dann nimm auch den andern Rechenpfenning, bestreich dessen geschliffene Seite mit etwas grünem Wachse, oder womit du meynest, daß dir am Besten gedient sey; klebe dann den andern Rechenpfenning auf das Silbergeld, doch so, daß das Wachs, o. d. gl. auf dem Silber nicht abfärbe; denn sonst würde der Betrug offenbar werden. Wenn nun so das Silbergeld zwischen den beyden Rechenpfenningen wird verborgen seyn: so wird man einen vollkommenen Rechenpfenning sehen. Und wenn schon einer denselben in die Hände bekäme; so wird er doch nicht leicht den Betrug merken. Darauf bestreich mit ein wenig Wachse den Daumen, und die Vorfinger mit

der rechten Hand, auf die Fläche deiner linken Hand aber lege öffentlich den falſchen Rechenpfenning, (doch daß die Seite, die mit Wachſe angelegt, obenauf zu liegen komme) drücke und drehe denſelben mit dem Daumen in der rechten Hand, daß der eine Pfenning, der den andern beyden nur angeklebet iſt, an den Daumen deiner rechten Hand des Wachſes wegen kleben möge, den du hernach behende verbergen mußt; das gelöthete Silbergeld aber mit dem andern Rechenpfenninge wird auf der Fläche deiner linken Hand liegen bleiben. Dann mache die linke Hand zu; doch öffne ſie bald wieder, und ſprich: Hocus Pocus, ſehet da, ihr Herren! Silbergeld ſtatt des Rechenpfenninges, kommet her, und lernet von mir reich zu werden.

Einen Sechsling in der Hand unſichtbar zu machen.

Klebe ein wenig rothes Wachs, aber nicht zu dünne, auf den Nagel deines Mittelfingers, laß einen andern dir einen Sechsling, Kreuzer, oder Schilling auf die Fläche deiner Hand legen, thue die Hand geſchwind zu, ſo, daß

der

der Nagel des Mittelfingers gerade auf den Pfenning oder Kreuzer komme. Hierauf sprich: Hocus Pocus. Oeffne indeß die Hand, halt aber eilends das Oberste deiner Finger ehe unterwärts, als aufwärts, damit die Fläche desto höher komme: so werden die Zuschauer sich verwundern, und nicht wissen, wo der Sechsling geblieben. Dann thue in Eile die Hand wieder zu, und wette mit einem, ob er da sey oder nicht, du kannst ihn aber da lassen, oder auch wegräumen, nach deinem Gefallen.

Wie man jedes kleine Ding in eine andere Gestalt verwandle, durch Faltung des Papieres.

Nimm einen Bogen Papier, und lege ihn zusammen, daß die eine Seite etwas länger werde, als die andere. Dann lege einen Rechenpfenning zwischen beyde Blätter, gerade in die Mitte, wo der Bogen zusammengelegt ist, und halt denselben so, daß es keiner merke; hernach lege auswendig ein Stück Silbergeld, zieh den Pfenning auf, und lege das Papier in Falten, bis zum Ende der klingsten Seite.

Wenn du es nun wieder aufwickelst: so wird das Silberstück liegen, wo der Pfenning lag, und der Pfenning statt des andern. Auf diese Weise kann man auch andere Dinge leicht verwandeln.

In der einen Hand etwas zu halten, daß es scheint, als ob man es in der andern hätte.

Du mußt die rechte Hand geöffnet halten, und ein Stück Geld von ziemlicher Größe darein legen; setze dann die Spitze des Mittelfingers an deiner linken Hand, laß dann die rechte Hand abwärts sinken, als ob du sie durch den auf das Geld gelegten Finger niederdrückest; darauf wende dich umher, und zieh behende die rechte Hand durch die linke, die du zur rechten Zeit zuschließen mußt, als wenn du in der linken das Geld gelassen hättest, das du doch in der rechten mußt behalten haben. Und damit es desto mehr das Ansehen habe, als ob du das Geld in der linken hättest: so kannst du ein Stück Eisen, o. d. gl. nehmen, und solches in der Mitte zwischen den Fingern der rechten dergestalt fassen, daß, wenn du mit dem einen

Ende

Ende des Eisens an die linke Hand schlägst, um gleichsam zu beweisen, als wäre in selber das Geld, dann das andere Ende des Eisens das Geld in der rechten berühre, und also einen Schall von sich gebe. Während dem kannst du sprechen: Ihr Herren! hier ist es, hier ist es. Dadurch werden die Zuschauer in ihrer Meynung immer mehr bestärkt werden, daß das Geld in der linken Hand sey, und der Schall von selber komme. Hierauf sprich wieder: Hocus Pocus, vbi es? Dann öffne zuvor die linke; und weil man da nichts sieht, hernach auch die rechte. Und so wird man sich höchstens wundern, daß das Geld wider Vermuthen in der letzten sey.

Ein Seil, oder einen Reif, durch die Nase zu ziehen.

Nimm zwey Stücke Flieder- oder Holunderstrauchholz, stoß das Mark heraus, und leime sie, (wie die Figur anzeigt) zusammen. In dem also ausgehöhlten Instrumente zieh einen feinen Faden durch, dessen Ende aus beyden Löchern gehen, die hier zwar nur auswendig auf diesen beyden Stücken gemacht sind. Die-

se

se Holzgabel setze auf die Nase, wo sie am dicksten ist, und zieh bald an dem einen, bald an dem andern Ende des Fadens: so wird man meynen, der Faden sey durch die Nase gezogen.

Zwey Stücke Geld aus zwoen Menschenhänden in Eines Menschen Hand zu bringen.

Gieb einem zwey Stücke Silbergeld, gleich zusamm auf einander gelegt, als wenn es nur Eines wäre, und mache ihm dann die Hand geschwinde zu. Einem andern gieb auch ein Stück Geld von gleicher Art, und setze die Spitzen deiner beyden Vorfinger (die du vorhin mit Wachs mußt bestrichen haben) steif auf das Geld, beuge damit seine Hand unterwärts, und zieh deine Finger an dich, daß das Geld des Wachses wegen an selben kleben bleiben möge; darauf thue ihm gleichfalls die Hand behende zu; aber befiehl beyden, ihre Hände, ohne dein Geheiß, nicht zu eröffnen. Das harte Drücken des Geldes in der Hand wird ihn glauben machen, er habe das Geld noch in der Hand, da er's doch nicht mehr hat. Nach diesem sprich zu ihnen: Wer nun unter euch zuletzt eine schöne Dirne im Winkel geküßt

küßt hat, der soll beyde Geldstücke in seiner Hand haben, der andere aber nichts. Hierauf laß jeden seine Hand öffnen, wo man dann das Wunderbare deiner Thaten sehen wird.

Wie man durch den Tisch ein Stück Geld könne fallen lassen.

Du mußt vorher, doch unvermerkt, in einer Ecke deines Schnupftuches einen Pfenning genähet haben; diesen zieh hierauf aus deiner Tasche hervor, und bitte, daß einer von den Anwesenden dir ein Stück Geld leihen wolle, (du mußt aber etwas Gewisses nach des Eingenäheten Größe verlangen). Wenn du nun solches empfangen hast; so stelle dich, als ob du es mitten in das Schnupftuch einwickeltest; behalte es aber doch in deiner Hand, und dafür wickle das zuvor in der Ecke deines Schnupftuches vernähete Geld ein, und laß dann einen von den Zusehern fühlen, ob es da sey. Sie werden nun glauben, es sey das vorgereichte Geld: darauf begehre von einem, daß er dir das Schnupftuch samt dem Gelde unter deinem Hute auf dem Tische verberge. Nach diesem fodere eine Schaale mit Wasser, halt sie

unter

unter den Tisch, klopfe daran, und sprich: Hocus Pocus, vade, veni, vola. Und damit laß das Geld, das du unvermerkt in der Hand gehalten hast, geschwind ins Wasser fallen. Heb darauf den Hut auf, nimm das Schnupftuch, schüttle es, und sage: Das ist weg. Indem nimm das Wasser hervor, zeige ihnen das Geld darinn, und sprich: Sehet, ihr Herren! durch den Tisch ist es in die Schaale gefallen.

Wie man ein Stück Goldes von einem nehmen soll, und er's doch behalte.

Zieh einen Pfenning, oder dergleichen, hervor, und stecke es geschwind in eines der Zuschauer Hand, und ersuche ihn, daß er's fest halte. Darauf sprich zu ihm: Wenn ihr aber meinen Odem davon gehen lasset: so kann ich nicht thun, was ich will. Sogleich nimm es ihm wieder aus der Hand, blas daran, und sieh ihm stark unter die Augen; stecke dann ein Stück Horn in seine Hand, und behalt das Geld; mache ihm aber selbst die Hand eilends zu. Laß ihm dann seine Hand nieder halten, und indeß laß das Geld in seinen Ermel,

mel, oder wo du es sonst bequem finden wirst, bey ihm zu verstecken, heimlich fallen. Dann nimm einen Stein, oder sonst was, aus deiner Tasche, halt ihn neben seiner Hand, und sprich: Bey dieses Steines Kraft befehle ich, daß das Geld aus eurer Hand verschwinde, vade, geh weg. Nun sehet zu. Dann wird er meynen, der Stein habe diese Kraft gehabt. Daher nimm, indem er die Hand öffnet, zu sehen, was vorgieng, eilends das Horn aus seiner Hand, und stelle dich, als wärfest du es von dir; doch behalte es, und sprich: Vade; und darauf: Da habt ihr euer Geld wieder. Dann wird er sich wundern, und sprechen: Ich habe es nicht. Sage dann wieder zu ihm: Ihr habt es, ich weis es sicher, ihr habt es. Ist es nicht in eurer Hand? Sehet im Ermel nach, es ist einmal dort irgendwo; und wenn er's findet, wird er sich wundern.

Wie man ein Stück Leinenband in vier Stücke zerschneiden, und mit Worten wieder ganz machen könne.

Nimm ein Stück weißes Leinenband, das aber schmal, und zwo, oder drey Ellen lang ist. Gieb es

es jedem, der da will, zu sehen; dann binde die beyden Ende zusammen, und nimm die eine Seite in diese, die andere in jene Hand, so, daß der Knoten mitten auf der einen Seite zu sitzen komme, und mache etwelche Worte; drehe die eine Hand gegen dich, die andere von dir weg; so wirst du das Band einmal überschlagen. Dann halt die Ende zusammen, und wende den Daumen und Vorfinger einer jeden Hand zwischen dem Bande, und halt es damit von einander, als wie man beym Zwirne thut, wenn man ihn aufwindet, wie aus der ersten Figur zu sehen. A ist die Falte, B ist der Knoten. Auf solche Weise mache eine andere Falte, wie beym Faden C D in der zweyten Figur zu sehen. Das B bedeutet den Knoten, C die erste, A die zweyte Falte. Halt dann mit dem Daumen und Vorfinger deiner linken Hand die andere Falte, und auch den Knoten, und mit dem Daumen und Vorfinger deiner rechten Hand die erste Falte, mit C bezeichnet, und begehre dann von einem andern, daß er mit einem scharfen Messer die Kreuzfäden E D entzwey schneide; wenn es dann entzwey geschnitten ist, halt die linke Hand stille, und laß alle Ende, die du in der rechten Hand hältst, fallen: so wird man

acht

acht Ende sehen, vier oben, und vier unten, und der Faden wird dann lassen, als ob er in vier Stücke geschnitten wäre, wie bey der dritten Figur zu sehen. Dann sammle die Ende, die du aus der rechten Hand fallen ließest, in die linke Hand auf; mit den Fingern derselben aber mußt du die Falten immer fest halten. Hierauf stelle dich, als wolltest du mit beyden Händen alle andern Ende aufrollen, die du in der linken hältst; indeß aber zieh die zerschnittenen Stücke, derer drey sind, als zwey bey A, und eines bey B, (Fig. III.) heraus, wickle und rolle sie zusammen, wie eine kleine Kugel, und verbirg sie zwischen deinen Fingern in der linken, mache einige Sprüche, gieb diesen verwirrten Haufen mit der rechten einem von der Gesellschaft, laß ihn selben fest halten, und sprich: Cito, cito, fiat coniunctio. Dann laß sie darauf sehen, und indem sie so eifrig sind, den Ausgang zu erfahren; kannst du mit Behändigkeit die Rolle der vier Ende in die Tasche stecken: so wird man meynen, daß er durch der Wörter Kraft ganz gemacht sey. Das ist ein hübsches Stückchen, das viele, ja fast alle, übertrift.

Einen starken Knoten in einem Schnupftuche schlagen, und mit etlichen Worten denselben wieder auflösen.

Mache einen losen Knoten von zweyen Enden des Schnupftuches, stelle dich, als zögest du ihn sehr fest zusammen; und indem halt das Uebrige des Schnupftuches nahe an den Knoten in der rechten Hand, und zieh das Gegentheil mit der linken, nämlich die Ecke des Theiles, den du mit der rechten hältst. Dann lege den Knoten behende zusammen, welcher noch ein wenig locker ist, und mit der rechten Hand zieh das Schnupftuch, als wär' es ein wirklicher Knoten. Und daß es auch um so wahrscheinlicher werde: so ersuche jemand, daß er das Ende ziehe, das du in der linken Hand hältst. Indeß mußt du entgegengesetzte Ende fest mit der rechten halten, und zwar den Knoten mit den Vorfingern und Daumen. Den untersten Theil des Schnupftuches aber mußt du mit den andern Fingern also halten, als wenn du einen Zaum hieltest, und den Knoten des Zaumes mit einer Hand aufhöbest, damit die Riemen desto länger werden. Wenn nun dieß alles geschehen, lege dein Schnupftuch über den Knoten mit der linken

ken Hand; und indem du es hast, mußt du geschwinde den Knoten des Schnupftuches von einander ziehen, und also lösen. Ist nun das Schnupftuch dergestalt über den Knoten gelegt; so übergieb ihn einem, daß er ihn fest halte. Bald hernach kannst du, wie gewöhnlich, die Worte sprechen: Hocus Pocus. Darauf nimm dein Schnupftuch, und schüttle es; so wird es geschwinde losgehen.

Wie man runde Steine, oder rundgedrehete hölzerne Knöpfe von einem Faden herabbringen könne, obgleich die Ende desselben von einem andern festgehalten werden.

Nimm zween Fäden, oder zwey kleine Schnürchen, ein jedes zween Fuß lang, lege sie doppelt und gerade, so, daß vier Ende daraus werden. Dann nimm drey grosse runde Steine, davon einer ein größers Loch haben muß, als der andere. Hierauf nimm den Stein mit dem größten Loche, und stecke die beyden mittelsten Fäden in das Loch des größten Steines, welches am besten geschehen kann, wenn du einen Faden fest um den andern umher wickelst.

Darauf

Darauf zieh den mittelsten Stein auf den so gedoppelten Faden: so werden die Steine scheinen, als wären sie über die beyden Fäden gezogen, ohne Zertheilung: denn wenn du in beyden Händen beyde Ende der Fäden fest hältst, magst du sie ziehen, wie du willst: so werden die Zuschauer nicht merken können, daß ein Betrug darunter verborgen sey. Dann mußt du dich stellen, als wenn du diese Steine fester verwahren oder binden wollest auf dem Faden, und indeß mache einen halben Knoten mit einem der Ende an beyden Seiten, welches einzig und allein deßwegen geschieht, daß, wenn die Steine hinweggenommen sind, die Fäden so wieder gesehen werden mögen, wie die Zuschauer vielleicht meynen, daß sie vorhin waren. Wenn du nun den halben Knoten gemacht hast, den du auf allerley Art machen kannst, daß kein doppelter Knoten daraus werde, mußt du einem unter den Zusehern die vier Ende dieser beyden Fäden hübsch ordentlich, als zwey Ende in die rechte, und dann auch zwey in die linke Hand geben. Dann kannst du eine Wette vorschlagen; mache deinen Spruch, und während dem zieh die Steine allmählig herab. Gehst du hiemit ein bischen fein um, und läßt du den, der die Fäden hält, die beyden

den Ende ziehen; so werden die beyden Fäden hübsch eben zu liegen kommen, und die runden Steine werden das Ansehen haben, als kämen sie durch die Fäden herab.

Einem ein Schloß an den Mund zu schlagen.

Hiezu mußt du ein besonders Schloß haben. Die eine Seite des Bogens A muß fest stehen, die andere B muß ans Schloß gehänget seyn, wie am E zu sehen, und zwar, daß sie leicht hin und her bewegt werden könne. Diese Seite des Bogens muß ein Kniebchen haben, wie der Buchstabe C anzeigt, das füglich in das Schloß gehe, und muß zwo Scharten haben, die inwendig ausgefeilt, und so gemacht seyn müssen, daß derer eine die beyden Seiten des zusammen geschlossenen Bogens zu oberst so fest zusammen halte, als immer möglich ist. Die andere Scharte diene dazu, daß sie die benannten Theile des Bogens in einer solchen proportionirten Distanz oder Weite von einander halte, daß, wenn das Schloß dem Kinne angelegt wird, weder zu hart klemme, noch zu locker halte. Laß dir aber auch einen Schlüßel dazu machen, der sich schicke,

es aufzuschließen, wie der Buchstabe D anzeigt. Endlich laß an den Bogen verschiedene Scharten feilen, daß man am Schloße nicht kennen möge, wann es zugemacht ist, und wo die Theilung sey. Nach dieser Figur und Beschreibung kann man ein solches Schloß machen lassen. Willst du dieß nun ausführen, mußt du einen bekommen, dem du ein Gebiß ins Maul zwischen die Zähne legen kannst, mit dem Vorgeben, du wolltest das Gebiß *, aus dem Munde verschwinden machen, und zwar durch Kraft etlicher Worte. Nachdem du ihm dann also das Gebiß wirst angelegt haben: so kannst du ihm das Schloß, das du heimlich in der Hand halten mußt, indem du den vordersten Finger über das Kniebchen C legst, in Eile an den linken Backen anschließen; und dieß kann geschehen, wenn du jenes mit selbem Finger niederdrückest, und einige Kratzfüsse und Verbeugungen machest. Hat nun das Schloß eine Weile gehangen; so zieh den Schlüßel hervor, und schließ wieder auf. Schließ es aber geschwinde wieder zu, so wird es das Ansehen haben,

*) Zu diesem Gebiße kann man ein Stück Silbergeld von beliebiger Größe gebrauchen, und in die Quere zwischen den Zähnen legen.

haben, als wär' es ein rechtes Schloß, besonders, wenn es vorhin niemand gesehen hat.

Eyer auf einem Stecken tanzen zu machen.

Du mußt einen ziemlich dicken, und etwa drey Ellen langen Stecken haben, wovon drey Theile ausgehöhlt sind, der vierte aber nicht, welcher der Handgriff seyn muß. Zur Seite, und am Ende der gehöhlten Theile des Steckens muß von oben bis an den Handgriff ein Loch gemacht seyn, daß man ein Hölzchen der Länge eines Eyes darein stecken kann, und damit ist es fertig. Hierauf nimm diesen Stecken, lege den Handgriff an deine rechte Lende, und mit der rechten Hand halt den Stecken nahe am Anfange, wo er ausgehöhlt ist. Dann lege ein Ey in die Rinne des hohlen Steckens, drehe dich herum, und schiebe indeß das Hölzchen in die Höhe, und laß es wieder niedersinken; aber daß allezeit die Rinne, oder das Ausgehöhlte, oben bleibe: so wird dann das Ey von einem Ende zum andern rollen, und doch nicht herausfallen. Auf diese Manier kann man zwey oder drey Eyer hinter einander gleichsam tanzen machen.

Einen Faden zu zerschneiden, und zu verbrennen, und doch mit der Asche den Faden wieder ganz zu machen.

Nimm zween Zwirnsfäden, oder kleine Bändchen, jedes einen Schuh lang. Rolle eines derselben rund auf, welches dann so groß seyn wird, als eine Erbse; verbirg dieselbe zwischen dem Daumen und Vorfinger. Nimm dann den andern Faden, und halt ihn in der Länge zwischen dem Daumen und Vorfinger einer jeden Hand; aber das so zierlich, wie ein Frauenzimmer, wenn es ein Leckerbißchen aufnimmt. Hierauf laß jemand den Faden mitten durchschneiden; und nach diesem setze die Spitzen der beyden Daumen zusamm, und damit kannst du ohne Verdacht das Stückchen von dem Faden, das du in deiner Hand hältst, gleichsam, ohne die Daumen oder Finger aufzuthun, in die andere Hand nehmen. Hierauf halt die beyden Stücke eben so, wie vorhin, ehe sie zerschnitten worden; laß diese beyden auch mit entzwey schneiden, und füge eben, wie zuvor, die Hände zusammen, daß du die zerschnittenen Stücke wieder so fassen könnest, daß sie eben so in der Mitte können zerschnitten

ten werden. Dieß treib nun so lange fort, bis sie ganz kurz sind. Rolle hernach alle diese Stückchen zusammen, und stecke diese Rolle mit einem Messer ans Licht, worein du sie so lange halten kannst, bis sie zur Asche verbrannt ist. Dann zieh das Messer zurück, lege es auf den Tisch, und füge hierauf beyde Daumen und Vorfinger zusammen, und stelle dich, als bemühtest du dich, die Asche zu zerreiben, bis daß dein Faden sich erneuere. Inzwischen aber mache einige Sprüche, und zieh den Faden in die Länge, den du die ganze Zeit über zwischen dem Vorfinger und Daumen verborgen hieltest, und sprich: Hocus, Pocus, ihr Herren! die Asche ist zerrieben, und der Faden ist hier aufs neue wieder ganz unversehrt.

Ein zerschnittenes Band durch Blasen wieder ganz zu machen.

Du mußt nebst dem Stückchen Bande, das zerschnitten werden soll, ein anders Stückchen von gleicher Art zwischen dem Daumen und Vorfinger heimlich verwahrt haben; dasjenige Band aber, das du öffentlich herzeigest, daß man es zerschneide, zieh zu verschiedenen malen (vor dem andern, das du verborgen hast)

hervor, bis es ganz zerschnitten ist. Hierauf sprich, wie gewöhnlich: Hocus, Pocus, bey meiner Gewalt und Erfahrenheit gebiethe ich, daß dieß zerschnittene Band wieder ganz werde. Dann blase daran, zerreibe es (indeß ziehe behende das andere Band hervor) und sage: Cito, cito coniungatur. Ihr Herren! sehet, durch meinen Athem ist dieß so oft zerschnittene Band wieder ganz geworden; ja es hat sich in meiner Hand wieder eingefunden.

Feuer aus dem Munde zu blasen.

Diese Kunst besteht darinn, daß man ein wenig Flachs oder Hanf aufrolle. Wenn dieß geschehen, fodere man eine Pfeife mit Toback, zünde sie an, und thue einen oder zween Züge durch die Pfeife, die voran mit dem Ende des aufgerollten Flachses, den du heimlich in der Hand haben kannst, zugestopft werden muß. Uebergieb dann einem die Pfeife, und bringe unvermerkt die Rolle in den Mund, blas hernach gemächlich: so wird gleichsam Feuer und Rauch aus deinem Munde kommen, welches du so lange wirst thun können, je mehr du Flachs hineinsteckest.

Wie man einem Menschen gleichsam das Haupt abhauen könne, welches die Enthauptung Johannis genannt wird.

Zu diesem Stücke ist ein Tisch mit zweyen ziemlich weiten Löchern gegen das Ende des Tisches, nebst einer besondern Decke, den Tisch zu bedecken, nöthig. Die Decke muß rund umher bis an den Boden reichen; auch müssen zwey Löcher darinn seyn, wie auch in dem Tische, und zwar so, daß sie mit denen im Tische ganz übereinkommen. Auch sollen diese Löcher, so wie der Tisch, in zween Theile zerlegt werden können. Nach dieser Zubereitung mußt du zween Knaben haben; der eine muß mit dem Bauche auf dem Tische liegen, und sein Haupt durch das eine Loch des Tisches, wie auch durch das Loch der Tischdecke hineinstecken. Der andere Knabe muß unter dem Tische sitzen, und sein Haupt durch das andere Loch hervorstecken. Hierauf lege ihm eine Schüssel, die man in zween Theile muß zertheilen können, um den Hals, oder um das Haupt; damit es aber desto gefährlicher scheine, kannst du um des Knaben rechten oder natürlichen Hals einen hölzernen Hals mit etlichen

lichen Löchern machen, als wenn es Adern wären, und mit Lämmerblut bestreichen. Du mußt auch in die Schüßel ein wenig Blut giessen, und ein Stück Leder darein legen. Ferner nimm ein Feuerfaß mit Kohlen, streue auf dieselben etwas Schwefel, und setze es dann vor das Haupt des Knaben. Dieser Schwefeldampf wird das Haupt ganz blaßscheinend machen, als wäre es ein wirklicher Todtenkopf, der vom Körper geschieden ist. Inzwischen kann der Knabe Luft schöpfen, etwa einszweymal, daß es um so artiger ausfalle.

Aus Einem Gesichte viele Gesichter zu machen.

Dieses Stück muß mit einem besonders dazu verfertigten Spiegel verrichtet werden. Die Figur und Art, dieß zu bewerkstelligen, wird folgendermassen beschrieben. Erstlich mache einen Ring von Holz, Horn, u. d. gl. so groß und rund, als ein halber, und eines Viertelbaumens dick. In diesem Ringe muß innerhalb der Ründung ein Boden von Holz oder Meßing befestigt seyn, darinn hübsch ordentlich kleine Löcher, so groß als Erbsen oder

Wicken,

Wicken, lege auf der einen Seite des Bodens ein Stück Krystallenglas, und mache es am Boden des Ringes recht fest; darauf nimm ein oder zwo Unzen Queckſilber, thue ein wenig Salz dazu, und rühre es wohl untereinander: hernach gieß auch ein wenig Weinessig dazu, miſche und rühre wieder alles wohl mit einem Stäbchen Holz unter einander, laß dann den Eßig wieder davon ablaufen, und waſch auch mit warmem Waſſer das Salz wieder heraus; thue dann das Queckſilber in ein Stück weiſſes Leder, bind es ſtark zuſammen, und drücke es in eine irdene Schale durch: ſo wird es rein und klar ſeyn. Darauf bedecke den Boden des Ringes mit dem alſo zubereiteten Queckſilber; auf dieſes lege wieder ein Stück Kryſtallglas, das ſich dazu ſchickt; hernach beſchmiere die Seite des Ringes, daß das Queckſilber nicht wieder herauslaufe; und alſo iſt es fertig, wozu denn die vorherſtehende Figur auch gute Anleitung geben wird, da A die eine Seite des Ringes iſt, welche den Zuſchauern nur ein einfaches Geſicht darſtellt, und B die andere Seite, die der Zuſeher Geſicht ſo vielmal vermehrt, als Löcher in dem Boden deſſelben Ringes ſich befinden. Die Uebung deſſen wird ſich ſelbſt am beſten lehren.

Eis

Eis brinnen zu machen.

Ein Licht vom gestossenen Schwefel und Kohlen gemacht, mit Papier überzogen, und zur Winterszeit, wenn es zu gefrieren beginnt, unter die Dachtraufe gestellt, daß es ganz mit Eise bedeckt werde. Ein solches nimm dann, und sprich: Ihr Herren! solche Lichter braucht man, wo man kein Unschlitt bekommen kann; zünde es an, und sage: Bey meiner Macht und Kraft befehle ich, daß auch am Eise die Flamme ihre Kraft beweise; worauf dann das Licht mit gröster Bewunderung zu brinnen anfangen wird.

Feuer ohne Schaden mit den Händen anzugreifen.

Nimm gestossene Eibischwurzel, und das Weiße von einem Eye, mische es wohl unter einander, und bestreich deine Hände damit; darnach streue auch auf selbe fein gestossenen Alaun; und so wirst du ohne Schaden das Feuer anfühlen können: wenn du nun deine Hände dergestalt bestrichen hast; so sprich: Hocus, Pocus, bey meiner Gewalt und Erfahrenheit befehle

fehle ich, daß das Feuer, das ich izt angreife, meine Hände nicht verletze; und wenn man dieß nun sehen wird; so muß es gewiß grosse Verwunderung erregen.

Feuer ohne Schaden zu essen.

Kannst du nun das Feuer ohne Gefahr anrühren; so stecke auch öffentlich einige glühende Kohlen in den Mund; du mußt aber zuvor, aber unvermerkt, eine ziemliche Menge Speichel im Munde gesammelt haben, daß du das Feuer stracks im Munde tödten könnest. Inzwischen aber vergiß nicht, deine gewöhnlichen Worte hervorzubringen; dann werden die Unwissenden sich billig darüber verwundern müssen.

Geld, oder dergleichen, das man ohne Erlaubniß des Besizers entlehnet, in Stein, oder sonst etwas zu verwandeln.

Du mußt ein doppeltes Kleid anhaben, worinn in jedem eine heimliche Tasche ist, mit dem Unterschiede, daß der einen Loch aufwärts,

der

der andern aber abwärts gemacht ist. In der nun, deren Loch abwärts geht, verbirg so viele Steine, als dir beliebt; dann laß dir nach Gelegenheit von einem unter den Gegenwärtigen öffentlich etwas Geld, oder dergleichen leihen, und stecke es geschwinde in den unter deinem Kleide angenähten Beutel, dessen Loch aufwärts geht; stelle dich darauf, als wolltest du dich mit dem empfangenen Gelde eilends davon machen; weßwegen man dich ohne Zweifel verfolgen wird; und wenn man dich nun erhascht hat: so behalte das Geld in dem einen heimlichen Beutel; aus dem andern aber laß geschwind die Steine fallen, und sprich: Hocus, Pocus, was wollet ihr haben? Sehet, da liegts, was ich von euch zu entlehnen dachte, was wollet ihr mehr? Es ist bey mir wider Vermuthen in diese Steine verwandelt worden. Auf diese Art kannst du, bist du anders in keiner ungeschliffenen Gesellschaft, ein und anders gar artig entwenden; nur mußt du Redlichkeit genug besitzen, es demjenigen freywillig, und gern wieder zurück zu stellen, dem es gehört.

Die

Die Haut sich selbst ohne grossem Schmerzen durchzustechen.

Drücke zu oberst deinem Arme, oder auch an deinem Ohre, so viel möglich, mit den Fingern, nimm darauf öffentlich eine Nadel, und stich dieselbe entweder durch den Arm, oder das Ohrläppchen; welches dann ohne einigem, oder doch nur mit geringem, Schmerzen geschehen wird. Durch das starke Drücken wird der Theil, den man durchstechen will, heftig entzündet; und die erzwungene Hitze verhindert den sonst wohl merklichen Schmerzen zu empfinden.

Ein Stück Geld wegzuwerfen, und dasselbe in eines andern Schiebsack, Beutel oder sonst wieder zu finden.

Weil der Taschenspieler nicht immer alles allein verrichten kann: so muß er sich manchmal mit gewissen Personen heimlich verstehen, und sich über sein Vorhaben mit ihnen vor verabreden. Doch sollen sie sich, wo möglich, so fremd anstellen, als hätten sie sich nie gesehen, um allen Argwohn und Verdacht zu ver-

vermeiden. Folgende Paar Stücke werden die Sache mehr aufklären. Zieh öffentlich ein Stück Geld aus deiner Tasche, mache ein beliebiges Zeichen darauf, und stelle dich dann, als wärfest du es weg; behalt es aber in deiner Hand. Hierauf fodere unverzagt das unter dem Scheine weggeworfene Geld von demjenigen, mit dem du insgeheim verstanden bist, und sprich: Mein Herr! Sie haben mein Geld in Ihrem Sacke, (oder wo er es sonst ihrer Verabredung nach hingesteckt hat). Doch merke, das Geld, das er verborgen hält, muß deinem in allem gleich seyn. Um mehr Verwunderung zu erwecken, muß der, den du des Geldes wegen ansprichst, sich sehr widerspänstig stellen, und dich fragen: wie er wohl zu deinem Gelde gekommen seyn sollte? Doch fodere es immer heftiger, und ungestümer, und laß nicht ab, bis er nach vielem Suchen dir das gezeichnete Geld wieder darreiche. Er muß sich dann höchlich verwundern, wie es zu ihm gekommen sey. Die andern aber werden gar nicht begreifen können, wie du das Geld so unvermerkt dahin gebracht hätteſt.

Wie man aus dem Schalle eines auf den Tisch geworfenen Rechenpfennings, oder dergleichen wissen könne, welche Seite aufwärts, und welche unten liege.

Reiche einem von den Zuschauern, mit dem du ein heimliches Verständniß hast, einen Pfenning dar, und versprich, daß du, wenn er den Pfenning auf den Tisch geworfen, durch deine Kunst, auch wohl in deiner Abwesenheit, oder bloß aus dem Schalle, wissen wolltest, welche Seite oben, und welche unten auf dem Tische liege. Wenn nun der, der den Pfenning auf den Tisch geworfen, gleichsam aus Neugier den geworfenen Pfenning, ob er ihn gleich mit der Hand bedeckt, eilends anschaut: so wird er dem Vertrage gemäß, doch unvermerkt, oder mit der andern Hand, oder auch mit den Augen, dir heimliche Zeichen ertheilen.

Auf gleiche Weise kannst du auch durch Hülfe eines andern wissen, was einer z. B. für Geld im Beutel, oder in seinem Sacke habe, wenn du es gleich nicht gesehen hast. Denn wird es gleich nur in deiner Abwesenheit dem andern, mit dem du in heimlichem Verständnisse stehst, gezeigt: so wirst du es auch bald wissen

können.

können, wenn du nämlich mit dem rechten Auge von ihm erinnert wirst, daß es z. B. grosses Geld, als Reichsthaler, oder dergleichen sey, oder mit dem linken, daß es nur kleinere und geringere Münze sey.

Inzwischen kann man ein Stück Geld wegwerfen, und solches unter der Thürschwelle, oder sonst wo wieder finden. Man kann auch ein Stück Geld von einem Orte zum andern, besonders zur Abendszeit, gleichsam wandern machen, wenn es nämlich behende an einem Härchen festgemacht ist; welches Härchen nachher von einem deiner Mitverstandnen geleitet werden muß; daß es also das Ansehen habe, als ob das Geld der Hand gehorsam nachginge.

Frösche unversehens in ein Zimmer zu machen.

Wenn jemand aus der Gauckeltasche vor holen Personen unversehens eine ungewöhnliche Vorstellung machen will; so ist wohl eine der artigsten, Frösche in das Zimmer zu bringen. Um dieß zu bewerkstelligen, nimmt man einen leinenen Sack, thut so viel Frösche darein,

als man kann, und will, und hängt sie unter seinen Rock. Wenn man nun sein Hocus Pocus eine ziemliche Weile gespielet: so läßt man die Frösche unversehens über das Zimmer hinhüpfen, in welchem die Zuschauer sich befinden: so werden sie dann erschrecken, und die meisten sich hieben eine kleine Hexerey einbilden. Man muß aber den Sack so nähen, daß selber mit einem feinen Faden, den man mit den Nägeln zerreißen, und allmählig herausziehen kann, fest gemacht sey: worauf dann die Nat sich auseinander giebt, und die Frösche hervorspringen. Oder es kann auch jemand die Frösche in eine Schachtel thun, und sie in die weite Hose schieben, die die Taschenspieler gemeiniglich tragen, dann gemächlich das Hosenband samt der Schachtel unvermerkt öffnen, und den Fröschen durch die Hose den freyen Lauf gestatten; die dann unter die Tafel, an der man sitzt, spazieren, und über das Zimmer hin marschiren werden. Diese Unterhaltung ward einst in Gegenwart des Königs von Spanien gemacht, worüber sich die spanischen Damen ungemein entsetzt hatten: und der Taschenspieler würde als ein Zauberer in grosse Lebensgefahr gerathen seyn, wenn er seine Kunst nicht geoffenbart hätte.

Kunststücke mit Eyern.

Das Eyerlegen der Hühner zu befördern.

Man giebt ihnen Hasenlorbeere, oder Hasendreck, fein zerrieben, und in nasse Kleyen gestreut, und untermengt, zu essen; so legen sie wohl, giebt man es ihnen aber zwey- oder dreymal, so legen sie sich zu tode.

Grosse und kleine Eyer zu machen.

Es scheint dieß einer vollkommenen Hexerey zu gleichen; in der That aber ist's nichts weniger; wie aus der Beschreibung erhellen wird. Man nimmt etliche Eyer, so viel beliebt, thut aus allen den Dotter heraus, und bringt ihn auf einen Haufen, bindet ihn darauf, wie einen runden Ball, in einer Blase zusammen, steckt es in ein siedendes Wasser, und läßt den Dotter also gerinnen. Ferner nimmt man all das Weiße von den Eyern, bringt es eben so in eine Blase, und legt den zerronnenen Dotter mitten darein, bindet es darauf

darauf wieder in einen runden Ball fest zusammen, und läßt es gleichfalls zerrinnen. Hiedurch bekömmt man ein vollkommenes Ey, doch ohne Schale. Dann nimmt man die Eyerschalen, wäscht sie sauber und rein ab, trocknet sie, stampft sie, und läßt sie einige Tage in scharfem Weinessig liegen, macht hernach einen Brey davon, und streicht mit einem Pinsel das gemachte Weiße in Form eines Eyes damit, und legt es dann in kaltes Wasser, so bekömmt es davon eine vollkommene harte Eyerschale, und man sieht also von selbst ein, daß es nicht schwer sey, auf diese Art sowohl grose als kleine Eyer zu machen.

Eyer von der Größe eines Menschenkopfes zu machen.

Man nimmt zehn Eyerklar, und so viel Dotter, mischt die Dotter leicht untereinander, thut sie in eine runde Blase, verbindet und kocht sie in einem Topfe mit Wasser, bis sie hart werden. Dann nimmt man sie wieder heraus, thut die Eyerklar dazu, also, daß der Dotter in der Mitte liegt, kocht es wieder, bis das Klar auch hart wird; so hat man ein Ey ohne

Schale: dann nimmt man Everschalen, waſcht und ſäubert ſie wohl, ſtößt ſie klein zu Pulver, legt ſie in einen deſtillirten Eßig, bis ſie weich werden, machet eine Salbe daraus, und beſtreicht das harte Ey mit einem Pinſel, legt es hierauf in kaltes Waſſer: ſo wird die Schale hart, und das Ey gleich einem natürlichen Eye.

Eyer ohne Hühner auszubrüten.

Nehmet etliche Eyer, und leget ſie in warmen Pferdmiſt, nehmet alle ſechs Tage friſchen Miſt, damit die Eyer beſtändig warm liegen, kehret und wendet ſie fleißig um; ſo werden endlich junge Hühnerchen herauskommen Es iſt aber beſondere Vorſicht nöthig, wenn es gerathen ſoll.

Drey Mandel, oder fünf und vierzig Eyer, und noch mehr, auf Eine Mahlzeit zu eſſen.

Wenn man dieſes leiſten, und gern eine Wette gewinnen will; ſo nehme man die beſtimmte Zahl der Eyer, die man ſich anheiſchig gemacht hat, zu eſſen, ſchäle ſie, und

hacke

hacke sie mit einem Hackmesser auf das klein-
ste, seye dann Butter in einem Tiegel zum
Feuer, laß sie recht heiß werden, thue dann
die gehackten Eyer hinein, rühre sie stets um,
und laß sie wohl braten; so fallen sie zusam-
men, und es wird ein kleines, aber wohl-
schmeckendes, Gerücht daraus, daß man sie
nicht nur bezwingen, sondern auch bey noch
gutem Appetite nach mehrern verlangen kann.

Eyer so hart, als einen Stein, zu machen.

Leget sie fünf Tage in Eßig, thut sie hernach
heraus, und leget sie einen Monath lang in
Salz, so wird diese Kunst bewährt.

Harte Eyer wieder weich zu machen.

Schneidet oben das runde Plätzchen vom
Eye herab, wenn es noch warm ist, und wenn
es zu hart gesotten ist, thut ein wenig May-
enschmalz darein, und das abgeschnittene Plätz-
chen wieder darauf, schüttelt es ein wenig, so
wird es wieder weich.

Daß sich die Eyer beym Feuer einander schlagen.

Man nimmt nach Belieben etliche Eyer, macht sie an der Spitze auf, und läßt ein wenig herauslaufen; thut dann in ein jedes ein wenig Queckſilber, verſchmiert die Löcher mit Talk, und bringt sie zum Feuer, so wird man eine luſtige Unterhaltung zu ſehen haben.

Eyer auf dem Tiſche während der Mahlzeit zu ſieden und zu braten.

Man gieße Spiritum vini in eine Schüßel, zünde ihn an, und ſchlage Eyer darein, so braten ſie.

Eyer in der Hand zu ſieden.

Man muß zu dem Ende ein Loch in ein Ey machen, und ein wenig Weißes herausthun. An deſſen Statt gießt man guten ſtarken Brandwein darein, und kehrt das Loch in der Hand um; nachdem man es eine kleine Zeit gehalten hat, wird es ſo, daß man es eſſen kann.

Ein

Ein Ey auf dem Kopfe zu sieden.

Man nimmt ein frisch neugebackenes Brod, sobald es aus dem Ofen kömmt, schneidet oben ein Loch darein, das ohngefähr so groß ist, daß das Ey darinn liegen kann. In dieses Loch steckt man das Ey, deckt es oben mit dem Stücke Brod, das vom Laibe abgeschnitten worden, wieder zu, hält das Brod, mit einem Tischtuche umwickelt, über den Kopf, so wird das Ey bald sieden, daß man es genießen kann.

Eyer in kaltem Wasser zu sieden.

Will man Eyer in kaltem Wasser sieden; so muß man sie in einen Topf thun, und kaltes Wasser darüber gießen; hernach muß man ungelöschten Kalk in den Topf thun, und zudecken; so werden die Eyer bald anfangen zu sieden, daß man sie essen kann.

Eyerschmalz in einer papiernen Pfanne zu machen.

Man mach aus Papier eine viereckichte Pfanne, und schmiere sie inwendig wohl mit Schmalz; darin

dann lasse man anders Schmalz darinn zergehen, und schlage nach Belieben Eyer darein: hernach lege man über eine Kohl- oder Blutpfanne drey Messer, oder andere unverbrennliche Instrumente, die papierne Pfanne darauf zu setzen, und rühre die Eyer in dem Schmalze fleißig um, damit es nicht anbrenne: so wird man seine Absicht mit Vergnügen erfüllt sehen.

Ein Ey auf eine Wiese zu werfen, daß es nicht zerbreche.

Man macht die rechte Hand etwas hohl, legt das Ey der Länge der Hand nach in die Höhlung, daß die Spitze gegen die Finger komme, biegt und legt den Mittelfinger darauf, wirft also von unten her das Ey, und dreht es in die Höhe. Weil nun das Ey wegen diesem Umdrehen auf eine Spitze fällt, wo es sehr stark ist; so zerbricht es nicht, es falle dann auf ein Holz, Stein, oder anders hartes Ding, darauf es zerspringen muß.

Daß sich ein Ey von selbst auf einem Tische hin und her bewege.

Man blase ein Ey ganz aus, daß keine Materie darinn bleibe, lasse einen Blutigel in das Ey laufen, vermache die Löcherchen mit weissem Wachse. Weil nun der Igel keine frische Luft schöpfen kann, wird er sich, bis er umkömmt, eine geraume Zeit in dem Ey hin und her bewegen, und also mit Verwunderung der Zuschauer das Ey auf dem Tische hin und her treiben.

Daß ein Ey auf dem Tische aufrecht stehe.

Man nimmt ein Ey, zerrüttelt es etwa eine Viertelstunde lang in der Hand, so lange nämlich, bis dessen Dotter zerfälet und vermischt wird. Hierauf weiset man es, nachdem man dieß insgeheim gethan hat, den Zuschauern, setzt es auf einem glatten Tische auf die Spitze nieder, und wiegt es so lange mit beyden Händen bald da, bald dort hin, bis es endlich stille steht. Oder man kann es auch auf folgende Art machen: Wenn man z. B. in einer Gesellschaft ist, und kann etliche Eyer bekommen,

so

so lasse man alle, die in der Gesellschaft sind, es versuchen, ob sie ein Ey auf der Spitze auf dem Tische aufrecht stellen können, man sage, man wolle ihnen eine halbe Stunde Zeit lassen, es zu versuchen, und sich zu bedenken. Inzwischen verfüge man sich in ein anders Zimmer, steche in ein Ey oben und unten zwey kleine Löcher, und blase das Ey aus. Wenn dieß geschehen, lasse man etwas geschmolzenes Bley hinein, und mache die Löcher derselben wieder fein zu, daß man es nicht merke; so wird das Ey auf der schweren Spitze, wo sich das Bley hingesetzt hat, stehen bleiben. Man kann auch statt des Bleyes nur eine halbe Unze Queckſilber nehmen, weil das Bley zum Schmelzen zu viele Zeit erfodern möchte; so wird man doch seinen Endzweck eben so gut erreichen.

Daß in einem Eye Feuerflammen entstehen.

Man nimmt ein Ey, und bringt durch ein kleines Löchchen das Weiße und den Dotter heraus; trocknet es an der Sonne, und füllt es mit Schwefel, Salpeter und ungelöschtem Kalke, von jedem gleichviel in beliebiger Quantität,

tität, machet das Löchchen wieder so gut, als möglich, zu, und wirft es in einen Fluß; so wird darinn eine Flamme entstehen.

Heimlich in ein Ey ein langes Pferdhaar zu bringen.

Man sticht mit einer feinen Nadel etwa an der Spitze, oder auch unten, ein Löchchen durch die Schale und das innere Häutchen des Eyes, und treibt durch selbes nach und nach ein langes Pferdhaar hinein, stopft darauf das Löchchen mit etwas Kreide zu, und läßt das Ey sieden: so wird der, dem ein solches Ey vorgelegt wird, zu seiner äußersten Verwunderung ein langes Pferdhaar darinn finden.

Ein Ey in eine enghalsigte Flasche zu bringen.

Dieses Kunststück, das Unwissenden unglaublich, und eine Hexerey zu seyn scheint, wird auf folgende leichte Art gemacht: Man legt das Ey so lange in scharfen Weineßig, bis es so weich geworden, als ein Teig; dann

wiegelt man es in die Länge, und zwar so dünn, bis es durch den engen Hals des Glases, darein es kommen soll, füglich gebracht werden kann. Wenn es nun aber in das Glas auf diese Art gebracht worden, so gießt man kaltes Wasser darauf: so bekömmt das Ey wieder seine vorige, gewöhnliche Form und Gestalt. Denn der Weineßig macht die Schale weich, daß das Ey in die Länge gewiegelt, oder gezogen werden kann; das Wasser aber erhärtet es, daß es sich wieder zusammen zieht.

Daß ein Pferd ordentliche Hühnereyer lege.

Wenn man jemand bereden wollte, daß man ein Pferd habe, das Hühnereyer legte: so gehe man zuvor hin, und nehme drey oder vier Hühnereyer, schmiere dieselbe mit eingesalzner Butter oder Baumöl, daß sie hübsch glatt werden, und steck sie dem Pferde in den Hintern, so tief, als man kommen kann. Es muß das spitzige Ende der Eyer immer vorangehen; so treibt eines das andere fort, und gehen ganz sanft hinein, ohne dem Pferde den geringsten Schaden zu thun. Wenn dieß geschehen, stelle man eine Wette an, daß das Pferd itzt Hühnereyer

nereyer legen würde. Es wird auch nicht lange anstehen, so wird eines nach dem andern von dem Pferde fallen, und wird nicht anders anzusehen seyn, als legte das Pferd die Eyer. Damit die Eyer nicht zerbrechen, darf man dem Pferde nur hinten dickes Stroh unterlegen: so kann man dann dem, mit dem man die Wette angestellt hat, die Eyer selbst, zu seiner Ueberzeugung, in die Hand geben.

Eyer, die an der Zahl ungleich sind, werden von dreyen Personen in gleichem Werthe verkauft.

Man setze, drey Personen tragen Eyer zum Markte: die eine habe 10, die andere 30, die dritte 50 Eyer; und jede verkaufe ihre Eyer 7 um einen Batzen. Da nun diese Personen zusammen kommen, hat keine mehr als die andere gelöset. Wird nun gefragt, wie dieses möglich sey, so setzet, daß die Eyer jeder Person, die über die 7 übrig geblieben sind, jedes für drey Batzen bezahlt werden müssen, so wird die Aufgabe gelöst seyn.

Also hat die erste gehabt 10, davon verkauft 7 für 1 Batzen, bleiben übrig 3; die andere hatte 30, davon verkauft 28 für 4 Batzen, bleiben übrig 2; die dritte 50, davon verkauft 49 für 7 Batzen, bleiben übrig 1. Wenn nun von den übrigen jedes 3 Batzen gekostet; so hat die erste 1 Batzen, und für die drey übrigen 9 Batzen = 10; die andere hatte 4 Batzen, und für zwey übrige 6 Batzen = 10 Batzen; die dritte aber hatte 7 Batzen, und für ein übriges 3 Batzen = 10 Batzen. Also hat jede 10 Batzen vom Markte nach Hause bringen können.

Eyerförmige Figur mit dem gewöhnlichen Zirkel zu beschreiben.

Man wickle das Papier um eine Walze, und setze in einem beliebigen Punkte den Zirkelfuß ein, und beschreibe dann einen Zirkel. Wenn nun das Papier wieder abgerollt, und gleich ausgestreckt wird; so wird eine eyrunde Figur entstehen.

Noch ein paar Kunststücke mit Eyern.

In ein Ey einen Brief zu schreiben.

Machet eine Dinte von Galläpfeln, Alaun und Eßig, und schreibt damit auf die weiße Schale des Eyes, läßt es in der Sonne trocknen, und kochet nachher das Ey im Salzwasser, bis es hart wird. Dadurch werden nun alle Buchstaben auf der Schale verschwunden und hinein gedrungen seyn, also, daß der Freund, an den man es schicken will, die Schale des Eyes nur ablösen, und die Schrift lesen kann. Oder überstreichet das ganze Ey mit Wachse, und schreibet mit einem Griffel darein; erfüllet die Buchstaben mit Eßig, darinn Galläpfel gelegen, und lasse das Ey einen ganzen Tag darinn liegen, und thut hierauf das Wachs davon; derjenige, der den Brief lesen will, muß das Ey hart sieden, und abschälen; so wird er die Schrift von innen finden.

In einem Eye einen Brief zu verbergen.

Man schreibt den Brief, und schneidet ihn in kleine, länglicht-viereckigte Riemchen, welche von hinten zu gezeichnet seyn müssen, etwa mit a, b, c, d, etc. damit sie wieder zusammen gelegt werden. Ferner bläst man ein Ey aus, und sticht ein Loch hinein, daß die Riemchen durchgehen können, und schiebt sie hinein, und macht mit weißem Kalke und Hausenblasen das Loch wieder zu. Damit man aber das Ey unter andern ohne Verdacht wegbringen könne, so wird in selbes eine trockne Materie gefüllt, die der Schwere eines Eyes gleicht, welches die Uebung bald an die Hand geben wird.

Noch andere Schrift- und Briefstücke.

Eine Schrift, die man nicht lesen kann, außer man zieht das Papier durchs Wasser.

Leget schönen, reinen, gestossenen Alaun in ein reines Wasser, schreibet damit mit einer

reinen

reinen neuen Feder auf grobes Papier, und lasset die Schrift trocknen. Der nun das Schreiben empfängt, der ziehe es einige Male durch frisches Wasser: so wird die Schrift weiß erscheinen, die man gar deutlich, besonders gegen dem Lichte, lesen kann. Will man aber den Verdacht gänzlich vermeiden, daß etwas Geheimes in dem Briefe geschrieben sey; so schreibt man mit gemeiner Dinte noch einen andern Brief; das Geheimniß aber schreibt man mit obigem Wasser an den Rand, unten, oben, und wo man Platz findet, und verfährt nach obiger Lehre.

Eine Schrift, die, wenn sie durch das Wasser gezogen worden, schwarz erscheine.

Thut klein gestossenen Vitriol in reines, frisches Wasser, nehmet eine neue Feder, schreibet damit, und lasset die Schrift trocknen. Will man nun die Schrift lesen, so muß man hiezu ein Wasser bereit halten, darinn etwa auf eine halbe Maß ein Loth zu Pulver gestossene Galläpfel vermischt worden, welches durch ein Tüchchen in ein Geschirr geseiget wird. Durch dieses bereitete Wasser zieht man den Brief,

und bald wird der Brief schwarz zum Vorscheine kommen. Wenn man aber Goldglätte in Weineßig kocht, selben durch ein Tuch laufen läßt, und einen mit Limonienſaft geschriebenen Brief dadurch zieht; so werden die Buchstaben ganz milchblau erscheinen.

Eine Schrift zu machen, die man lesen kann, wenn man sie über Kohlen oder Feuer hält.

Schreibet mit Alaun und Waſſer, und lasſet es trocknen; wenn die Schrift über das Feuer gehalten wird, so wird sie schwarz erscheinen. Oder schreibet mit Salarmoniak, oder mit Zwiebeln, Knoblauch, oder Limonienſaft, und haltet es über das Feuer; so wird man die Schrift gleichfalls lesen können. Oder man nimmt sehr starken Eßig, darein man Eyerweiß geschlagen, thut etwas Queckſilber darunter, und schreibt damit: der den Brief lesen will, muß ihn verbrennen. Eben dieß kann man auch mit verbranntem Papiere verrichten. Schreibet mit Eßig und Harn, lasſet es trocknen; und wenn man den Brief lesen will, muß er mit verbranntem Papiere gerieben werden, so wird die Schrift zum Vorscheine kommen.

Kar-

Kartenstücke.

Ein Kartenblatt errathen, welches jemand in den Sinn genommen.

Dieses Kunststück wird folgender Gestalt verrichtet: Man zählt ordentlich 21 Kartenblätter auf den Tisch, (es thut solches auch jede ungerade Zahl) doch nur bey sich selbst, ohne daß die Zuseher das Zählen, oder die Anzahl der Kartenblätter bemerken. Diese 21 Karten theilt man in 3 Häufchen, so, daß in jedem 7 Karten liegen. Die übrigen Blätter des Kartenspieles verwahrt man heimlich, daß die Zuseher nicht nachsehen können, wie viel Karten man zu der Kunst genommen habe; wiewohl dem ungeachtet die Kunst deßwegen noch nicht verrathen wäre. Während dem Hinzählen nun der 21 Blätter des Kartenspieles in 3 Häufchen, läßt man jemand in der Kompagnie ein selbst beliebiges Blatt davon in den Sinn nehmen, und selbes wohl merken, und genau beobachten, in welchem Häufchen es liege, damit er nach dem Zählen sagen könne, in welchem Häufchen es liege. Dann legt man die drey Häufchen

chen auf einander, dergestalt, daß das Häufchen, in welchem die bemerkte Karte sich befindet, in der Mitte liege: nachher zählt man die Karten wieder, wie vorher, in drey Häufchen, und läßt sich die bemerkte Karte, in welchem Häufchen sie itzt liege, wieder anzeigen, und thut dieß abermal in die Mitte. Und dieß wiederholet man auf die nämliche Art und Weise auch noch zum Drittenmale. So ist denn das bemerkte Blatt ganz gewiß das mittelste unter den 21 Blättern, nämlich das eilfte, man mag nun von unten herauf, oder von oben herab zählen. Damit aber der Zuseher die Kunst nicht errathe, so muß man die Karten unter dem Tische zählen, und das mittelste Blatt, als das bemerkte, hervorziehen, und auf den Tisch legen, so wird dieß bey den Umstehenden große Verwunderung verursachen.

Ein Kartenblatt, das aus einem deutschen Spiele gezogen, und von jemand bemerkt, alsdann wieder wohl vermischt worden, zu finden, und aufzuweisen.

Man muß zu dem Ende alle Blätter eines Kartenspieles aufrecht stellen, so, daß keine verkehrt

kehrt ſtehe; es dienen daher zu dieſer Abſicht auch nur allein die deutſchen Karten um der Figuren willen. Man muß ſich aber auch in Acht nehmen, daß die Zuſchauer es nicht merken, wenn man die Karten aufrecht ſtellt, weil ſonſt die Kunſt leicht verrathen werden könnte. Daher muß man ſich auch in die Karten nicht ſehen laſſen, wenn ſie bereits in Ordnung gebracht ſind. Wenn nun aber die Karten rangirt ſind, läßt man jemand eine Karte herausziehen, und beſehen; während dieſem aber dreht man das Spiel in der Hand um, und läßt das ausgezogene Blatt wieder einſtecken. Hierauf miſcht man das Spiel eine Zeit lang untereinander, um dadurch den Zuſchauern ein Blendwerk vorzumachen. Wenn ſolches nach Genügen geſchehen, ſo ſucht man die ausgezogene Karte, und diejenige iſt es, welche zwiſchen den andern verkehrt innen liegt; dieſe nimmt man alſo heraus, und legt ſie den Zuſchauern vor Augen. Man muß ſich aber um angeführter Urſachen willen in Acht nehmen, daß niemand bey dem Nachſuchen des Blattes in die Karte ſehe. Auch dieß hat man zu beobachten, daß, wenn derjenige, der eine Karte gezogen, ſolche von Ohngefähr umkehren ſollte, man ſogleich das Spiel auch wieder mit Behändigkeit

keit umkehre, weil ſonſt die Karte nicht verkehrt eingeſteckt würde, und mân ſie nicht finden könnte.

Ein Kartenblatt, welches jemand ohnaefähr aus dem Kartenſpiele gezogen, in dem Spiegel zu weiſen.

Dieß kömmt den Unwiſſenden unglaublich vor, und einige halten es für eine Zauberey, da es doch dem, der die Kunſt weis, leicht iſt. Man läßt einen ein Blatt aus dem Kartenſpiele ziehen, und wieder hineinſtecken, oder auch wohl zum Fenſter hinaus werfen, und ihm ſolches in den Spiegel, entweder daß das Blatt darinnen ſtecke, oder daß man es in ſeiner Karte dafür halte, und deſſelben Figur in dem Spiegel ſehen mache. Hiezu laſſe man ſich bey einem Kartenmacher etliche Karten machen, welche alle einerley ſind, als etwa 36 Blätter Herzkönige, 36 Blätter Eichelachter ꝛc. von dieſen nehme man etliche zu ſich, und ſtecke ein Blatt davon gegen das Spiegelglas, wende alsdann den Spiegel um, oder lege ein Blatt in ein Buch, unter einen Teppich, nachdem man Gelegenheit hat, es zu verbergen. Alsdann

laſſe

lasse man ein Blatt nehmen, besehen, andern weisen, und wieder in das Spiel stecken, mischen, und zählen. Man spreche etliche Worte, die Kunst zu verbergen, und sage: Nun soll das Blatt in dem Spiegel stecken, in dem Buche liegen, oder unter dem Teppiche zu finden seyn. Wo man nun sagt, da findet man die Karte, obgleich nicht eben das Blatt, jedoch ein der Figur nach gleiches Blatt. Will man die Kunst öfter vorzeigen, so muß man solche Kartenspiele mehr haben, damit nicht jedesmal ein Blatt herauskomme, und der Meister zu Schanden werde. Man hat sich auch wohl vorzusehen, daß man solche Karten niemand unter die Hände kommen, noch jemand in das Spiel blicken lasse. Gleicher Gestalt muß man die übrigen hin und wieder versteckten gleichen Blätter, nach geendigtem Spiele, wissen insgeheim wieder zu sich zu practiciren, damit sie von niemand gefunden werden. Dann, bey Wiederholung des Spieles, hat man sich zu hüten, daß man nicht an einen solchen Ort ein Blatt hinversteckе, wo schon ein anders verborgen liegt; zu dem Ende, wo man inzwischen keine Gelegenheit gefunden, die versteckten Blätter heimlich hinweg, und an derer Stelle andere hinzubringen, müssen die zu erwählenden

Oerter

Oerter jedesmal geändert werden. Daher ist am besten, daß dieses Stück, als ein Principalstück, jederzeit zuletzt auf die Bahn gebracht werde, wenn es an dem ist, daß die Gesellschaft will auseinander gehen, damit man so leicht nicht genöthiget werde, selbes zu wiederholen. Das Vertiecken der Blätter aber muß schon geschehen seyn, ehe man zusammen kömmt, und wegen den übrigen dabey vorkommenden Cautelen muß sich ein jeder selbst wohl vorsehen.

Kartenblatt, vorgewiesenes und wieder wohl vermischtes, aus einer Andern Tasche heraus zu ziehen.

Bereitet vorher eine Karte dergestalt, daß ihr dieselbe rings herum, bis auf zwey Briefe, sauber beschneidet, alsdann beschneidet den einen von diesen Briefen oben und unten nur, so, daß die Breite desselben Briefes grösser, als die andern Briefe, bleibt; den andern aber beschneidet an der Breite, wie die andern, so, daß nur die Länge desselben die andern übertrift. Diese zwey Briefe werdet ihr also, wenn ihr die Karte zusammen haltet, im Griffe leicht finden

den können. Nehmt alsdann die Karte auf die flache Hand, faßt sie bey einem dieser zwey Briefe an, und zeigt den unterſten, (als welcher einer von denjenigen iſt, die über die andern hervorragen) der ganzen Geſellſchaft, ſo, daß ihr ihn nicht zu ſehen verlangt. Wenn ſie ſich ſelben gemerkt, ſo legt dieſen Theil der Karte wieder auf den andern, miſchet die Karten, ſo lange die Zuſchauer wollen, und bittet einen um Erlaubniß, daß ihr die Karte in ſeine Rocktaſche ſtecken dürfet, oder laſſet ſie ihn ſelbſt geſchwind hineinſtecken. Zeigt alsdann eure Hände frey, damit die Zuſchauer nicht auf die Gedanken gerathen möchten, als ob ihr dieſen Brief in der Geſchwindigkeit aus der Karte gezogen, und verſteckt hättet. Greifet dann in die Taſche, leget darinn die Karte ſchön zuſammen, ſo werdet ihr den vorher gezeigten Brief leicht finden, und herausziehen können. Allen Verdacht der Zuſchauer zu vermeiden, darf man zwar dieſes Spiel nicht öfters als zweymal machen, weil nämlich nicht mehr Briefe, als zwey, in einer Karte bezeichnet ſind. Wer es aber öfter machen will, kann ſich mit mehrern dergleichen vorbereiteten Karten verſehen, und in einer jeden allezeit andere Briefe beſchneiden laſſen.

Karten-

Kartenblatt, ausgezogenes und wieder vermischtes, zu finden.

Nimm ein ganzes Kartenspiel in die Hand, und mische es, merke aber, was das unterste Blatt für eines sey; thu das Kartenspiel unter den Tisch, und zähle davon heimlich bey dir selbst von oben herab zehn Blätter hinweg, zieh alsdann das unterste hervor, und lege es auf die eilfte Karte, und auf diese wieder die zehn hinweg gezählten Blätter; hierauf nimm das Spiel wieder hervor, zieh unten etliche Blätter hervor, und lege sie verkehrt einzeln auf den Tisch, nimm auch oben etliche Blätter hinweg, und lege sie dazu, alsdann wieder von unten, wie auch von oben; dieses aber muß behende geschehen, daß es der andere nicht merke. Du mußt aber die Blätter, so du von oben herabgenommen, heimlich bey dir zählen, damit du derer nicht mehr, oder nicht weniger, herabziehst, als zehn, dann ist das eilfte Blatt dasjenige, so zuerst unten gelegen, und das gemerkt worden ist. Laß alsdann jemand aus denjenigen Blättern, so du unten hervorgezogen, und oben herabgenommen, eines nehmen, und besehen, und befiehl ihm, selbes auf dasjenige zu legen, von welchem du

die

die zehn Blätter oben we enommen; thu dann die andern alle, so du unten hervorgezogen, auch oben herabgenommen, darauf, und mische das Kartenspiel ein wenig, jedoch so, daß du diese zwey Blätter nicht von einander trennest. Dann sieh die Karten durch von unten her, wo die Farben der Blätter sind, und wenn das Blatt kömmt, so zu allererst unten gelegen, und du gemerket hast, so ist das folgende dasjenige, welches die Person genommen und besehen hat.

Kartenblatt, gezogenes und bemerktes, welches wieder unter das Spiel gestecket worden, zu errathen.

Man muß, ehe man sich eine Karte ziehen läßt, die unterste des ganzen Haufens unvermerkt ansehen, und bemerken. Wenn solches geschehen, und jemand eine Karte ausgezogen hat, so läßt man ihn selbe auf den Tisch legen, und legt dann den übrigen Haufen darauf. Alsdann hebt man den Haufen ab, und legt ihn wieder auf, so oft als es beliebet, und als man glaubt, daß es genug sey, den Zuschauern ein Blendwerk vorzumachen. Will

man

man nun aber in dem ganzen Haufen die ausgezogene Karte finden, und erkennen, so darf man nur die unterste, die man bemerkt hat, suchen; wenn man selbe gefunden; so ist die nächst voranliegende Karte die ausgezogene und bemerkte.

Ein Kartenblatt ziehen zu lassen, wieder unter andere zu mengen, und hernach in einer gewissen verlangten Zahl vorzuweisen.

Ehe man sich eine Karte ziehen läßt, bemerkt man unvermerkt die unterste Karte, darauf legt man das Spiel auf die gezogene Karte, so kann man die bemerkte Karte allzeit finden, nämlich die vor der untersten nächst vorgeht, ist, die der Zuschauer bemerkt hat, (wie bey dem zweyten Exempel bewiesen worden) wenn man solchergestalt die gezogene Karte gefunden hat: so muß man solche mit Geschwindigkeit und unvermerkt etwa unter dem Tische zu unterst wieder hinbringen, fragt sodann, in welcher Zahl die ausgezogene und bemerkte Karte sich befinden soll; soll es z. B. die neunte seyn: so muß man von oben herunter acht nehmen,

und

und auf die unterste unter dem Tische hinlegen. Hierauf nimmt man das Spiel unter dem Tische hervor, und weiset in der neunten Zahl die ausgezogene Karte. Und so kann man die Karte in jeder verlangten Zahl weisen.

Karte besehene, und wieder unter die andere gesteckte, daß sie unter drey andern, unter welchen sie doch das erstemal nicht befindlich, dennoch hernach gefunden werde.

Dieß kann also geschehen: Wenn man die ausgezogene Karte gefunden, so steckt man sie zu unterst des Haufens, ohne sie den Zuschauern zu zeigen, doch so, daß sie ein wenig voraus rage; darnach steckt man vor diese noch eine andere Karte, die den übrigen Blättern in der Höhe gleich stehe, damit jenes Blatt durch dieses bedeckt sey. Hierauf kann man diese vor jener zu unterst steckende Karte, nebst dem ganzen Spiele vorzeigen, und fragen, ob diese das ausgezogene Blatt sey? Wenn man es nun verneinet, so läßt man das Kartenspiel sinken, und zieht geschwind das hervorragende rechte Blatt heraus, so das andere ist von unten her, und legt selbes, statt des vorge-

vorgezeigten Blattes verkehrt auf den Tisch nieder. Hierauf vermischt man die Karte wohl durch einander, und läßt abermal das unterste sehen, mit obiger Frage. Nach wiederholter Verneinung legt man auch dieses Blatt bey dem vorigen verkehrt auf dem Tische nieder; und auf itzt angezeigte Weise zeigt man dann noch ein drittes Blatt vor, und legt es zu den zwey andern hin. Schlägt man nun hierauf die drey auf dem Tische liegenden Karten um: so wird sich die ausgezogene mit Verwunderung der Zuschauer darunter finden.

Kartenblätter, vier gleiche, welche an verschiedenen Orten unter das Spiel gesteckt worden, ohne Vermischung des Spieles zusammen zu bringen.

Bringe im Anfange, Angesichts aller Zuschauer, vier gleiche Karten beysammen, und füge sie unten an das Spiel; practicire hernach unvermerkt mit Behändigkeit, (etwa unterm Tische) zwo andere Karten zwischen die unterste, und die übrigen drey von den vier gleichen Karten, so, daß jene zwey von der untersten der vier gleichen bedeckt sey, zieh

dann

dann izt bemeldte unterste Karte hervor, dergestalt, daß die Zuschauer selbe gleichsam nur von Ohngefähr sehen, und, daß es eine von den vier gleichen sey, erkennen mögen, und lege sie oben auf das Spiel, mit den Worten: Das ist eine von den vier gleichen. Zieh noch eine, (die nach der iztbesagten untersten der vier gleichen folgende, und zwischen eingesteckte erstere zwey ungleichen Karten) von unten aus, mit den Worten: Das ist die andere, und, ohne dieselbe sehen zu lassen, stecke sie behende unten in das Spiel, eben also verfahre auch mit der dritten, als der zweyten vor den zwey ungleichen Karten, und stecke sie in eine andere Stelle des Spieles. Die Zuschauer werden indeß anders nicht vermeynen, als ob die beyden leztern zwey von den vier gleichen Blättern wären, und derer nur eines oben, und eines noch unten läge; da doch noch drey derselben unten beysammen sind. Heb dann das Kartenspiel ab, und seze den untern Theil auf den abgenommenen Haufen, so kommen die vier gleichen Blätter wieder zusamm, welches die Zuschauer beym Nachsuchen finden werden.

Karten mischen, in Häuflein legen, und anzeigen, was für eine Karte bey jedem Häuflein oben liegt.

Wenn man die Karte gemischt, muß man unvermerkt das oberste Blatt besehen und merken. Dann macht man Häufchen nach Belieben und wenn man anfangen will zu sagen, was für Karten obenauf liegen; so muß man von einem Häufchen die oberste abnehmen, und dabey diejenigen nennen, welche man sich bemerkt hat. Die abgenommene Karte besieht man, und nimmt von einem andern Häufchen diejenige weg, welche man izt bekommen hat; dann nimmt man von dem dritten Häufchen wieder die oberste, und nennt die, so man zuletzt weggenommen hat, und so von allen Häufchen, bis man endlich an das kömmt, wo diejenige Karte, die man gleich anfangs besehen und bemerkt hat, obenauf liegt, und die man nun unvermerkt in der Hand obenan stecken muß. Hernach zeigt man den Zuschauern die Karten, die man abgenommen, und von welchen man ihnen zum voraus gesagt hat, daß sie diese, und keine andre, sind.

Karten-

Kartenblätter, zwölf, so zu legen, daß man allemal vier in einer jeden Reihe zählen kann.

Nehmet zwölf Kartenblätter, leget davon neun auf den Tisch, also, daß ihr zuerst drey nach einander leget, darunter auch drey, und zuletzt wieder drey, dann gebet die übriggebliebenen drey einem, so mit am Tische sitzt, in die Hand, und sprecht: Er soll nun diese drey legen, daß man überall von beyden Seiten, beydes zur rechten und linken, sowohl auch von unten herauf, als von oben herab, viere zählen könne. Dieß aber wird keiner, als der davon Wissenschaft hat, zuwege bringen. Hernach nehmet die drey Kartenblätter, legt eines auf das erste Blatt in der obern Reihe, das andere auf das mittlere in der mittlern, und das dritte auf das letzte Blatt in der untern Reihe, so werden von allen Orten her vier können gezählt werden.

Ein Kartenspiel behend und unversehen in einige Häufchen zertheilen, dergestalt, daß unten entweder gute, oder schlechte Karten nach Verlangen befindlich seyn sollen.

Hiezu muß man sich ein Kartenspiel besonders zurichten. Man beschneidet nämlich die guten oben und unten ein wenig, damit sie kürzer werden; die schlechten aber an der Seite, damit sie um etwas schmäler werden als die übrigen. Hierauf mischt man sie unter einander, hebt die Häufchen von dem der Breite nach vor sich gelegten Kartenspiele ab; wenn unten lauter gute liegen sollen. Im umgekehrten Falle aber, wenn unten lauter schlechte seyn sollen, muß solches der Länge nach geschehen. Hiebey hat man sich der Geschwindigkeit bestens zu befleißen, und zu hüten, daß niemand das Kartenspiel in die Hände bekomme, sonst wird der Betrug leicht entdeckt werden.

Ein Kartenspiel, sechs Häufchen daraus zu machen, und zwey mit verschlossenen Augen vorgewiesene, dann vor den Anwesenden, die sie besehen, unter das Spiel gesteckte, zu finden.

Man muß die oberste oder unterste unversehens gesehen und bemerkt haben. Alsdann kann man sechs Häufchen von beliebiger Größe machen, das Häufchen, worinn die oberste oder unterste Karte bekanntlich, unter die andern vertheilen, dergestalt, daß beyde auf einem von den übrigen vier Häufchen zu oberst zu liegen kommen, die man alsdann den Zuschauern giebt, und sie besehen läßt.

Karte, ausgezogene, und wieder vermischte, daß solche, wenn man das ganze Spiel gegen eine Decke, oder Wand wirft, allein hängen bleibe, die andern aber alle herunter fallen.

Man lege alle Bilder der Kartenblätter auf einerley Art aufwärts, lasse eine ausziehen, drehe das Spiel unvermerkt herum, daß die

wieder eingesteckte verkehrt zu liegen komme. Alsdann durchgehe man das Kartenspiel, und suche die verkehrt liegende, bringe sie unvermerkt oben hinauf, beschmiere sie mit einem Gemenge von Kalk, und weißem Wachse, welches unter einander geschmolzen worden, so wird sie als die oberste, wenn man das Spiel gegen einen Balken wirft, solchen zuerst berühren, und daran kleben bleiben.

Ein Kartenspiel, daraus drey Häufchen machen lassen, ohne daß derjenige dabey ist, welcher zu sagen verspricht, wie viel Augen solche ausmachen.

Man muß einem jeden von den drey Häufchen so viel Augen geben lassen, als dem andern. Wenn solches geschehen, so darf, der es errathen soll, herbey kommen, und die Augen der übrig gebliebenen Karten unvermerkt abzählen, und von der Anzahl der Augen des ganzen Spiels abrechnen; so wird er wissen, wie viele Augen die in den Häufchen liegenden Kartenblätter haben müssen.

Karte, beſehene, und bemerkte, daß ſolche, ſobald ſie oben auf das Spiel gelegt wird, eine andere ſey, wenn man ſie wieder beſieht.

Man legt zu dem Ende gleich anfänglich insgeheim drey oder mehr Karten von einem ganzen Spiele umgekehrt unten hin. Hierauf bedeckt man das Spiel von unten auf das beſte, daß niemand den Betrug merke; läßt jemand von oben ein Blatt wegnehmen, und beſehen. Darauf läßt man Karten und Hände ſinken, und kehrt die ganze Karte, oder das ganze Spiel mit Geſchwingigkeit um, und frägt dann: Was für eine Karte obenauf liege? Die Zuſchauer werden nicht anders denken, als daß noch die nämliche Karte oben liege, die ſie geſehen, und ſelbſt hinauf gelegt haben. Wollen ſie dann ſolches hartnäckig behaupten; ſo kann man eine Wette mit ihnen eingehen, daß es eine andere Karte ſey, die itzt oben liegt. Nun muß man verſichert ſeyn, daß man das Spiel mit genugſamer Fertigkeit umgewandt habe, daß niemand den Betrug wahrnehmen, und entdecken könne.

Karte, beſehene, in eine andere verwandeln.

Man lege das unterſte Kartenblatt dergeſtalt, daß es wie das oberſte Blatt das Spiel bedecke; nämlich daß die hintere Fläche, welche keine Augen oder Bilder hat, auswärts ſieht. Hierauf läßt man die oberſte beſehen, und wieder oben hinlegen. Indeß läßt man die Hand, und das Spiel ſinken, ſo, daß mit groſſer Geſchwindigkeit das ganze Spiel umgekehrt, und alſo die oberſte Karte zu unterſt, und die unterſte hingegen zu oberſt zu liegen komme. Alsdann läßt man dieſe neue oberſte beſehen; ſo werden die Zuſeher vermeynen, die oberſte müſſe zauberiſch verwandelt, oder heimlich weggebracht ſeyn.

Karte, jemand einen König zu weiſen, welche in eine andere verwandelt zu ſeyn ſcheint, wenn er nochmals beſehen wird.

Hiezu kann man einen König gebrauchen, welcher am beſten zu dieſem Vorhaben dient. Es muß aber derſelbe in der Seite durchgeſchnitten werden, und zu der oberſten Hälfte

muß

muß man einen andern König nehmen, solchen obenauf legen, und das Mittel mit Fingern bedecken, auf daß man nicht anders meyne, als es sey eine ganze Karte. Nebst diesem möget ihr selbst, oder einen andern, selben König bey den Füssen herausziehen lassen; haltet aber die oberste Hälfte fein fest, auf daß man von eurem Thun nichts merken könne. Lasset ihn dann die Karte umkehren, so wird es ihm Verwunderung erwecken.

Ein Kartenblatt jemand in die Hand zu geben, welches er vorher besehen, und nunmehr in ein anders verwandelt worden ist.

Um diese Kunst zu prakticiren, muß man es anfangen, wie oben von den versteckten Karten angemerkt worden. Wenn man nämlich nach der daselbst beschriebenen Art das ausgezogene Blatt gefunden; muß man selbes zuerst unten anfügen, und das nächstfolgende Blatt ein wenig hervorragen lassen, solches auch mit der Hand bedecken, daß man es nicht sehen könne. Hierauf läßt man das unterste Blatt sehen, und frägt, ob es das ausgezogene Blatt sey, und wenn mit ja geantwortet worden,

läßt

läßt man die Hand ein wenig sinken, und indem zieht man die Karte, welche man oben etwas hervorragen lassen, behend heraus, und hält sie demjenigen, den man gefragt hat, fest in der Hand. Er wird nicht anders glauben, als es sey seine ausgezogene bemerkte Karte. Nach einer kleinen Weile heißt man ihn seine Karte besehen, und hervorbringen: so wird er dann mit Erstaunen einer andern ansichtig werden, und glauben, daß sie ihm in der Hand verwandelt worden.

Eine Karte in einen Vogel verwandeln.

Man nimmt vier Blätter aus einem Kartenspiele, die übrigen leimt man alle auf einander, und schneidet ein so grosses Loch darein, daß ein kleines Vögelein sich darinn verbergen kann, welches, wenn das Kartenspiel ganz, oder derselben zwey sind, wohl mag zuwege gebracht werden. Diese Karte muß man in einer blechernen Büchse halten, die so groß ist, als die Karten, und ist ein Blatt über dem Vogel, und drey darunter, als nämlich die vier zurückbehaltenen Blätter, die nicht auf einander geleimt sind. Wenn nun das vierte

Blatt,

Blatt, welches der Vogel ist, davon fliegen soll: so zieht man die untersten Blätter, und hebt alsdann die zusammengelemmten Karten in die Höhe, so sieht jedermann nach dem Vogel, und man kann inzwischen die Karte in die Tasche fallen lassen, doch, daß es niemand wahrnehme.

Kartenblatt, auf einem die Durchstralung weisen.

Die Eigenschaft der Stralen deutlich zu versichen, darf man nur ein Kartenblatt mit Heft- oder Stecknadeln also durchstechen, daß die Figur z. B. wie eine Rose aussieht, und dahinter ein Licht stellen: so wird sich solche Figur mit verlängerten Stralen vorzeigen. Will man nun dieß Blättchen einwärts beugen: so werden sich die Stralen weit verschiessen, und umgewendet einiger Massen zusammen ziehen. Die Probe kostet nichts. Hiebey ist zu erinnern, daß man das Kartenblatt um einen dicken Stab wickeln, und darauf malen, dasselbe hernach gerade ausbreiten, und das Licht dahinter stellen kann. Den Liebhabern ist dieß allein genug, die Durchstralung zu verstehen.

stehen. Es ist hiebey zu beobachten, daß die Stralung mit gleichen Winkeln viel grösser sey, als welche über die Quere fällt, die dann mit spitzigen Winkeln nach und nach schwächer wird. Diese Aufgabe ist nur für Ungelehrte beygebracht, damit sie dieselbe doch begreifen, und ausmessen können.

Kunststücke mit Zahlen.

Eine in Sinn genommene Zahl zu errathen.

Lasset ihr jemand die Zahl, z. B. 6, die er in Sinn genommen, mit 3 multipliciren; so wäre das 18; dieß Produkt dann halbiren, wäre 9, und dessen Hälfte wieder mit 3 vervielfältigen, wäre 27. Wenn er nun die Zahl hievon angesagt hat, so dividirt selbe mit 9, und multiplicirt das, was heraus kömmt, mit 2; so giebt das Produkt die Zahl, die sich jemand in Sinn genommen. Z. B. er sage 27 an; solche durch 9 dividirt, giebt 3, dieß mit 2 multiplicirt, giebt 6.

27 | 3	6
9 | 2	3 multipl.
	18 halbirt
6 ist die Zahl, die sich jemand in Sinn genommen.	9
	3 multipl.
	27.

Oder auf diese Art.

Wenn jemand die in Sinn genommene Zahl verdoppelt, und zu dem, was heraus kömmt, noch 4 hinzu thut, ferner die Summe mit 5 multiplicirt, und zu diesem Produkte wieder 12 zählt, zuletzt diese Anzahl nochmal vervielfältiget, und dann 320 davon abzieht; so bleibt, wenn im Ueberflusse 2 Nullen abgeschnitten werden, die in Sinn gefaßte Zahl allein übrig. Z. B. es hätte jemand 20 in Sinn genommen, so wäre damit folgender Gestalt zu verfahren:

20	232
2	10
40	2320
4	320 —
44	2000
5	
220	
12	
232.	

Eine

Eine ungleiche Zahl zu erra en, die ſich jemand in Sin enommen.

Geſetzt, es ha' ; m nd 7 'n Sinn genommen, ſo giebt dieſe Zahl, mit 3 multiplicirt, 21; dieſe, weil ſie ungleich iſt, muß noch mit einer Zahl verglichen werden, damit 22 heraus komme, deſſen Hälfte dann 11 iſt, und dreymal genommen, 33 ausmacht. Nun aber iſt 9 in 33 dreymal enthalten; dieſen Quotienten 3 multi, licirt mit 2, giebt 6, und 1, weil die in Sinn gefaßte Zahl ungleich iſt, hinzugethan, macht 7.

Zwo Zahlen zu finden, deren Quadrat zuſammen eine Quadratzahl ausmachen.

Multiplicirt die zwo Zahlen zuſammen, ſo wird das gedoppelte Produkt eine der beyden Zahlen geben, die man ſucht, und die Differenz ihrer Quadrate wird die andere Zahl anzeigen. Z. B. es wären die zwo gegebenen Zahlen 2 und 3, in einander multip eirt, giebt 6, das Doppelte iſt 12, die Differenz zwiſchen beyden iſt 5. Dieſer beyden Zahlen ihre Quadrate als von 12, ſind 144, von 5 aber 25,

zuſammen addirt geben die Quadratzahl 169, derer Wurzel 13 iſt.

Eine Zahl unter gewiſſen Bedingungen auszufinden.

Geſetzt, man läge in einen Korb eine gewiſſe Anzahl Eyer; wenn man ſie dividirt mit 4, blieben 3, mit 5, und blieben 4, mit 9, blieben 8, mit 11, blieben 10, mit 13, blieben 12; aus dieſen Bedingungen wird die wahre Zahl ſo gefunden: Man ſucht eine Zahl, die durch Multiplication der 4 in 5, und hernach mit 9, dann mit 11, und endlich mit 13, entſteht 2574; weil nun der Unterſchied zwiſchen 4 und 3, 5 und 4, 9 und 8, 11 und 10, 11 und 12 einerley iſt, ſo zieht man, um das erſte zu wiſſen, das 1 ab, von 5740 bleibt 25739 die Anzahl der Eyer. Zweytens. Es ſeyn 5 Körbe, darinn eine Anzahl Eyer liegen, die, wenn man ſie dividirt mit 5, 6, 7 8, 9, anzeit 3 im Neſte halte; multiplicirt, wie es ſt gelehrt, 5, 6, 7, 8, 9, in ſich ſelbſt: ſo entſteht die Zahl 2520, hiezu addirt die 3 im Neſte, ſo wird die wahre Anzahl der Eyer ſich finden: 2523.

Gleiche

Gleiche und ungleiche Zahlen, die zwoen Personen gegeben worden, zu erforschen, welcher die gleiche, und welcher die ungleiche Zahl zugekommen.

Zum Beyspiele: Es wären 9 und 10, nimmt zwo andre Zahlen, als 2 und 3, derer eine gleich, die andere ungleich ist, des einen Zahl lasset mit 2 multipliciren, des andern mit 3, was heraus kömmt, lasset euch im Zusammenaddiren sagen, oder auch nur die Hälfte, wenn es ohne Bruch geschehen kann; so kann man bald wissen, ob es gleich oder ungleich ist. Gesetzt also: die Summe wäre gleich; so wäre ohne Zweifel die Zahl, die mit 2 multiplicirt worden, die gleiche Zahl von 10 haben; wäre es aber ungleich, so würde die Zahl 3 die ungleiche Zahl 9 herausbringen.

Eine in einer Summe ausgelöschte, oder ausgefallene Zahl wieder zu finden.

Man addire die übrigen Zahlen zusammen, ziehe von der Summe die Zahl 9 ab; was übrig bleibt, ist die ausgefallene Zahl. Z. B. Es bekömmt ein Kaufmann einen Brief, darinn

sind

ſind ihm ☐06612 Reichsthaler angewieſen, allein die erſte Ziffer an der Summe iſt durch Aufbrechung des Briefs weggeriſſen worden, wie ſoll dieſe weggeriſſene Zahl wieder erfunden werden? Man addire 6 + 6 + 1 + 2 giebt 15; von dieſer 15 zieht 9 ab, bleibt 6, als die weggeriſſene Zahl, daß alſo die ganze Summe 306612 wäre. Oder auf folgende Art, wenn in der Mitte eine Zahl fehlt; als es hätte einer 3406 Zentner Waaren gekauft zu ☐7 Thaler, und alſo dafür bezahlen müſſen 9☐962 Thaler, wird gefragt, was für eine Zahl ausgefallen: addirt wie vorhin 9 + 1 + 9 + 2, giebt 21, davon 9, bleibt 12, von dieſer wieder 9, bleibt 3, und dieſes 3, weil es in der Mitte ſteht, wieder von 9, bleibt 6, als die ausgefallene Zahl, daß alſo die Summe ganz wäre 91962.

Gewiſſer, noch nicht alle geſchriebener Zahlen ihre Summen zum voraus hinzuſchreiben.

Dieß dürfte manchem eine Zauberey zu ſeyn ſcheinen; doch läßt es ſich aus den erſten Gründen des Addirens begreifen, indem man jederzeit

zeit den Ueberſchuß über 9 in eine andere Reihe bringt. Geſetzt, einer ſchreibe folgende Zahlen:

3 4 5
4 5 3
2 4 6
. . .
. . .

2 3 4 3

Zu dieſen Zahlen nehmt euch die Freyheit, auch ein paar Poſten hinzuſchreiben, und ſagt, ehe ihr ſolche hinſchreibet, ihr wollet nur vorher die Summe hinſchreiben, dann gleich weit das Komplement zu 9, zu jeder Zahl der zwo letzten Reihen, als von 3 iſt's 6, von 5 iſt's 4, von 4 iſt's 5, und ſo zu den Zahlen der dritten Reihe; daß alſo die Reihe Zahlen dieſe wären:

3 4 5
4 5 3
2 4 6
5 4 6
7 5 3

2 3 4 3

Merket hiebey, als eine nöthige Regel, daß, wenn einer 3 Reihen Zahlen ſchreibt, und ihr noch 2 dazu, daß man jederzeit in Gedanken

ſo

ſo viel Einheiten von der hinterſten Zahl in der erſten Reihe abziehe, als man Reihen dazu ſchreiben will; in unſerm Falle wären es 2, daher hat man ſtatt 5 nur 3 geſchrieben. Wären aber 4 Reihen Zahlen, und ihr wollet noch 3 Reihen hinzuſetzen, ſo ziehet 3 von der letzten Zahl ab, oder 4, wenn ihr 4 Reihen dazu ſetzen wollet, als:

5 4 6
5 0 6
3 6 4
1 2 0
. . .
5 6 2
4 9 3
6 3 5
8 9 9
4 3 9
---
4 5 4 2

Zieht alſo 4 von 6, als der letzten ab, bleibt 9, und weil 4mal 2 36 macht, und 5 dazu 41, ſo ſetzt die 4 vornen vor die Zahlen der erſten Poſten, und ſaget zuverläßig, dieſes muß die Summe ſeyn.

Daß einer mit einem andern nicht 100 Zahlen zählen könne, und ihm doch frey ſteht, Zahlen zu zählen, welche er will, doch daß ſie jederzeit geringer als 11 ſeyn ſollen.

Man nehme zu ſeiner Vorſchrift ſo oft 11 von 100, als man kann, ſo werden dieſe Zahlen herauskommen: 1, 12, 23, 34, 45, 56, 67, 78, 88. Dieſe Zahlen muß der, der gerade auf 100 zählen, und gewinnen will, jederzeit im Zählen erlangen, ſonſt wird er es verlieren. Alſo fange er an zu zählen 1, der andere, der unter 11 eine Zahl nehmen muß, kann alſo eine Zahl nehmen, welche er will, z. B. 8, ſo zählt ihr weiter fort, und zählt 3, ſo habt ihr 12, wenn der andere 10 nimmt, ſo zählt 1, ſo habt ihr 23, und ſo fort dann, bis ihr auf 100 zuerſt kommet. Wer alſo den Kunſtgriff weis, der wird mit andern ſo anfangen, daß er dieſe Zahl niemals erreichen kann.

Zur Kurzweile vorgelegte Aufgaben.

Ob ein Zentner Bley, oder ein Zentner Federn schwerer sey?

Viele denken, ein Zentner bleibt ein Zentner, es mag Bley oder Federn seyn; wer aber bedenkt, der wird leicht einsehen, daß die Last des Bleyes bequemer zu tragen sey, indem es in einer kleinern Masse auf die Schultern genommen werden kann, als die Last der Federn, die einen grossen Ballen ausmachen, und den Rücken in vielen Theilen berühren würden; in welchem Falle der Tragende mehrere Schwere empfinden, und sehr gekrümmt zu gehen genöthiget würde.

Einen Menschen also nieder zu setzen, daß er nicht mehr aufstehen könne.

Dieß beruht auf folgenden Bedingungen: Er muß sich setzen, daß die Schenkel mit der Hüfte einen rechten Winkel machen; daß er die Füsse an ihrem Orte stehen lassen soll, und

ſich weder mit dem Rücken anlehnen, noch den Leib vorwärts neigen, ſondern im rechten Winkel aufſtehen ſoll. Geht der Niederſitzende dieſe Bedingungen ein: ſo wird er nimmermehr vom Stuhle aufſtehen können; denn er wird die Direktionslinie ſeines Körpers niemals auf die Füſſe, oder über die Knie bringen, und alſo ſich nicht vom Stuhle bewegen können. Will man ihn aber aufſtehen laſſen; ſo wird er alſobald die Füſſe zurückziehen, oder den Leib vorwärts beugen, in welchen beyden Fällen er hiedurch die Direktionslinie auf die Grundlinie bringen, und alſo ſich vom Stuhle bewegen kann.

Zu machen, daß der beſte Springer nicht über einen Strohhalm ſpringen kann, wenn er gleich davor ſteht.

Die Bedingungen, die dieſe Bewegung unmöglich machen, ſind, daß er alſo gerade hinüber ſpringe, ohne die Knie, den Leib, oder den Kopf zu beugen: geht er dieſe Bedingungen ein; ſo muß er vor dem Strohhalme ſtehen bleiben, denn er ſteht in dem Ruhewinkel, aus dem er ſeinen Leib ohne Verbeugung des

Kopfes,

Kopfes, oder der Knie nie wird schwingen können. Hieraus ist auch zu erkennen, warum ein Mensch, wenn er etwas von der Erde aufheben will, den Fuß hinterwärts kehrt, zugleich aber den andern Fuß vorsetzt, daß die Direktionslinie zwischen die Füsse falle. Würde er solches aus der Acht lassen, so würde er, wenn er sich beugt, vorwärts fallen, oder wenn er die Beugung des Fußes nicht vornehmen wollte, sich gar nicht bücken können.

Ein Kartenblatt zu erhaschen, ungeachtet man am weitesten davon steht.

Man nimmt ein Kartenspiel, und legt es auf des geöffneten Fensters Rahmen, so, daß es halb hinaus, und halb hinein ins Zimmer hange. Hat man nun die Wette angestellt; so stellt man den andern seitswärts zu dem Blatte hin, und läßt ihn die Hand eine Spanne hoch darüber halten; der andere aber, der am weitesten davon entfernt ist, und das Blatt doch erhaschen will, macht außer dem eröffneten alle Fenster, und die Thüre zu, und stellt sich zur Stubenthüre; ergreift die Thüre bey der Handhebe, und legt den Daumen auf die Schnalle,

und

und reißt mit Aufrufung: Tapp, die Thüre auf, so wird die Luft, die durch die Stubenthüre gegen das Fenſter bewegt worden, das Blatt hinauswehen; weil er nun der nächſte an der Thüre iſt, kann er das Blatt eher auf der Gaſſe erhaſchen, als der, der etliche Schritte ihm nachſpringen muß.

Ein Ey von einem Teller in ein Glas zu ſchnellen.

Man lege einen Teller auf einen Tiſch, daß er ein wenig mehr als halb darauf liege; den andern halben Theil aber über den Tiſch hinaus gehe. Auf dieſen Teller ſetzt man mitten darauf ein Glas, und auf daſſelbe legt man einen andern Teller, und mitten darauf das Ey. Wenn man nun die Bewegung ins Werk ſezen will; ſo nimmt man einen Beſen mit einem langen Stiele, und ſetzt denſelben auf das Reis gerade vor dem Teller nieder, und hebt mit dem Fuße feſt an, und zieht den Stiel gegen ſich; läßt ihn aber jählings ſchnellen; ſo ſtößt er die beyden Teller weg, daß das Glas auf dem Tiſche zu ſtehen kömmt, und das Ey darein fällt: denn durch die ſchnelle Bewegung

des

des Beſenſtiels werden die Teller zwar hingeriſſen, aber das Glas bekömmt wegen ſeiner Schwere auf dem Tiſche ſeine Stellung, und das Ey, das auf dem oberſten Teller lag, bleibt ſeiner Schwere wegen zurück, und ſinkt alſo unter ſich in das Glas.

Einen Pfenning in ein Glas zu ſchlagen.

Man ſetzt mitten auf eine Bank ein Glas, darauf legt man einen Teller, auf dieſen wieder ein Glas, und dieß ſo oft, daß drey Teller, und vier Gläſer aufeinander ſtehen: will man nun die Bewegung ins Werk ſetzen; ſo nimmt man eine Serviette, oder Schnupftuch, wickelt es eine Spanne lang ſo zuſammen, daß es oben etwas ſpitzig, unten aber breiter ſey, daß es in das obere Glas könne geſtellt werden, welches aber recht gerade geſchehen muß: oben auf die Spitze legt man den Pfenning, und nimmt einen ſtarken Stab, und bringt mitten in die aufgerollte Säule einen Querſtreich von oben hergezogen an, daß ſie aus dem Glaſe ſpringe, und der Pfenning hineinſpringe; welches gewiß geſchehen wird, weil der Streich von der Höhe her geſchwind geſchehen,

schehen, und mithin die Gewalt an die Rolle gekommen; wovon der Pfenning nichts empfindet; die Rolle aber, indem der Schlag von obenher kömmt, das Glas gleich abwärts drückt, daß es nicht umfällt.

Etliche Stücke Geld von einem Badhute in eine Kandel zu schlagen.

Man nimmt eine eröffnete Kanne, und setzt auf die Oeffnung einen Badhut, und legt etliche Stücke Geld darauf. Wenn nun das Geld in die Kanne fallen soll; so muß der Schlag nicht zur Seite, sondern gegenüber an den Hut inwendig von unten hinauf über quer geschehen; dann wird der Hut aus der Kanne wegfliegen, und das Geld abwärts fallen, weil es den Schlag nicht empfindet: schlägt man aber von außen seitwärts an; so geht der Hut im Schlage zusammen, und erhebt das Geld, daß es sich zertheilt. Eben dieses Stück machen die Taschenspieler, wenn sie zween Dukaten von den Zähnen in eine offene Kanne werfen, die sie auf der rechten Schulter tragen. Sie machen die zween Dukaten mit dem Speichel naß, damit sie desto besser aufeinander liegen bleiben,

ben, und im Wurfe ſich nicht ſo leicht trennen; den unterſten aber laſſen ſie trocken, und legen den trocknen Theil auf den Schuh über die große Zehe des rechten Fußes, mit der rechten Hand heben ſie den Fuß auf, und erheben die Dukaten in die Höhe, und neigen die Kanne, daß ſie im Stoße hinein fallen. Hiezu aber wird eine Uebung erfodert.

Einen Stab, der auf zweyen verbrechlichen Gläſern liegt, zu zerſchlagen, ohne daß die Gläſer Schaden nehmen, oder umfallen.

Man ſtellt auf zween ſo weit von einander abſtehende Stühle, als der Stab lang iſt, zwey Gläſer, die etwa zur Vorſicht mit Waſſer gefüllt werden, damit ſie feſter ſtehen, und legt auf den Rand der Gläſer einen ohne Aſt, aber dünnen, dürren Stab, (je länger, deſto leichter zu zerbrechen;) damit man durch einen andern Stab einen Schlag führen könne, der zwiſchen den beyden Stühlen bey Zerbrechung des Stabes durchfahren kann; und dann führt man den Schlag alſo, daß man genau den mittlern Theil deſſelben, den man mit einem Striche bezeichnen muß, ohne daß man ihn merke,

treffe:

treffe: so wird der Stab zerbrochen herunter fallen, ohne die Gläser berührt zu haben. Dieß wird demjenigen sogleich als möglich dünken, der in den Gesetzen der Bewegung diesen Satz gelesen: Ein Körper bewegt sich, indem er widersteht, wirklich nach der Gegend, gegen die der Gegenstand gerichtet ist. Aus diesem Satze erhellet, daß der Stab, der dem Stabe widersteht, sich von den Gläsern entfernen müsse, und also nicht in dieselben wirken könne; denn er bewegt sich nach der Gegend, gegen die der Gegenstand gerichtet ist, d. i. gegen die Gegend, wo der Schlag herkömmt. Aus dieser Erklärung läßt sich folgende Aufgabe erklären.

Ein Glas also zu stellen, daß es durch den Schlag nicht getroffen werden könne.

Man stellt ein Gläschen auf einen Tisch, und hängt einen Stab an die Diele senkrecht auf, und frägt, woher der Schlag geschehen werde? Sagt nun der Schlagende, daß er den Schlag gegen die rechte Hand führen wolle; so stellt ihm das Gläschen eben auf die Gegend, nahe an den Stab: wenn er nun den Schlag führt,

so

ſo bleibt das Gläschen ſtehen, indem die Bewegung des Stabes gegen die Gegend geſchehen muß, gegen welche der Widerſtand geſchieht; will man aber das Gläschen wegſchlagen, ſo muß daſſelbe gegen links geſtellt werden, wenn der Schlag gegen die rechte Hand geſchehen wird; und in dieſem Falle wird es aus vorigem Grunde durch den Stab in ſeiner Bewegung können berührt und fortgeſtoſſen werden. Dieſe beyden Aufgaben haben ſchon manchem eine Zauberey zu ſeyn geſchienen.

Drey Papierchen ungleicher Länge, und gleicher Breite in Form einer ablangen Vierung in einander zu wickeln, daß ſie im Aufwickeln ſich von ihrer Stelle bewegt zu haben ſcheinen.

Dieſe Papierchen wollen wir alſo unterſcheiden, daß das längere A, das mittlere B, und das kürzere C ſey: man legt das B auf A, und das C auf B, daß ſie oben alle gleich liegen; dann wickelt man von oben her dieſe drey Papiere zuſammen, daß ſie die Form eines Zilinders bekommen, und das kürzeſte C inwendig liege. Wenn man nun wieder auf-

wickelt;

wickelt; ſo nimmt man das A, und wickelt es auf, bis man an B kömmt, dieß nimmt man das erſte Mal im Aufwickeln nicht mit, ſondern das zweyte Mal; ſo liegt alſo zuletzt das Blättchen C zwiſchen A und B. Wenn man aber die erſten zwey Blättchen A und B mit einander abwickelt, und das dritte Mal überhüpft; kömmt C unter das A und B. Aus eben dieſem Grunde, nur mit verwechſelten Umſtänden, wird folgende Aufgabe aufgelöſet.

Ein Meſſer in ein Wiſchtüchchen zu wickeln, daß das Meſſer, wenn man es aufwickelt, außerhalb des Tüchchens liege.

Man legt ein Wiſchtüchchen zweyfach zuſammen, (das Meſſer kömmt in den Bug zu liegen) darauf wickelt man das Tüchchen um das Meſſer: will man nun aufwickeln, daß das Meſſer außer dem Tüchchen liege, nimmt man erſtlich nur ein Ende, und zwar das unterſte, oder äußerſte deſſelben, und wickelt einmal auf; das anderemal nimmt man erſt das andere Ende dazu, ſo wird das Meſſer von außen her kommen. Aus der Beſtimmung der Aufwicklung kann dieſe Bewegung des Meſſers leicht erkannt werden.

Daß

Daß einer, der nahe bey einer offenen Thüre steht, einen Teller, oder Schuh auf einen Wurf nicht zur Thüre hinaus werfen könne.

Man stellt denjenigen, der den Wurf thun will, drey oder vier Schritte rückwärts gegen die eröffnete Stubenthüre, und läßt denselben den Kopf links auf die Thüre zu wenden, und mit der rechten Hand den Teller nach der Eröffnung werfen. Geht er diese Stücke ein, so geht der Wurf fehl; denn er sieht die Thüre nach dem Winkel der Augen von der linken Seite, und deßwegen erscheint ihm die Thüre nach selben Sehewinkel an einem andern Orte, in Ansehung des Winkels des rechten Auges, mithin wirft er an den Ort hin, wo ihm die Thüre zu stehen scheint, und also erreicht er den wahren Ort der Thüre nicht; wer es aber weis, wird die Eröffnung bald treffen, indem er nicht auf die Thüre zu sehen wird, sondern so viel beym Wurfe zugiebt, als wenn er zwey oder drey Schuhe neben der Thüre zur Rechten hinwerfen sollte, wodurch er leicht den wahren Ort treffen wird.

Das einer ein Ey nicht könne zum Fenſter hinauswerfen.

Man läßt in einer geſchloſſenen Stube nur ein Fenſterthürchen eröffnen, und ſtellt denjenigen, der den Wurf thun will, etliche Schritte davon; wenn er nun nach genauer Richtung gegen das eröffnete Loch wirft, wird er die Fenſter, oder die Wand treffen. Denn indem er mit dem ungleichen Körper des Eyes wirft, ſo geht die Bewegung ſchon nicht in gerader Linie; hiezu kömmt noch, daß der innwendige Dotter ſich wegen ſeiner Schwere niederwärts bewegt; daher das Ey durch zwo Kräfte in ſeiner Bewegung getrieben wird; von welcher Bewegung wir oben angemerkt, daß ſolche in der Diagonal desjenigen Vierecks gehe, welches die beyden Kräfte gleichſam beſchrieben haben. Wenn aber der andere ſagt, er wolle dieß leicht vollführen: ſo wird er die Stubenthüre aufmachen, damit die eindringende Luft, wenn ſie durch den Wurf bewegt wird, das Ey mit dem ſtarken Zuge gegen das Fenſter hinreiße, und die erſt erwähnte andere Bewegung überwinde.

Unter ein Messer, das an einer Diele steckt, einen Pfenning so zu legen, daß das Messer im Fallen denselben berühre.

Man steckt ein Messer über einen Tisch oben in die Diele perpendikulair, so fein es immer möglich ist, damit man es leicht fallen machen könne; wenn es steckt, so macht man das Messer so lange naß, bis ein Tröpfchen auf den Tisch falle; wo das Tröpfchen hingefallen, legt man den Pfenning hin, und schlägt mit einem Hammer an die Diele neben das Messer: so soll es der Theorie nach auf den Pfenning fallen, weil beyde als schwere Körper nach dem Mittelpunkte der Erde zu fallen. Hiezu gehört aber ein wohlgemachtes, gleichgewichtiges Messer, dessen Schale das Messer nicht überwäge.

Weil die Spiele, darinn die Gesetze der Bewegung vorkommen, grossen Herren, und andern zum erlaubten Vergnügen, und Kurzweile dienen; so sollen die Bewegungen in einigen vorfallenden Fällen des Billiards aus den Gesetzen der Bewegung deutlich gemacht werden; wir wollen aber doch nicht läugnen, daß in dergleichen

gleichen Spielen die Uebung und Erfahrung mehr bey der Sache thue, als alle theoretische Anweisung: doch wird man die Uebung aus den nachfolgenden Sätzen verbessern, und gründlich davon urtheilen können.

Wenn eine Kugel die andere stößt, welches auf dem Billiard durch die Massa, oder Queue geschieht; so geschieht die Bewegung nach der Perpendikularlinie, die gleichsam durch die Mittelpunkte beyder Kugeln, und den Punkt des Anrührens gezogen wird. Daher, wenn Fig. 11 die Kugel a perpendikular gegen die Kugel b gestossen wird; so geht b in eben der Richtung nach c. Wenn aber die Kugel a gestossen wird, daß sie b wirkt, in c, oder die b nur schneidend anrührt; so bewegt sich die Kugel b nach c, indem die Anrührung einen schiefen Winkel macht, und also die Kugel b gleichsam durch zwo Kräfte getrieben in der oben angezeigten Diagonal sich bewegt, in welchem Falle ein scharfes Augenmaß erfodert wird, den Winkel zu treffen, in welchem die Berührung geschehen muß. Ferner ist eine Hauptregel in dieser Bewegung, daß der Winkel des Anfallens (incidentiae) der Kugel an die Bande, oder Brett den Winkel des Zurückprellens (re-

flexio-

flexionis) gleich ſey. Wenn die Kugel a die Kugel c nach d treiben ſoll, ſo muß a unter einem ſolchen Winkel nach k juſt c berühren, und nach d treiben können; hierinn muß einem guten theoretiſchen Augenmaße die Uebung forthelfen; keinen geringern Nutzen hat auch folgende Regel: Wenn man mit der Kugel f die Kugel a nach c treiben ſoll; ſo wäre kein anderer Weg übrig, als dieſer, daß die Kugel f durch einen heftigen Stoß ſo erhoben würde, daß die Kugel a ſie alſo im Anrühren treffe, daß ſie in derſelben durch einen ſchneidenden Stoß die Bewegung gleichſam von zween Kräften nach c wirkte; welches nahe bey der Bande für den Sprengenden gefährlich iſt, weil die Kugel, wenn ſie in größerm Winkel, als die Bande Raum hat, geſprengt worden, ſelbſt hinaus fliegen kann. Uebrigens mag man erwähnte Bewegungsgründe auf die Seite, nach der Länge, hinter ſich, und vor ſich bringen, und hiedurch die Kunſt und Uebung vollkommen machen.

Dieſem fügen wir noch eine andere ſehr nützliche Aufgabe; wie man merken könne, ob eine Bewegung eines Körpers, der in der Ferne

ſich befindet, vor ſich gegangen. Denn es iſt bekannt, daß die Körper in der Ferne in unſerm Auge ſehr kleine Bilder uns vorſtellen; derer Bewegung entweder wegen ihrer Kleinigkeit, und dem großen Raume, darinn ſie geſehen werden, entweder gar nicht bemerken, oder gar langſam bewegt zu werden ſcheinen; ſo hat man, dem Auge und Sehen zu Hilfe zu kommen, dieſes Mittel vorgeſchlagen.

Die Bewegung, oder den Marſch der Soldaten von Ferne zu beobachten, ob er geſchehe oder nicht.

Eröffnet einen gemeinen Zirkel, haltet ihn vor das Geſicht, und ſchaut mit einem Auge von dem Kopfe des Zirkels hinaus, alſo, daß die eine Spitze des Zirkels die Armee, die andere einen Wald, Dorf, oder etwas anders treffe. Nach weniger Zeit ſehet mit unverrücktem Zirkel wieder dahin; ſo werdet ihr gewahr werden, ob der Marſch vor ſich gegangen, oder nicht; denn die Oerter, wo ihr die Armee oder Körper geſehen, werdet ihr nicht mehr über der Linie des Zirkelkopfes wahrnehmen, ſondern merken, daß er ſich bewegt habe,

be, entweder vor ſich näher, oder hinter ſich weiter, in Anſehung der Spitzen des Zirkels.

Bewegung der vierfüßigen Thiere.

Die Bewegung der vierfüßigen Thiere hat mit der Bewegung der Menſchen das meiſte übereinſtimmend, nur daß derſelben vier Füſſe, wenn ſie ſtille ſtehen, ein ablanges Viereck einſchließen, zwiſchen welcher Grundfläche die Richtungslinie, und der Schwerepunkt hin und her ſich bewegt. Denn wenn ſie fortſchreiten wollen, müſſen ſie ebenfalls ihren Leib auf die andere Seite etwas beugen, damit ihr Schwerepunkt von dreyen Füſſen getragen werde. Indem nun dieß geſchieht; ſo ſetzen ſie den dieſem bewegten Fuße über die Diagonal entgegen geſetzten Fuß vor, daß ſie um ſo ſicherer vor dem Falle ſind; und hieraus wird man leicht einſehen können, warum vierfüßige Thiere die Füſſe allzeit im Gehen über die Quere oder über die Diagonal aufheben, damit nämlich der Schwerepunkt immer zwiſchen ihrer Grundfläche erhalten werde. Wenn aber die Thiere laufen, ſo berühren ſie die Erde immer nur mit zweenen, und in dieſem Falle iſt der

Sturz, wenn sie an etwas anstossen, augenblicklich zu erwarten. Wer dieser Bewegung der vierfüßigen Thiere etwas nachdenken will, wird ohne Mühe die Regeln der Reitkunst herleiten können.

Verschiedene Belustigungen mit den Karten.

Es haben viele Liebhaber dieses Werkes bezeuget, daß sie es mit Vergnügen sehen würden, wenn sie hier auch die leichtesten, und angenehmsten Belustigungen, die man mit den Karten machen kann, wenn sie gleich schon bekannt wären, finden könnten: daher habe ich nicht ermangeln wollen, ihrem Wunsche ein Genügen zu thun, und dieselben diesem Theile als einen Anhang beygefüget, weil sie sich wegen der Aehnlichkeit am besten hieher schicken. Ich habe auch einige neue erdacht, um eine mehrere Abwechslung zu verschaffen, und noch einen Unterricht voraus geschickt, der sehr nöthig ist, wenn man sie auf eine geschickte Art machen will, worauf sich das Belustigende und Angenehme derselben vorzüglich gründet.

Zuwei-

Anweiſung.

Ehe man ſich unterſteht, dergleichen Beluſtigungen zu machen, muß man zuvor die Geſchicklichkeit haben, daß man wiſſe, eine gewiſſe Anzahl von Karten, die unten liegen, oben auf das Spiel zu bringen, welches man auf folgende Weiſe bewerkſtelligen muß.

Man muß das Kartenſpiel in die rechte Hand legen, ſo, daß der Daume auf einer Seite des Spieles iſt, der zweyte, dritte und vierte Finger hingegen das Spiel auf der andern Seite bedecken, und der kleine Finger gebogen ſey an dem Orte, wo man das Abheben vornehmen will, wobey aber die linke Hand das Spiel bedecken muß, ſo, daß der Daume bey C, der zweyte Finger bey A, und die übrigen Finger bey B ſtehen müſſen. (S. 1. Tab. 3. fig. 3.) Wenn beyde Hände, und die beyden Theile des Spieles nach dieſer Anweiſung gelegt worden: ſo zieht man mit dem kleinen Finger, und mit den andern Fingern der rechten Hand den obern Theil des Spieles, und bringt mit der linken Hand den untern Theil oben auf das Spiel.

Es iſt ſehr nöthig, daß man ſich, ehe man eine von dieſen Beluſtigungen zu machen wagt, wohl zuvor übe, dieſen Handgriff auf eine geſchickte und geſchwinde Art machen zu können, damit ihn niemand merken, und gewahr werden könne. Man muß auch zuſehen, daß die Karten dabey kein Geräuſch machen, und daß ſolches ohne groſſe Bewegung geſchehe, welches man durch die Uebung erhalten kann.

Es giebt noch eine andere Art, das Spiel zuzuberriten, welche darinn beſteht, daß man eine oder mehrere längere Karten hinein leget. Dieſe dienen zu ſehr vielen Beluſtigungen, die weniger Kunſtgriffe und Geſchicklichkeit erfodern.

Die Karte anzuzeigen, die eine Perſon aus dem Spiele gezogen hat.

Man läßt eine Perſon auf eine unvermerkte Weiſe die lange Karte ziehen, die man in das Spiel geſteckt hat, und die man kennet: man giebt derſelben hierauf das Spiel zum Miſchen hin, und läßt ſie beſtimmen, ob man ihr die Karte nennen, oder abheben ſoll, und nach

ihrer

ihrer Antwort, welche sie geben will, handelt man auch. Man kann ihr auch vorschlagen, daß sie das Kartenspiel in ihren Sack stecken soll; woraus man mit leichter Mühe die erwählte oder gezogene Karte nehmen kann, weil man solche sehr bald aus dem Gefühle erkennen kann, indem sie die einzige ist, die länger ist, und über das Spiel hinausgeht.

Die sich verwandelnde Karte.

Man läßt auf eine geschickte Art eine Person die lange Karte ziehen, und wenn sie dieselbe angesehen hat, solche wieder in das Spiel stecken; hierauf nimmt man das Spiel wieder zurücke, und läßt die zweyte Person eben diese Karte *) ziehen, und wenn man will, auch die dritte und vierte Person. Dann zieht man selbst aus verschiedenen Orten des Spieles eben so viele Karten, als man Personen hat ausziehen lassen, mit dieser Vorsicht, daß unter denselben sich eben diese lange Karte befinde, die eine jede Person besonders herausgezogen hat.

*) Man muß dabey diese Vorsicht gebrauchen, daß die zwo Personen, welche man diese Karte ziehen läßt, nicht nahe beysammen stehen.

hat. Man zeigt hierauf alle diese Karten, und frägt überhaupt, ob ein jeder seine Karten dabey sehe: diejenigen, die sie gezogen haben, antworten dann mit Ja, weil sie alle diese lange Karte sehen, man steckt sie nach diesem wieder in das Spiel hinein, hebt bey der langen Karte ab, und zeigt einer von diesen Personen die unterste Karte im Spiele, und frägt sie, ob dieses ihre Karte ist, worauf sie mit Ja antwortet: man schlägt mit den Fingern darauf, und zeigt sie einer andern Person, die eben so sagt, und so allen übrigen Personen, welche glauben, daß diese Karte sich nach dem Belieben desjenigen, der diese Belustigung macht, verwandle, und sich nicht einfallen lassen, daß sie alle einerley Karte gezogen haben.

Wenn die erste Person diese lange Karte, die man ihr anbiethet, nicht nehmen sollte; so muß man alle verschiedene Karten ziehen lassen, und wenn man das Spiel selbst abgehoben hat, solche unter die lange Karte legen lassen, und sich stellen, als ob man sie allezeit mischte. Hierauf läßt man abheben, oder hebt selbst ab bey der langen Karte, und giebt einem jeden die Karte wieder, die er gezogen hat, doch so, daß man die erste dem letzten, und so fort bis zu dem ersten austheilt.

Eine

Eine andere Art, wie man dieſe Beluſtigung ohne die lange Karte machen könne.

Wenn man die erſte Perſon eine Karte nach Belieben hat ziehen, und wieder in die Mitte des Spieles hinein ſtecken laſſen: ſo muß man das Abheben in der Hand nach obiger Anweiſung heimlich verrichten, damit man dieſe Karte oben auf dem Spiele finde, welches man miſchet, ohne dieſe Karte aus den Augen zu verlieren. Hierauf läßt man ſie eine andere Perſon ziehen, und wenn ſie wieder in die Mitte des Spieles geſteckt worden, hebt man das zweyte Mal heimlich in der Hand ab, und fährt damit fort, indem man andere Karten ziehen läßt, und thut damit, wie es in der acht und achtzigſten Beluſtigung weitläufiger angezeigt werden wird.

Mit verbundenen Augen eine oder mehrere Karten, die aus dem Spiele gezogen worden, mit der Spitze des Degens zu finden.

Man läßt eine Karte ziehen, die man unter die lange Karte ſteckt, und welche man bey dem Miſchen

Miſchen unvermerkt oben auf das Spiel zu bringen ſuchet. Hierauf legt oder wirft man das Spiel auf den Boden, und bemerkt den Ort, wo ſich dieſe Karte befindet, und läßt ſich die Augen mit einem Schnupftuche verbinden, doch daß man unter demſelben durchſehen könne *). Wenn dieß geſchehen, zerſtreuet man die Karten mit dem Degen, ohne dieſe aus den Augen zu verlieren, die gezogen worden, und nachdem man ſich angeſtellt hat, als ob man ſie ernſtlich ſuchte, und ſie bey Seite geleget hat, ſticht man ſolche mit der Spitze des Degens durch, und überreicht ſie derjenigen Perſon, die ſie gezogen hat. Man kann auf eben dieſe Weiſe zwo oder drey Karten ziehen laſſen, und ſie alle unter das abgehobene Spiel ſtecken laſſen, worauf man ſie auf eben dieſe Weiſe mit der Spitze des Degens finden wird.

Die

*) Da man unter dem Schnupftuche auf den Boden ſehen kann; ſo iſt es auch leicht, wenn man gleich die Augen verbunden hat, die Karte zu bemerken, die oben auf dem Spiele liegt.

Die gezwungener Weiſe gedachte Karte.

Man zeigt und leget einer Perſon auf dem Tiſche ein Kartenſpiel vor die Augen, doch ſo, daß eine gemalte Karte, z. B. der König, die Dame, oder der Knecht, mehr in die Augen falle, als alle die übrigen: man ſagt ihr, daß ſie ſich eine Karte in dem Spiele denken ſoll, und giebt wohl Acht, ob ſie einen Blick auf dieſe Karte werfe, worauf man das Spiel wieder aufnimmt, und diejenige Karte nennet, welche ſie gedacht hat.

Anmerkung. Wenn man bemerkte, daß die Perſon nicht auf dieſe Karte hinblickte, oder daß ſie das Spiel beſſer ausbreitete, um eine andere Karte nach Willkühr zu denken; ſo müßte man zu ihr ſagen, daß ſie ſolche aus dem Spiele ziehen ſollte, und vermittelſt der langen Karte, unter welche ſie dieſelbe ſtecken müßte, eine andere Beluſtigung machen. Man kann auch das Spiel vorzeigen, wenn man es dergeſtalt hält, daß man nur eine einzige Karte ſehen läßt. Uebrigens kann man bey dieſer Beluſtigung gar leicht ſeine Abſicht verfehlen, und man muß ſie daher nur mit ſolchen Perſonen machen, die dergleichen Kunſtgriffe nicht wiſſen.

Unter vier Karten, die willkührlich aus dem Spiele genommen worden, eine denken zu lassen, und sie zu errathen.

Lasset eine Person aus dem Spiele vier selbst beliebige Karten nehmen, und sie eine von denselben denken: dann leget, doch daß man es nicht merke, zwo davon oben auf das Spiel, und die zwo andern unten hin. Unter die zwo unten liegenden Karten bringet noch vier andere Karten, welche ihr wollet, leget dann den untersten Theil des Spieles auf den Tisch, zeiget acht oder zehn Karten, und fraget die Person, ob die Karte, welche sie gedacht hat, sich unter denselben befinde. Antwortet sie nein, so seyd ihr versichert, daß sie unter den beyden ist, welche oben auf dem Spiele liegen, welche ihr dann unten hin bringet; zeiget hernach der Person die unterste Karte des Spieles, indem ihr fraget: Ist das nicht eure Karte? Wenn sie wieder mit Nein antwortet; so schiebet sie mit dem dritten Finger fort, den ihr zuvor naß gemacht habt, und lasset sie ihre Karte unten wegnehmen.

Wenn die Person aber sagen sollte, daß sie unter der ersten Karte sich befinde, die ihr auf

dem

dem Tiſche ausgeleget, und ihr gleich anfangs gezeiget habet; ſo müſſet ihr die vier Karten, welche noch unter dieſelben gelegt worden, unvermerkt hinweg nehmen, und wenn ſie dann die beyden Karten, von welchen eine die gedachte iſt, unten befinden, ſolche auf die erſt angezeigte Weiſe herausziehen laſſen.

Die der Zahl nach gedachte Karte.

Leget die lange Karte in ein Piquetſpiel, daß ſie die ſechzehnte iſt, breitet hierauf zehn bis zwölf Karten von denen, die darüber liegen, auf dem Tiſche aus, und laſſet eine Perſon eine von dieſen Karten denken, und behalten, die wievielſte ſolche ſey. Leget dieſe Karte wieder oben auf das Spiel, helet in der Hand unvermerkt bey der langen Karte ab, welche dann die unterſte wird: fraget hierauf dieſe Perſon, die wievielſte ihre Karte iſt, die ſie gedacht hat, zählet heimlich nach dieſer Zahl fort, bis auf ſechzehn, werfet eine Karte nach der andern auf den Tiſch, indem ihr ſolche von unten wegnehmet, und haltet bey dieſer Zahl ſtille, weil die ſiebenzehnte die gedachte Karte iſt. Fraget hierauf die Perſon, ob ſie ihre Karte ſchon

geſe-

gesehen habe, so wird sie nein sagen, worauf ihr sie abermal fragen sollet, bey welcher Zahl sie sich finden soll, und indem ihr mit dem Finger so fort schiebet, ziehet ihr die folgende heraus, bis ihr zu der verlangten Zahl kommet.

Die unter der Hand sich verwandelnde Karte.

Ihr müsset in eurem Spiele eine Karte haben, die doppelt darinn ist, z. B. einen König von Pique, welche ihr unter das Spiel leget. Unter diesen König bringet eine andere selbstbeliebige Karte, z. B. die Sieben von Herz, und oben auf das Spiel leget euern andern König von Pique: mischet hierauf das Spiel, ohne diese drey Karten zu vermengen, und indem ihr die unterste Karte des Spieles zeiget, lasset ihr eine Person die Sieben von Herz sehen. Diese ziehet zurücke mit dem Finger, den ihr vorher naß gemacht habt, stellet euch, als ob ihr diese Sieben von Herz wegnehmen wolltet, nehmet aber dagegen den König von Pique, leget ihn auf den Tisch, und lasset diese Person die vermeynten Sieben von Herz mit der

Hand

Hand bedecken: miſchet dann das Spiel noch einmal, ohne die erſte und letzte Karte zu vermengen, wenn ihr nach dieſem den zweyten König von Pique unvermerkt unter das Spiel gebracht habt; ſo zeigt dieſe Karte einer andern Perſon, und fragt ſie, was es für eine Karte ſey. Ziehet ſolche zurücke mit dem Finger, und nehmet dagegen die Sieben von Herz heraus, welche ihr die Perſon mit der Hand bedecken laſſet. Befehlet hierauf dem Sieben von Herz, (welcher, wie man glaubt, unter der Hand der erſten Perſon liegt) unter die Hand der zweyten Perſon zu kommen, und gegenſeitig dem Könige von Pique (welcher unter der Hand der zweyten Perſon zu liegen ſcheint) unter die Hand der erſten Perſon zu kommen, laſſet ſie die Hände wegthun, und ſehen, daß die Verwandlung geſchehen ſey.

Anmerkung. Die zwo gleichen Karten, und die Vorſicht, welche man dabey beobachtet, daß man die zweyte Perſon den König von Pique ſehen läßt, machen, daß dieſe Beluſtigung ſehr außerordentlich ſcheint.

Wenn

Wenn man aus einem Spiele, aus welchem man eine Karte hat ziehen lassen, drey Häufchen gemacht hat, daß man solche in demjenigen Häufchen finde, welches man dazu bestimmen will.

Man muß eine Person die lange Karte ziehen, und sie wieder in das Spiel hineinstecken lassen, heimlich in der Hand abheben, und solche hiedurch oben auf das Spiel bringen. Dann macht man drey Häufchen mit dieser Vorsicht, daß man dasjenige, in welchem die gezogene Karte ist, in die Mitte setzt, weil man es gemeiniglich in diesem verlanget. Hierauf frägt man, in welchem von diesen drey Häufchen sich die gezogene Karte befinden soll? Antwortet man nun, in dem mittelsten; so zeiget man sie alsobald, indem man sie umwendet; antwortet man aber, in einem von den beyden andern Häufchen: so muß man das Spiel in die Hand nehmen, und das Häufchen, in welchem die Karte zu sehen verlangt worden, auf die andere legen, mit der Vorsicht, daß man den kleinen Finger zwischen dieses und das mittelste Häufchen (über welchem die verlangte Karte ist) lege, damit man an

dieſem Orte heimlich in der Hand abzheben könne. Dann frägt man von neuem, die wievielſte Karte es ſeyn ſoll in dem benannten Häufchen, und wenn man antwortet, die ſechſte; ſo zählet man, und nimmt fünf Karten oben auf dem Spiele hinweg, hebt alſobald heimlich in der der Hand an, und zeigt die gezogene Karte, welche dann die ſechſte iſt.

Einige Perſonen Karten ziehen, und ſolche wieder in das Spiel hineinſtecken zu laſſen, und doch dieſe gezogenen Karten wieder zu finden.

Man muß ein Kartenſpiel haben, welches zubereitet iſt, das iſt, es muß daſſelbe auf der Seite A um eine Linie ſchmäler zugeſchnitten ſeyn, als auf der andern Seite B. Laſſet hierauf die erſte Perſon eine Karte aus dieſem Spiele ziehen, und bemerket ſorgfältig, ob ſie dieſelbe nicht in der Hand umwende. Wenn ſie ſolche wieder hineinſteckt, wie ſie dieſelbe gezogen hat; ſo müſſet ihr das Spiel umwenden, damit die gezogene Karte verkehrt hineingeſteckt werde. Wender die Perſon aber die Karte um; ſo ſollet ihr das Spiel nicht

umwenden. Iſt alſo die Karte wieder hinein geſteckt worden; ſo laſſet das Spiel miſchen; nach dieſem könnet ihr eine zweyte, und auch wohl eine dritte mit eben dieſer Vorſicht ziehen laſſen. Hierauf nehmet das Spiel auf der breitern Seite zwiſchen die zween Finger der linken Hand, und ziehet mit den Fingern der rechten nach und nach die Karten heraus, welche von den drey verſchiedenen Perſonen gezogen worden ſind.

Anmerkung. Dieſe Beluſtigung muß aber nicht vor ſolchen gemacht werden, die dergleichen Kunſtgriffe verſtehen, man muß ſie auch nicht wiederholen, weil man es ſonſt leicht gewahr werden könnte, das alles hiebey auf dem Umwenden des Spieles beruhe.

Eine Karte durch das Gefühl, oder durch den Geruch zu erkennen.

Man läßt die lange, oder eine andere Karte ziehen, die man kennet, läßt ſolche aber die Perſon in der Hand behalten, und ſtellt ſich, als ob man ſie mit dem Zeigefinger befühlen wollte, indem man ſie auf der bemal-

ten

ten Seite ſanft reibet, und nennt dann dieſelbe.

Wenn man die lange Karte hat ziehen laſſen; ſo kann man dieſer Perſon hernach das Kartenſpiel hingeben, und ihr die Freyheit laſſen, ſolche wieder hinein zu ſtecken, oder nicht. Weil man nun ſolches leicht gewahr wird, wenn man das Spiel wieder zurücke nimunt; ſo riecht man an alle Karten, oder auch nur an dem ganzen Spiele, und ſagt dann, ohne ſie zu nennen, ob ſie in dem Spiele iſt, oder nicht.

Zu machen, daß man eine Karte in einem Ey finde.

Spaltet eine Karte, die aber mit eurer langen Karte einerley ſeyn muß, und rollet ſolche ſehr feſt zuſammen; ſtecket ſie in ein Ey, in welches ihr eine Oeffnung machen müſſet, die ſo klein, als möglich, iſt, und verſtopfet ſolche wieder ſauber mit ein wenig weißen Wachſe.

Belustigung.

Lasset die lange Karte, die mit der Karte im Ey einerley ist, aus dem Spiele ziehen, und nieder in dasselbe stecken, gebet hierauf das Ey her zum Zerbrechen: so wird man in demselben die herausgezogene Karte finden. Unter dieser Zeit bringet die Karte heimlich auf die Seite, damit ihr hernach zeigen könnet, daß sie nicht mehr in dem Spiele ist.

Anmerkung. Man kann diese Belustigung noch angenehmer machen, wenn man eben diese Karte in mehrere Eyer stecket, unter welchen man hernach wählen kann.

Man muß sich auch mit einer Person versehen *), der man vorher angezeigt hat, in welches Ey man die Karte gesteckt habe, und die es dann unter denen aussuchet, die man ihr anbietet. In diesem Falle kann man hernach die andern Eyer zerbrechen, um zu zeigen, daß in denselben keine Karte verborgen ist.

Die

*) Die meisten von denen, die dergleichen Kunststücke öffentlich machen, haben Personen, mit welchen sie verstanden sind.

Die Karte in der Taſche.

Man kann dieſe Beluſtigung nicht machen wenn man nicht mit einer andern Perſon verſtanden iſt, der man zum voraus die Karte angezeigt hat, die man aus dem Spiele herausgenommen, und welche derjenige, der die Beluſtigung macht, in ſeine Taſche geſteckt hat. Man giebt das Spiel dieſer Perſon hin, (aus welchem man z. B. die Dame von Herz herausgenommen hat) und ſagt ihr, daß ſie eine Karte denken und anſehen, dann aber das Spiel wieder auf den Tiſch legen ſoll. Hierauf fragt man ſie, was ſie für eine Karte in dem Spiele angeſehen habe, wornach ſie, der Abrede gemäß, ſagt, daß es die Dame von Herz ſey. Man beſiehlt ihr, ſolche wohl anzuſehen, daß ſie ſich nicht betrüge, und ſolche gewiß in dem Spiele ſey, worauf ſie verſichert, daß es dem alſo ſey. Derjenige, welcher dieſe Beluſtigung macht, ſagt hierauf zu ihr: **Sie iſt nicht mehr darinn, ſehet, ſie iſt in meiner Taſche; ſehet nach, ob ſie im Spiele ſey.** Die Perſon ſieht das Spiel an, und zeiget, daß ſie wirklich nicht mehr darinn iſt.

Anmerkung. Dieſe Beluſtigung ſcheint denen ſehr auſſerordentlich zu ſeyn, welche nicht wiſſen, daß ſie durch ein geheimes Verſtändniß geſchieht.

Ein Karte zu errathen, die eine Perſon in dem Spiele nur allein berühret hat.

Dieſe Beluſtigung wird vermittelſt eines geheimen Verſtändnißes mit einer andern Perſon, wie die vorhergehende, gemacht.

Man verabredet mit dieſer Perſon, die ſich derjenigen zur Seite ſtellen muß, welche man die Karte berühren läßt, daß ſie diejenige Karte, welche ſie hat berühren ſehen, durch ein gewiſſes Zeichen anzeigen ſoll *), z. B. daß, wenn ſie den erſten Knopf an ihrem Kleide anrühret, dieſes das As bedeute, wenn ſie den zweyten berührt, ſolches den König anzeige ꝛc. ꝛc., wenn ſie das Schnupftuch in die Hand nimmt, ſolches bedeute, daß die berühr-

*) Man muß das Kartenſpiel einer Perſon übergeben, die nahe bey derjenigen iſt, mit welcher man ſich verabredet hat.

rührte Karte in Careau, wenn sie aber Tabak nimmt, in Treffe ist ꝛc. ꝛc. Wenn diese Verabredung zum voraus geschehen ist; so giebt man das Spiel hin, und läßt eine Person dasselbe aufschlagen, eine Karte berühren, und das Spiel zurückgeben. Man giebt hierauf auf das Zeichen Acht, und nennt der Person die Karte, die sie berühret hat, welches ihr gewiß sehr außerordentlich scheinen wird.

Einige Karten zu errathen, welche zwo Personen aus einem Spiele heraus genommen haben.

Zubereitung.

Man ordnet die Karten in zween Theile, die man durch eine lange Karte von einander absondert. Der erste Theil enthält die Quinte vom Könige in Treffe und die Quinte von Pique, die vier Achter, die Zehn von Careau und von Herz.

Der

Der andere Theil enthält die zwey gevierte Major in Careau und Herz, die vier Sieben, und die vier Neune *).

Belustigung.

Man mischt das Spiel, und hat wohl Acht, daß man nur die Karten des ersten Theiles mischet, von welchem die letzte die lange Karte ist: worauf man bey dieser Karte abhebt, und zwey Häufchen macht. Das erste Häufchen giebt man einer Person hin, und sagt ihr, daß sie zwo oder drey Karten davon nehmen soll, und legt dieß Häufchen nieder auf den Tisch. Eben so bietet man das zweyte Häufchen einer andern Person an, und steckt unvermerkt die aus dem ersten Häufchen gezogenen Karten in das zweyte, und die aus dem zweyten gezogenen in das erste: worauf man die Karten, aber nur diejenigen von dem obern Häufchen, mischet, und indem man das Spiel ansieht, die Karten nennet, die diese beyden verschiedenen Personen gezogen haben. Es ist dieß sehr leicht, wenn man nachsieht, welche Karten in jedem Häufchen verwechselt worden sind.

Das

*) Man kann sie auf alle nur erdenkliche andere Weise in Ordnung legen.

Das As von Pique in die Drey von Herz, und in das As von Herz zu verwandeln.

Man richtet sich eine Karte zu, und auf die Stelle des Herzens in der Mitte klebet man mit ein wenig Seife ein Piquenaug A. Man legt den Finger auf die Seite B, bedeckt damit das Aug des Herzens, und zeigt das As von Pique. Hierauf legt man die Karte nieder, zieht mit mit dem Finger das Aug von Pique hinweg, bedeckt mit dem Finger den Platz C, und läßt die Drey von Herz sehen. Legt die Karte von neuem nieder, bedeckt mit dem Finger die Stelle B, und läßt das As von Herz sehen.

Man kann eben dieß mit der Fünfe von Herz machen.

Anmerkung. Man muß sich hiebey keiner solchen Karten bedienen, auf welchen man diese Augen ausgelöscher hat, weil die Karte an diesen Plätzen ihren Glanz verliert; es ist daher weit besser, wenn man sich dergleichen Karten besonders von den Kartenmachern machen.

chen läßt, weil man sonst diesen Kunstgriff leicht entdecken kann.

Die Drey von Pique in das As von Pique und in das As von Herz zu verwandeln.

Zubereitung.

Man muß sich ein As von Herz zurichten, indem man mit Seife drey Augen von Pique darauf klebet, die man so dünne, als es möglich ist, ausschneidet, indem man sich hiezu einer getheilten oder gespaltenen Karte bedient, und daraus einen Dreyer von Pique machet. (S. Tab. Fig.)

Belustigung.

Wenn diese Zubereitung geschehen ist, zeigt man diese Karte der Gesellschft: dann nimmt man dieselbe wieder zurück, und wischt mit dem Finger das Piquenaug D hinweg, bedeckt mit dem Finger das Aug A (S. Fig.) und zeigt alsbald das As von Pique. Hierauf legt man den Finger auf A, (S. Fig.)

und

und ſagt: **Sehet, die Drey von Pique ſind wieder gekommen**; man wiſcht mit dem Finger das andere Aug von Pique hinweg, und zeigt, daß das As von Pique wieder gekommen (S. Fig.). Endlich wiſcht man das Aug von Pique weg, welches das As von Herz bedecket, und verwandelt es alſo in das As von Herz (S. Fig.) worauf man dieſe Karte auf den Tiſch legt, damit man ſie unterſuchen könne.

Anmerkung. Man muß alle dieſe Veränderungen ſehr geſchickt, und behende zu machen wiſſen, wenn dergleichen Beluſtigungen angenehm werden ſollen, und man muß ſie lieber gar nicht machen, als daß man andern merken läßt, was für Mittel man ſich bediene, zu ſeinem Endzwecke zu gelangen.

Die fünfzehn tauſend Thaler.

Zubereitung.

Man muß hiezu zwo dergleichen Karten haben, wie ſie Tab. Fig. vorgeſtellt ſind, nebſt einem gemeinen Fünfer, und einem As von Careau.

Belustigung.

Leget euern Fünfer von Careau und eure beyden besonders zubereiteten Karten, so wie es die Figur 11 anzeigt, und lasset sie sehen, indem ihr sie in der Hand haltet: leget hierauf das As auf den Tisch, und saget: „Hier „ist ein Hausvater, der drey Kinder hat, „und ihnen nach seinem Tode ein Vermögen „von fünfzehn tausend Thalern hinterläßt". (Welches diese drey Fünfer anzeigen) „Die „zwey jüngern Kinder entschließen sich, ih„rem ältern Bruder die 5000 Thaler zu über„lassen, die ihnen zugehören, daß er damit „etwas gewinnen könnte". Unter währender Erzählung dieser Geschichte legt den Fünfer auf den Tisch, und das As an die Stelle des Fünfers, lenket die zwo Karten so, daß sie so stehen, wie die Fig. anzeigt, und fahret fort, folgendermassen zu erzählen: „Der ält„ere, statt dieß Geld nützlich anzuwenden, „hat beynahe alles mit Spielen durchge„bracht, so, daß ihm nicht mehr, als 3000 „Thaler, übrig geblieben, welches diese drey „As bedeuten". Leget hierauf das As wieder auf den Tisch, und nehmet dagegen den Fünfer, fahret in der Erzählung weiter fort,

und

und ſaget, daß „dieſer ältere Bruder voll Ver„druß über den Verluſt dieſes Geldes mit „dieſen 3000 Thalern nach Indien gereiſet, „daſelbſt etwas Beträchtliches gewonnen habe, „und ſeinen Brüdern die 15000 Thaler wie„der zuſtelle". Zeiget dann die drey Karten ſo, wie ſie in der Figur 10 vorgeſtellt ſind. Dieſe Beluſtigung muß aber behende und ſehr geſchickt gemacht werden, damit ſie deſto angenehmer werde; man muß ſie auch nicht wiederholen, und alſobald ſeine Karten in die Taſche ſtecken. Weil man aber verlangen möchte, ſie zu ſehen, ſo iſt es gut, wenn man vier andere bey der Hand hat, die nicht ſo zugerichtet ſind: nämlich drey Fünfer und ein As von Carcau.

Anmerkung. Man kann eine andere dergleichen Beluſtigung mit Fünfern und mit Dreyern machen.

Die Augen der Karten, die unter drey Häufchen ſind, die man hat machen laſſen, zu errathen.

Laſſet eine Perſon aus einem Piquetſpiele drey Karten nach eigenem Belieben ausſuchen, und

und erinnert ſie zuvor, daß das As eilf Augen, die Figuren zehn, und die andern Karten ſo viel gelten, als ſie Augen haben. Wenn ſie nun dieſe drey Karten erwählet hat; ſo ſaget ihr, daß ſie ſolche auf den Tiſch legen, und auf jedes Häufchen ſo viel Karten legen ſoll, als noch Augen fehlen, bis zu fünfzehn: das iſt, ſie ſoll nach dem Beyſpiele noch acht Karten auf den Siebener, vier Karten auf das As, und fünf auf den Zehner legen. Laſſet euch die noch übrigen Karten zurückgeben, und zählet unter einem andern Scheine, wie viele Karten noch übrig ſind. Addiret ſechzehn zu dieſer Zahl; ſo werdet ihr die Zahl der Augen von den drey unterſten Karten erhalten, wie man aus dieſem Beyſpiele erſieht, wo noch zwölf Karten übrig bleiben; wenn zu dieſen noch ſechzehn addirt werden; ſo erhält man für die ganze Summe acht und zwanzig, welches die Anzahl der Augen auf dieſen drey Karten iſt.

Die zwey verwandelten As.

Nehmet zwey As, eines von Pique, und das andere von Herz: klebet auf das As von Pique ein Aug von Herz, und auf das As von

Herz

Herz ein Aug von Pique mit ein wenig Seife, damit man es leicht hinwegwiſchen könne.

Beluſtigung.

Laſſet dieſe beyden As ſehen, nehmet das As von Pique, und ſaget einer Perſon aus der Geſellſchaft, daß ſie den Fuß darauf ſetzen ſoll, wiſchet aber, indem ihr es auf den Boden legt, das Aug von Pique hinweg: leget auf gleiche Weiſe das As von Herz unter den Fuß einer andern Perſon, und wiſchet das Aug von Herz ab. Verſprechet hierauf, daß ihr machen wollet, daß das As von Pique an die Stelle des As von Herz, und das As von Herz an die Stelle des As von Pique komme. Laſſet dann die Karten unter dem Fuße hervorziehen; ſo wird es das Anſehen haben, als ob die Karten wären verwandelt worden.

Durch das Schnupftuch in dem Kartenſpiele eine Karte zu finden, die eine Perſon gezogen hat.

Laſſet aus einem Spiele eine Karte ziehen, welche man will, und ſaget zu der Perſon, welche

welche dieſelbe gezogen hat, daß ſie ſolche wieder in die Mitte des Spieles hineinſtecken ſoll: hebet an dieſem Orte heimlich in der Hand ab; ſo wird dieſe Karte nothwendig die oberſte in dem Spiele ſeyn müſſen. Leget hierauf das Spiel auf den Tiſch, bedecket ſelbes mit einem etwas feinen Schnupftuche, und durch dasſelbe ergreifet dieſe erſte Karte unter dem Scheine, als ob ihr ſolche in dem ganzen Spiele ausſuchen müßtet.

Anmerkung. Man kann dieſe Beluſtigung auch machen, wenn man das Spiel eine Perſon in den Sack ſtecken läßt: man kann auch mehrere Karten ziehen laſſen *), und ſie auf eben dieſe Weiſe durch ein Schnupftuch, oder in der Taſche finden.

Zu

*) Wenn man mehrere Karten ziehen läßt, ſo muß man nicht eher in der Hand abheben, als bis man eine auf die andere mitten in das Spiel hat ſtecken laſſen.

In einem Perspektive verschiedene Karten, welche von einigen Personen gezogen worden sind, sehen zu lassen.

Zubereitung.

Lasset euch ein Perspektiv von Elfenbein, das sehr dünne ist, machen, damit das Tageslicht in dasselbe hineinfallen könne: es muß dasselbe ohngefähr dritthalb Zoll hoch seyn. Setzet ein Ocularglas demselben vor, dessen Brennpunkt von zween und einem Viertelzolle ist, damit eine Karte, die sieben bis acht Linien lang ist, so groß als eine gewöhnliche Karte zu seyn scheine. Auf den Boden dieses Perspektivs, der mit einem kleinen schwarzen Pappendeckel bedecket seyn muß, leget eine kleine Karte, die auf beyden Seiten gemalt ist, diese muß mit zweenen kleinen Seidenfäden auf der Seite desselben fest gemacht werden, die an dem einen Ende in der Karte und an dem andern Ende in dem Ringe von Pappendeckel, der auf dem Boden des Perspektivs ist, versteckt sind. Kurz, diese kleine Karte muß so zugerichtet seyn, daß, wenn man das Perspektiv auf die eine oder die andere Seite neiget, man solche nach Belieben umwenden könne.

Belustigung.

Man läßt zwo Personen zwo verschiedene Karten ziehen, die mit denen einerley seyn müssen, welche in dem Perspektive sind, und zeiget hierauf einer jeden in eben diesem Perspektive die Karte, welche sie gezogen hat.

Anmerkung. Damit man diese zwo Karten nach seinem Verlangn könne ziehen lassen, legt man solche zuvor oben auf das Spiel: hebt dann heimlich in der Hand ab, damit sie in die Mitte des Spieles zu stehen kommen, und bietet dasselbe an diesem Orte auf eine geschickte und ungezwungene Weise an. Wenn man gut mit diesem heimlichen Abheben in der Hand umzugehen weis; so ist diese Art besser, als mit den langen Karten, welche machen, daß man öfters das Spiel verändern muß, weil man sonst merken würde, daß man beynahe immer einerley Karten ziehen läßt, wodurch bald das Wunderbare davon wegfallen müßte.

Die Karten zu verwandeln, welche einige Perſonen aus dem Spiele gezogen haben.

Leget oben auf euer Kartenſpiel eine Karte, welche ihr wollet, z. B. eine Dame von Treffe, hebet heimlich in der Hand ab, bringet ſie auf dieſe Weiſe in die Mitte des Spieles, und laſſet ſie eine Perſon ziehen: hebet hierauf ab, und laſſet dieſe Dame von Treffe wieder mitten in das Spiel hinein ſtecken; hebet noch einmal heimlich in der Hand ab, um ſie wieder oben auf das Spiel zu bringen, und miſchet die Karten, ohne dieſe Karte oben auf dem Spiele von ihrer Stelle zu bringen. Hebet wieder heimlich in der Hand ab, um ſie das zweytemal in die Mitte des Spieles zu verſetzen, und laſſet eben dieſe Dame von Treffe eine andere Perſon herausziehen, doch mit dieſer Vorſicht, daß dieſelbe nicht nahe bey der erſten Perſon ſtehe, damit ſie nicht merke, daß ſie eben dieſe Karte gezogen habe; kurz, laſſet eben dieſe Karte fünf verſchiedene Perſonen herausziehen. Miſchet eure Karten, ohne eure Dame von Treffe aus den Augen zu verlieren, und indem ihr vier gleichgültige Karten und die Dame von Treffe auf den

Tiſch leget, fraget, ob ein jeder ſeine Karte dabey ſehe, worauf man mit Ja antworten wird, weil ein jeder die Dame von Treffe ſieht. Wendet hierauf eure Karten um, nachdem ihr die Dame von Treffe davon weggenommen, gehet dann zu der erſten Perſon hin, zeiget ihr dieſe Karte, aber daß ſie die andern nicht ſehen, und fraget ſie, ob dieß ihre Karte ſey. Wenn ſie nun Ja ſagt, ſo blaſet auf dieſelbe, oder ſchlaget mit dem Finger darauf, und zeiget ſie der zweyten Perſon, und ſo weiter.

Die zwanzig Karten.

Nehmet zwanzig Karten, und laſſet, wenn ihr ſolche je zwo und zwo auf den Tiſch gelegt habet, einige Perſonen, und zwar eine jede, zwo Karten heimlich merken, nämlich eines von dieſen Häufchen von zwoen Karten, die ihr gemacht habt: nehmet dann alle dieſe Häufchen wieder zurücke, leget ſie aufeinander, ohne ſie in Unordnung zu bringen, und leget die Karten auf den Tiſch nach der Vorſchrift dieſer vier Worte:

M U T U S D E D I T
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10
N O M E N C O E C I S
11 12 13 14 15 16 17 18 19 20.

Das erſte Häufchen von zween Karten legt man zu den Numern 1 und 13, das zweyte zu den Numern 2 und 4, das dritte zu den Numern 3 und 10, und ſofort nach der Ordnung der beyden Buchſtaben, die einander gleich ſind, und wenn man nun ſagt, daß die beyden Karten, die man gemerkt hat, z. B. in der zweyten Reihe ſind: ſo erkennet man hieraus, daß es diejenigen ſind, die zu den Numern 6 und 8 gelegt worden. Sagt man euch aber, daß ſie in der zweyten und vierten Reihe ſtehen, ſo ſehet ihr ſogleich, daß es diejenigen ſind, die bey 9 und 19 ſich befinden, weil dieſe vier Worte aus zwanzig Buchſtaben beſtehen, wovon ein jeder doppelt daſteht.

Die vier unzertrennlichen Könige.

Man nimmt vier Könige: unter den letzten legt man zwo andere gleichgültige Karten, die

man

man sorgfältig verbirgt: hierauf zeiget man die vier Könige, und legt diese sechs Karten unter das Spiel: man nimmt hierauf einen König, den man oben darauf legt; eine von den gleichgültigen Karten ohngefähr in die Mitte des Spieles, die andere eben dahin, und zeigt, daß ein anderer König noch unten liege. Hierauf läßt man abheben, und da drey Könige unter dem Spiele geblieben sind; so befinden sich dann die vier Könige beysammen in der Mitte des Spieles.

Die Wirthinn, und ihre drey Trinkgäste.

Man legt heimlich einen von den vier Knechten oben auf das Spiel, nimmt die drey andern, und eine Dame heraus, die man auf den Tisch legt. Man zeigt hierauf diese drey Knechte, und sagt: „Sehet, hier sind drey „lustige Brüder, die sich sehr wohl haben seyn „lassen, und wacker in dem Wirthshause ge„trunken haben, wovon aber keiner Geld hat. „Sie bereden sich, durchzugehen, ohne die „Wirthinn, die hier ist, (wobey man auf die Dame von Treffe zeigt) zu bezahlen. Zu die„sem Ende sagen sie der Wirthinn, daß sie

„ihnen

„ihnen noch einmal Wein aus dem Keller ho„len soll, und unterdessen gehen sie durch, und „laufen fort, der eine dahin, der andere dort„hin". Unterdessen legt man einen von den Knechten oben auf das Spiel, den andern in die Mitte, und den dritten unter dasselbe. „Wie nun die Wirthinn wieder zurücke kömmt, „und sie nicht findet; so will sie ihnen nach„laufen". Man legt zugleich die Dame von Treffe oben auf das Spiel, läßt abheben, und findet sie wieder mit den drey Knechten beysammen.

Die Karten aus dem Gewichte und ihrer Schwere zu erkennen.

Leget in ein Spiel von vierzig Karten zwo lange Karten: so, daß die erste ohngefähr die 15te, und die zweyte die 26ste sey. Stellet euch, als ob ihr dieß Spiel mischen wolltet, hebet bey der ersten langen Karte ab, leget den abgehobenen Theil auf eure Hand, und saget: Es müssen hier fünfzehn Karten seyn; hebet das zweytemal bey der zweyten langen Karte ab, und saget: Hier sind eilf Karten; wäget den übrigen Theil, und saget: Es sind hier vierzehn Karten.

Eine

Eine Anzahl von Karten zu nennen, die eine Person aus dem Spiele gezogen hat.

Man muß alle Karten eines Piquetspiels auf solche Weise legen, daß man sich der Ordnung, in welche sie gebracht worden sind, leicht wieder erinnern könne, und eine Anzahl von Karten eine Person nach Belieben herausziehen lassen. Hierauf sieht man die Karte, die vor dem herausgezogenen liegt, und diejenige, die auf dieselbe folgt, ohne daß man es gewahr werde, an, läßt diese Person ihre Karten mischen, und nennet ihr solche eine nach der andern, welches nicht schwer seyn wird, wenn man die Ordnung auswendig weis, in welcher die Karten liegen. Um dem Gedächtniße aufzuhelfen, kann man sie, wenn man will, nach der Ordnung folgender Worte legen.

Huit Rois Neuf Dames Dix Sept As.

Man fängt also an mit dem Achter vom Herz, König von Pique, Knecht von Careau, Neun von Trefle, Dame von Pique &c. und fährt fort, nach der Ordnung der oben stehenden

hende Worte und Farben, ſo, daß Coeur, Pique, Carean, und Treffe aufeinander kommen, welches man aber wohl im Gedächtniße behalten muß.

Aus hundert verſchiedenen Namen, die man auf Karten geſchrieben hat, denjenigen zu errathen, den eine Perſon heimlich gedacht hat.

Zubereitung.

Nehmet zehn Karten, auf dieſe ſchreibet die hundert verſchiedenen Namen, die in der folgenden Tabelle begriffen ſind, worinn ſie alſo geordnet ſind, daß die erſten Buchſtaben der zehn letzten Namen, die unten auf der einen Seite einer jeden Karte ſtehen, das Wort Indromacus ausmachen, und daß ferner ein jeder von den zehn Namen, welche zuerſt auf der umgewandten Seite dieſer zehn Karten ſtehen, einerley iſt mit denen, die auf der andern Seite der erſten Karte geſchrieben ſtehen, und ſo auch mit den andern.

Belustigung.

Man ersucht eine Person, daß sie heimlich einen Namen auf der ersten Seite einer von den zehn Karten denken soll, welche man sie ziehen läßt, und die man merket; man wendet hierauf die Karten um, und sagt ihr, daß sie auf der andern Seite derselben den Namen, den sie gedacht hat, suchen, und diese Karte wieder zurück geben soll; so kann man ihr den Namen nennen, der sich bey der Zahl der Karte befindet, die man ihr angeboten hat.

Beyspiel.

Wenn man dieser Person die fünfte Karte gegeben hat, deren letzter Name mit einem großen O anfängt, und sie auf dieser Seite einen von den zehn Namen, die darauf geschrieben stehen, erwählet hat: so wird derselbe der fünfte auf der zurückgegebenen Karte seyn.

Anmerkung. Man kann diese Karten auch so zurichten, daß auf der einen Seite Fragen, und auf der andern Antworten stehen.

Tabelle und Ordnung
der hundert Namen, die auf dieſe zehn Karten geſchrieben werden müſſen.

Erſte Karte.

Erſte Seite.	Umgewandte Seite.
Celadon	Jaſon
Andromede	Narciſſe
Silene	Daphnis
Acis	Rophilene
Eglée	Orphée
Sirink	Mirtil
Tircis	Adonis
Polypheme	Coridon
Prothée	Vertumne
Jaſon	Melicerte

Zweyte Karte.

Pomone	Andromede
Omphale	Pomone
Arianne	Deucalion
Liſis	Licas
Flore	Latone
Danaé	Icare
Alexandre	Ganimede
Tireſias	Leandre
Iſſé	Hipolite
Narciſſe	Driope

Drit

Dritte Karte.

Erſte Seite.	Umgewandte Seite.
Deucalion	Acis
Heſionne	Omphale
Galatée	Heſionne
Thetis	Calipſo
Atis	Hilas
Palemon	Clitandre
Melibée	Ariſtée
Orion	Pelée
Niſus	Corilas
Daphnis	Neſſus

Vierte Karte.

Licas'	Eglée
Calipſo	Arianne
Medée	Galatée
Adonis	Medée
Ceres	Thisbée
Caſſandre	Alcinoe
Palce	Hiacinthe
Menelaus	Califto
Glauque	Procris
Rophilene	Philoctete

Fünfte

Fünfte Karte.

Erſte Seite.	Umgewandte Seite.
Latona	Celadon
Hilas	Liſis
Thisbée	Thetis
Diane	Adonis
Palemon	Diane
Hebe	Endimion
Sapho	Circé
Acteon	Cadmus
Meduſe	Capariſſe
Orphée	Marſias

Sechſte Karte.

Icare	Silene
Clitandre	Flore
Alcinoe	Atis
Endimion	Ceres
Alcidon	Palemon
Iphis	Alcidon
Achelous	Mopſus
Philomele	Pſiche
Cephale	Arethuſe
Mirtil	Licas

Siebenſte Karte.

Erſte Seite.	Umgewandte Seite.
Ganimede	Sirink
Ariſtée	Danae
Hiacinte	Palemon
Circé	Caſſandre
Mopſus	Hebé
Pirame	Iphis
Philemon	Pirame
Aſtrée	Semele
Pelias	Eſon
Adonis	Iſis

Achte Karte.

Leandre	Polyphème
Peléo	Alcandre
Caliſto	Melibée
Cadmus	Pales
Pſichée	Sapho
Semele	Achelous
Iphiſe	Philemon
Silvanire	Iphiſe
Alphée	Caliſte
Coridon	Iris

Neunte Karte.

Erſte Seite.	Umgewandte Seite.
Hipolite	Protée
Corilas	Tireſias
Procris	Orion
Capariſſe	Menelaus
Arethuſe	Acteon
Eſon	Philomele
Calliſte	Aſtrée
Arachne	Silvanire
Pirra	Arachne
Vertumne	Silvandre

Zehnte Karte.

Driope	Tircis
Neſſus	Iſſe
Philoctete	Niſus
Marſias	Glauque
Licas	Meduſe
Iſis	Cephale
Itis	Pelias
Melicerte	Alphée
Riblis	Pirra
Silvandre	Riblis.

Anmer-

Anmerkung. Diese Belustigungen mit den Karten, die ich oben beschrieben habe, sind beynahe alle schon bekannt.

Eine Karte, die aus einem Spiele gezogen worden, in verschiedene Dinge zu verwandeln, und sie wieder in ihre vorige Gestalt zu bringen.

Zubereitung.

Nehmet ein Kartenspiel, in dessen Miete eine Karte sich befindet, die breiter ist, als die übrigen, z. B. einen Knecht von Pique; leget unter diesen Knecht einen Siebener von Careau, und unter diesen Siebener einen Zehner von Treffe: leget ferner oben auf das Spiel verschiedene Karten, die diesen beyden letzten ähnlich sind, und andere, auf welchen verschiedene Dinge gemalt zu sehen, mit Beobachtung der folgenden Ordnung.

Erste Karte. Ein Vogel.
2. — — Ein Siebener von Careau.
3. — — Eine Blume.

Vier-

Vierte Karte. Ein anderer Siebener von Careau.
5. — — Eine Blume.
6. — — Ein Zehner von Treffe.
7. — — Eine Blume.
8. — — Ein anderer Zehner von Treffe.

Sechs bis acht gleichgültige Karten: den Knecht von Pique, die breite Karte, den Siebner von Careau, und den Zehner von Treffe, die übrigen alle können gleichgültige Karten seyn.

Belustigung.

Man läßt zwo verschiedene Personen die zwo verschiedenen Karten ziehen, die unter der breiten Karte liegen, nämlich den Siebener von Careau, und den Zehner von Treffe: Hierauf nimmt man das Spiel in die linke Hand, öffnet solches an dem Orte, wo die breite Karte ist, wie wenn man ein Buch öffnete, und läßt die Person, die den Siebener von Careau gezogen hat, solchen in die offene Stelle hineinstecken. Man läßt diese Person dann auf das Spiel blasen, und bringt, ohne das Spiel zuzuthun, in eben diesem Augenblicke auf diese Karte diejenige Karte, die auf dem Spiele liegt, und auf welcher ein Vogel

gemalt ist *); man läßt hernach diese Person ihre Karte besehen, und sie diese Veränderung gewahrnehmen, dann wieder hineinstecken, und noch einmal auf das Spiel blasen, worauf man den Siebener von Carreau wieder an diese Stelle bringt, der dann oben auf dem Spiele liegt, und ihr zeiget, daß ihre Karte wieder gekommen ist. Eben so macht man es, wenn man die Karte von neuem in eine Blume verwandeln, und in ihren vorigen Zustand versetzen will Kurz, man verrichtet eben dieß mit der zweyten Person, die den Zehner von Trefle gezogen hat.

Anmerkung. Der ganze Kunstgriff besteht darinn, daß man mit dem nassen Finger die Karte, die oben auf dem Spiele liegt, fortschiebe, und sie allezeit unter die breite Karte bringe, welches sehr leicht ist. Man muß aber dabey dieß beobachten, daß man das Spiel nicht aus der Hand lasse oder lege. Uebrigens wird zu dieser Belustigung keine grosse Geschicklichkeit ersodert, und ist also sehr leicht zu machen.

Die

*) Wenn man dieses thun will, muß man den mittelsten Finger der linken Hand naß machen, und mit demselben die Karte behende auf das Spiel bringen.

Die Karte in einem Ringe.

Zubereitung.

Lasset euch einen Ring mit zweyen einander entgegengesetzten Kästchen machen, in derer jedem ein Stein von rechtwinklichter Gestalt und gleicher Größe gefasset ist. Man muß aber unter den einen von den beyden Steinen dieses Ringes die Figur einer Karte, die auf einem Papiere im Kleinen gemalt ist, legen können: seht auch dahin, daß der Reif dieses Ringes groß genug sey, daß man ihn sehr leicht an den dritten oder vierten Finger der linken Hand anstecken und herum drehen könne.

Belustigung.

Man läßt eine Person eine Karte ziehen, die derjenigen gleich ist, welche man unter den einen von den beyden Steinen dieses Ringes gefaßt hat, und läßt sie dieselbe bey einem Lichte verbrennen. Unterdessen steckt man diesen Ring an seinen Finger, so, daß diejenige Seite, auf welcher sich die Figur der gezogenen Karte befindet, unter dem Finger stehe, und zeigt dann denselben auf der andern Seite. Hernach

nimmt man mit dem Finger ein wenig Asche von dieser verbrannten Karte, und reibet damit den Ring, dreher ihn zugleich unvermerkt um, so, daß die andere Seite, wo die gemalte Karte zu sehen ist, oben auf dem Finger stehe, und zeiget hierauf die Figur der verbrannten Karte.

Anmerkung. Man kann diese Belustigung machen mit einem Ringe, der nur einen einzigen Kasten mit einem Steine hat, wenn man ihn so einrichtet, daß unter dem Steine ein kleiner Schieber angebracht wird, der aber so beschaffen ist, daß man ihn nicht gewahr werde, und daß man ihn leicht herausziehen, und also die Karte, die auf dem Boden des Kastens gemalt ist, sehen lassen könne. Diese Art, die Belustigung zu machen, ist deßwegen angenehmer, weil man in diesem Falle den Ring zeigen, und ihn an seinem Finger haben kann, noch ehe man diese Belustigung machet: „Da man bey der ersten Art denselben erst anstecken muß, wenn man diese Belustigung machen will.“ Doch muß ich auch dieses sagen, daß mehrere Geschicklichkeit erfodert wird, wenn man diese letztere Art erwählen will.

Das Zaubergefäß.

Wenn ein Kartenſpiel, aus welchem man einige Karten hat ziehen laſſen, in ein Gefäß gelegt worden, zu machen, daß ſie von ſelbſt, und zwar eine nach der andern, herauskommen.

Zubereitung.

Laſſet euch ein Gefäß von Holz oder Pappendeckel A B machen, (S. Tab. XVI. Fig. 2) machet ſolches feſt auf einem Krugſteine L, der an der Wand M angebracht worden. Dieſes Gefäß muß inwendig offen, und ſeine Oeffnung in fünf Theile c d e f g abgetheilet ſeyn, ſo, daß ihr in die Abtheilungen c und d ein ganzes Kartenſpiel, in die Abtheilungen e f und g aber nur Eine Karte hineinſtecken könnet.

Bindet einen Faden oder eine ſeidene Schnur bey H an, die mit dem andern Ende durch die Oeffnung d, und von da über die Rolle i,

längſt

längst dem Kragsteine L, fort und hinter der Wand M hinausgeht.

Nehmet hierauf drey Karten aus einem Piquetspiele, und stecket solche in die Oeffungen e, f, und g, so, daß unter einer jeden derselben die seidene Schnur fortgehe, damit ihr solche, wenn man die Schnur hinter der Wand anzieht, könnet herausgehen lassen. Stecket in die Oefnung c das Spiel, aus welchem ihr die drey Karten herausgenommen habt.

Haltet noch ein anders Spiel in Bereitschaft, auf welchem oben die drey Karten liegen, die einerley sind mit denen, die ihr in die Oeffnungen des Gefäßes e, f, g, hineingesteckt habet.

Belustigung.

Nehmet dieses letztere Kartenspiel, hebet heimlich in der Hand ab, lasset drey Personen diese drey Karten ziehen, gebet ihnen hierauf das Spiel selbst, daß sie ihre Karten darunter mischen; stecket dann dieses Spiel in die Oeffnung d des Gefäßes, und saget, daß ihr machen wollet, daß die drey Karten, die man gezogen hat, aus dem Gefäße herausgehen,

wel-

welches die hinter der Wand verborgene Perſon thun muß, indem ſie ſehr ſachte und gleichförmig die ſeidene Schnur anzieht. Wenn dieſe Karten herausgekommen ſind; ſo nehmet das Spiel, welches in der Oeffnung c iſt, und zeiget es denen, welche die drey Karten gezogen haben, damit ſie, wenn ſie ihre Karten nicht mehr in dem Spiele finden, glauben können, daß es in der That diejenigen ſind, welche ſie gezogen, die aus dem Gefäſſe heraus gekommen ſind.

Anmerkung. Man kann hiebey eines Gehilfen entbehren, wenn man ein kleines Gewicht an die Schnur, die hinter der Wand hinausgeht, anbindet, und ſolches hinab ſinken läßt, indem man unvermerkt einen Drücker oder Feder losläßt, die auf der Schnur liegt, welches auf verſchiedene Weiſe geſchehen kann, je nachdem der Ort, an welchen man das Gefäß ſetzt, ſolches verſtattet.

Ihr müſſet auch das Gefäß höher ſetzen, als das Auge der Zuſchauer iſt, damit ſie die verſchiedenen Oeffnungen, die darinn ſind, nicht ſehen können.

Wenn

Wenn eine Person eine Karte aus einem Spiele gezogen hat, aus dem man sechs Häufchen gemacht, vermittelst eines auf den Tisch geworfenen Würfels dasjenige Häufchen anzuzeigen, in welchem sich die gezogene Karte befindet.

Zubereitung.

Nehmet ein Spiel, das aus sechs und dreyßig Karten besteht, in welchem sechs verschiedene Karten, eine jede sechsmal sich befinden: das ist, es müssen in demselben nur sechserley Karten seyn, leget solche dergestalt, daß allezeit die sechs verschiedenen Karten auf einander folgen, und die letzte derselben immer Eine Breite sey.

Wirkung.

Wenn das Spiel in dieser Ordnung liegt, und man macht sechs Häufchen daraus, indem man allezeit bey den breiten Karten abhebet; so wird ein jedes derselben einerley Karten enthalten.

Belustigung.

Lasset aus diesem Spiele eine Karte herausziehen, welche man will, und solche auf eine unvermerkte Weise wieder in dasjenige von den sechs Häufchen hineinstecken, aus welchem man sie herausgezogen hat. Hebet das Spiel einigemal ab, so, daß eine von den sechs breiten Karten unter dem Spiele sich befinde: machet hierauf sechs Häufchen, gebet einer Person einen Würfel, und saget ihr, daß die Augen, welche sie werfen wird, das Häufchen anzeigen werden, in welchem sich die gezogene Karte befindet. Hebet hierauf das Häufchen auf, welches durch die geworfenen Augen angezeiget worden, und lasset sie ihre Karte sehen.

Anmerkung. Man muß dieses Spiel sogleich in seine Tasche stecken, in welcher man ein anders in Bereitschaft haben muß, damit man es könne sehen lassen, wenn man es verlangte. Diese Belustigung muß man nicht wiederholen, weil man sonst leicht entdecken könnte, worauf es dabey ankomme.

Alle rothen Karten von den ſchwarzen Karten mit einem einzigen Stoße abzuſondern, wenn ſie aleich wohl gemiſcht worden.

Zubereitung.

Nehmet ein ſolches zugeſchnittenes Piquetſpiel, wie es ſchon oben angezeigt worden, leget die beyden Farben deſſelben dergeſtalt, daß alle Piquen und Treffen mit der größern Breite der Karten auf die eine Seite, und die Careaux und Coeurs auf die andere Seite zu liegen kommen: zeiget hierauf das Spiel, und laſſet es auch miſchen: hierauf drücket das Spiel mit beyden Händen an beyden äußerſten Enden, und ſondert die beyden Farben durch einen einzigen Stoß von einander.

Anmerkung. Dieſe Beluſtigung iſt ſehr leicht zu machen, man muß ſie aber nicht wiederholen; wiewohl man dieſes doch thun könnte mit einem andern Spiele, welches man unvermerkt austauſchen, und mit welchem man die gemalten Karten von den niedrigen abſondern müßte, nachdem man es hiezu eingerichtet hat, welches eine neue Ver-

wunderung erregen würde. Man könnte auch auf eine gewiſſe Anzahl von weißen Karten gewiſſe Buchſtaben oder Worte ſchreiben, welche eine Frage und die Antwort darauf enthalten, um eine von der andern abzuſondern. Kurz man kann mit dieſem zugeſchnittenen Spiele nach ſeinem Belieben verſchiedene Beluſtigungen machen.

Wenn eine Perſon aus einem Spiele eine Karte gezogen hat, ihr das Spiel in die Hand zu geben, und durch einen Schlag auf dieſes Spiel ihr alle Karten aus der Hand zu ſchlagen, nur diejenige ausgenommen, welche ſie gezogen hat.

Wenn man ſie die Karte, die ſie gezogen hat, wieder in das Spiel hat ſtecken laſſen; ſo bringet ſolche unter das Spiel, und gebet dieſer Perſon das ganze Spiel hin, indem ihr ſie daſſelbe zwiſchen ihren zweenen Fingern halten laſſet. Schlaget hierauf mit dem Finger auf das Spiel; ſo wird die gezogene Karte zwiſchen den Fingern dieſer Perſon zurückbleiben.

Die vier unzertrennlichen As.

Nehmet aus einem Kartenspiele die vier As heraus, und leget sie auf den Tisch hin, haltet das Spiel in eurer linken Hand, nehmet unvermerkt mit der rechten Hand oben von diesem Spiele drey Karten *); leget dann diese vier As auf das Spiel, auf dieselben aber die drey Karten, die ihr in eurer Hand verborgen hieltet. Wenn dieß geschehen ist; so nehmet die vier Karten oben von dem Spiele hinweg, und leget sie wieder auf den Tisch, ohne sie aufzudecken, ausgenommen die vierte, welche das As ist, und die ihr auch wohl auf den Boden könnet fallen lassen, um Gelegenheit zu haben, sie umzuwenden, und desto eher glauben zu machen, daß diese vier Karten die vier As sind. Lasset eines von diesen As oben auf das Spiel legen, und die drey andern Karten, wie man nur selbst will, in das Spiel hineinstecken**); hebet hierauf heimlich in der Hand ab, und zeiget, daß sie alle vier mitten in dem Spiele beysamen sind.

Wenn

*) Man nimmt diese Karten hinweg, und behält sie unter der Hand zwischen den Fingern.

**) Man muß sie nicht unter die vier As stecken lassen, die alsdann oben auf dem Spiele sind.

Wenn eine Karte aus einem Spiele gezogen worden, solche in einem Spiegel sehen zu lassen.

Zubereitung.

Lasset euch einen Spiegel A verfertigen von runder oder ovaler Gestalt, mit dieser Vorsicht: Erstlich, daß seine Einfassung so breit sey, als eine Karte, und ausgeschnitten werde, daß man hindurch sehen könne; zweytens, daß die ausgeschnittnen Stellen von hinten bedeckt werden mit kleinen Spiegeln; drittens, daß der Hauptspiegel, der die mittlere Oeffnung dieses Rahmens bedecket, zwey Drittel von der Breite desselben habe, und zieht zwischen den beyden Rinnen C D und E F, die hinter dem grossen und den kleinen Spiegeln angebrachte Bancer durch die sie sich leicht bewegen lassen.

Wenn dieser Spiegel nun so zubereitet worden: so nehmet von der Folie, womit der Spiegel hinten belegt ist, so viel weg, als die Grösse einer Karte beträgt, welches aber an demjenigen Orte geschehen muß, der unter der Einfassung verborgen werden kann. Bedecket diesen durchsichtig gemachten Theil des Spiegels

gels mit einer Karte G, indem ihr solche an einigen Orten mit Gumi anklebet, damit sie nicht herabfallen könne: oder setzt auch hinter diesen Spiegel einen Pappendeckel, der auf beyden Seiten angeleimt, und an dem Orte, wo ihr die Spiegelfolie hinweggenommen habt, ausgeschnitten ist, auf welchen Ausschnitt dann die Karte an ihren äußersten Randen angeleimt wird.

Hänget diesen Spiegel an eine Wand, und machet hinten zwo kleine Schnüre, mit welchen man leicht, und ohne einziges Geräusche diesen Spiegel in seinen Ramen hin und herschieben, und folglich diese Karten zeigen und wieder verschwinden lassen kann.

Belustigung.

Man muß eine bestimmte Karte, die mit der Karte in dem Spiegel einerley ist, ziehen, und solche wieder in das Spiel stecken lassen: hierauf macht man, daß sie wieder oben auf das Spiel zu liegen komme, indem man in der Hand heimlich abhebet, und nimmt solche dann mit dem untern Theile der Hand hinweg. Nach diesem sagt man, daß man sie in den Spiegel bringen wolle, welches die hin-

ter der Wand verborgene Perſon leicht ausführen wird, indem ſie die Schnur ſehr ſachte anzieht. Und da man die Bewegungen des Spiegels nicht bemerket, weil das Aug keine Veränderung daran findet; ſo wird man nur die Karte gegen die Mitte des Spiegels hervorkommen ſehen, welches deſto mehr Verwunderung erwecken wird, weil ſie das Anſehen hat, als ob ſie zwiſchen der Spiegelfolie und dem Glaſe ſtecke.

Anmerkung. Man muß dieſes Stück ſo zurichten, daß man die Karte nach Belieben verändern, und eine andere an deren Stelle ſetzen könne, damit nicht immer einerley Karte in dieſem Spiegel erſcheine, ſo oft man dieſe Beluſtigung macht.

Man kann auch dieſe Karte in einer Tafel, zwiſchen dem Glaſe und dem Kupferſtiche hervorkommen laſſen, wenn man nämlich die Karte durch einen Spalt oder Schnitt, der in den Kupferſtich gemacht worden, hervorkommen läßt. Dieſer muß aber an einem Orte gemacht werden, wo es nicht ſehr leicht iſt, denſelben gewahr zu werden.

Wenn

Wenn eine Person eine Karte heimlich gedacht hat, zu machen, daß sich solche in dem Spiele bey der verlangten Zahl finde.

Lasset euch ein Perspektiv machen, auf dessen Boden die Tabelle angezeigt ist, legen müsset, erinnert euch, und merket dabey, daß die Ziffer 1, 2, und 3, welche den sieben und zwanzig Zahlen zur Seite stehen, bey welchen man die Karte zu finden verlangen kann, die Art und Weise anzeigen, wie ihr die drey Haufen, welche mit diesen Karten gemacht werden müssen, auf einander legen und ordnen müsset, je nachdem die verlangte Zahl beschaffen ist.

Beyspiel.

Wenn man einer Person ein Spiel, das nur aus sieben und zwanzig Karten besteht, in die Hand gegeben hat: so macht aus demselben drey Haufen, jeden von neun Karten, so, daß ihr immer auf jeden Haufen eine Karte nach der andern leget, und dabey dieß beobachtet, daß ihr die Person, die sie gezogen hat, eine jede Karte sehen lasset, ohne sie selbst zu sehen. Fraget hierauf, in welchem Haufen

diese

diese gedachte Karte sich befinde, und leget denjenigen Haufen, in welchem sie ist, oben auf das Spiel, wenn die Ziffer 1 in dem Perspektive der verlangten Zahl zur Seite stehet, ist es die Ziffer 2, so leget diesen Haufen in die Mitte; ist es aber die Ziffer 3, so kömmt derselbe unten zu liegen. Machet das zweyte- und drittemal diese drey Haufen, und leget sie auf die vorgedachte Weise aufeinander: so wird die gedachte Karte dann in dem Spiele bey der verlangten Zahl sich finden müssen.

Belustigung.

Nachdem man bey einer jeden dieser drey Wiederholungen gefragt hat, in welchem Haufen die gedachte Karte sich befinde; so betrachtet man dieien Haufen mit dem Perspektive, um darinn die Ziffer, die der Zahl, bey welcher sich die Karte befinden soll, zur Seite stehet, zu bemerken; weil diese die Art und Weise anzeigt, wie man die drey Haufen auf einander legen müsse. Nachdem man nun diese Haufen dreymal gemacht hat, so betrachtet man das ganze Spiel mit dem Perspektive, gleich als ob man darinn sehen wollte, ob

die Karte wirklich bey der verlangten Zahl ſich befinde.

Eine andere Art, dieſe Beluſtigung zu machen.

Wenn man nicht fragt, bey welcher ſich die Karte befinden ſoll; ſo kann man ſie ſelbſt bey einer nach eigenem Belieben beſtimmten Zahl erſcheinen laſſen, und dadurch glauben machen, daß man vermittelſt des Perſpektivs diejenige Zahl entdecke, bey welcher ſie ſich in dem Spiele findet.

Eine andere Art.

Man kann dieſe Beluſtigung auch noch vermittelſt einer horizontalen magnetiſchen Scheibe verändern, wenn man auf dieſelben die Zahlen von 1 bis 27 ſetzt, und dann durch die Nadel die Zahl anzeigen läßt, bey welcher ſich die Karte, die man gedacht hat, in dem Spiele finden muß.

Anmerkung. Man findet die Beſchreibung dieſer Scheibe in dem erſten Theile dieſes Werkes.

Dieſe

Dieſe verſchiedenen Beluſtigungen mit den Karten, die bisher beſchrieben worden, ſind hinlänglich, zu zeigen, wie alle diejenigen gemacht und ausgeführt werden können, derer hier nicht einmal Erwähnung geſchehen, weil ſie ſehr einfältig und bekannt ſind. Dieſe, welche hier beſchrieben worden, ſind meiſtentheils leicht nachzumachen, und erfodern nichts, als ein wenig Geſchicklichkeit, die man durch die Uebung bald erlangen kann. Das Nothwendigſte und Weſentlichſte dabey iſt dieß, daß man geſchickt und behende in der Hand die Karten über einander bringen und abheben kann, ingleichen, daß man einen andern, ohne daß er es merke, nöthigen kann, die Karte zu nehmen, die man will. Wenn man im Stande iſt, dieſen beyden Stücken ein Genüge zu thun, ſo wird man auch alle dieſe Beluſtigungen mit vielem Beyfalle machen können. Diejenigen, welche man mit ſolchen Spielen machet, in welchen eine oder mehrere breite Karten liegen, ſind zwar leichter; weil man aber hiezu ſchon zugerichtete Spiele haben muß, ſo kann man ſie nicht mit einem jeden Kartenſpiele, das man bey der Hand hat, machen, wo hingegen diejenigen Beluſtigungen, die durch das heimliche

Abheben in der Hand gemacht werden, mit allen Arten von Kartenſpielen ausgeführt werden können. Man muß ſich daher bemühen, auf dieſes leztere Stück alle Aufmerkſamkeit zu wenden, und ſich darinn wohl zu üben, wenn man dieſe Beluſtigungen zum Vergnügen der Zuſchauer machen will.

Kunſtſtücke mit Farben.

Farben auf dem Waſſer hervorzubringen.

Man darf nur etliche Tropfen Nußöl auf ſtehendes Waſſer werfen; ſo werden ſich alle Farben darſtellen, die man ſonſt durch ein dreyeckichtes Glas zu ſehen bekömmt.

Farbenverſuche.

Farbenverſuche können folgende gemacht, und hiedurch die Färberey in etwas eingeſehen werden; welche zwar in vielen Büchern beſchrieben, in ſelben aber niemals alle bey den Farben vorfallenden Umſtänden zergliedert wer-

werden, wodurch die Versuche öfters den Endzweck nicht erreichen.

1) Man macht von Brasilienholz eine Tinktur, und gießt ein Acidum darein, als Oleum oder Spiritum Vitrioli; so wird die Tinktur gelb; gießt man aber Oleum Tartar. per deliq. hinein, so wird die Tinktur wieder weiß.

2) Man nehme Dinte, die aus der Auflösung der Galläpfel und des Vitriols gemacht ist, giesse Scheidewasser darein; so wird die Schwärze sich verlieren, und das helle Wasser hervorkommen.

3) Löset Mercurium sublimatum im Wasser auf, daß sie weiß aussehe: sobald man Oleum Tartar. per deliq. hineintröpfelt, so wird die Auflösung schon Organe Farbe; gießt man Scheidewasser darauf, so wird die Solution wieder weiß. Und eben dieß ist die Probe des Mercurii sublimati, die anzeigt, ob derselbe nicht mit andern Sachen vermischt sey: er muß also, wenn er rein ist, schöne Oragenfarbe in der Prüfung bekommen.

4) Gies-

4) Gieſſet auf rothe Roſenblätter Waſſer, oder Spir. Vini, und laſſet ſolches einige Stunden ſtehen, vermiſchet es mit Scheidewaſſer, oder einem andern ſcharfen Geiſte; ſo wird das Waſſer roth: bringt man aber Oleum Tartar. per deliq. darein, ſo wird es grün; gießt man aufgelöſten Vitriol in dieſe Tinktur, ſo wird ſie ſchwarz wie Dinte. Wer ſieht nicht, wie ſehr man mit den beſchriebenen Stücken in der Färberey der Tücher und Zeuge abwechſeln, und wie vielerley Farben erfunden werden können, welches zu zergliedern zu weitſchichtig wäre. So mancherley aber dieſe Farben ſind, ſo vielerley ſind gewöhnlich die Proben der Farben, ob ſie gut oder ſchlecht ſind. Insgemein nimmt man an, daß gute Farben ſich in 12 Tagen in der Sonne und heitern Luft nicht verändern, oder in das Dunkle fallen. Hingegen die zu helle werden, und ſich verändern, werden für ſchlecht gehalten. Weil aber dieſe Probe Zeit erfodert; ſo hat man auf Mittel gedacht, dem gefärbten Zeuge in wenig Minuten das alles zu nehmen, was er in 12 oder 14 Tagen an der Sonne verlieren kann. Hiezu hat du Fay die Ueberwallung (debouillis) vorgeſchlagen; allein die vielerley vorgeſchlagenen Mittel geben auf das neue viele

Aus-

Ausnahme, ſo, daß man dieſe Proben mit Seife, Alaun, Weinſtein, und derer Miſchung nicht für allgemein und zureichend halten kann, ſondern auf andere zu denken, oder die alten beyzubehalten hat.

5) Dem Waſſer oder dem Branntweine die Farbe eines Weines zu geben, wird etwas Zucker, nachdem man viel Farben will, in eine kleine meßingene Pfanne gelegt, und mit wenigem daran geſchütteten Waſſer angebräunet. Iſt dieß geſchehen; ſo gießt man ſo viel von dieſer Auflöſung in das Waſſer oder Branntwein, bis es die Farbe des Weines erhält. Man kann zwar eben dieß erhalten, wenn man die Rinde vom Brode wohl über dem Feuer bräunt, und es darein legt: es hat aber das Waſſer einen etwas widrigen Geſchmack davon, welches zum vielen Trinken nicht wohl taugt.

Das Geſicht und Hände kohlſchwarz zu machen, wenn ſich einer vor oder nach der Mahlzeit wäſche, oder wenn er im Bade ſitzt, demſelben das Geſicht zu ſchwärzen.

Man nimmt Vitriol, und löſet ihn im Waſſer auf, daß das Waſſer durchſichtig und hell bleibe; dann zerſtößt man Galläpfel ganz fein, und ſtreut dieß feine Pulver in das Abwiſchtuch, ſo, daß das Grobe herausgeſchüttelt werde, damit der andere keinen Verdacht habe. Wenn er ſich nun in dem beſchriebenen Waſſer gewaſchen, und mit dieſem Abwiſchtuche abtrocknet; ſo wird er ſchwarz, und immer ſchwärzer, je mehr er ſich bemüht, das Schwarze herab zu bringen. Oder wenn einer ſchwitzt, ſo darf man nur das Abwiſchtuch mit ſeinem Vitriole beſtreuen, und ihn damit wohl abwiſchen; ſo wird er, je öfter er ſich abwiſchen läßt, immer ſchwärzer, welche Schwärze in etlichen Waſſern erſt herabgebracht werden kann.

Kunststücke mit der Schrift.

Jemand in einer Stunde schreiben zu lernen.

Man muß wissen, daß keine Schrift in so kurzer Zeit zu lernen ist, als die lateinische, es ist ja keine Kunst, gerade Linien zu machen. Kann nun jemand dieß thun, so kann er auch zugleich alle Buchstaben nachschreiben, weil sie alle aus geraden Linien und halben Monden bestehen; das i, l, m, n, r, t, u, sind alle gerade Linien, und c, e, o, a, sind krumme; aus beyden aber zugleich sind zusammengesetzt: f, s, k, h, k, b, p, d, q, g, z, y, z.

Schreiben ohne Feder und Griffel.

Nehmet ein gedrucktes Buch, welches beliebig ist, sucht in demselben an den Seiten der Blätter, wie man etliche Worte zusammen bringen könne, die einen vollkommenen Verstand ausmachen: und zwar macht man von

der

der rechten Hand den Anfang, und geht von da zur linken; bey jedem Buchſtaben oder Worte aber, das anſtändig iſt, macht man ein Pünktchen, und fährt ſo fort, bis man ſeine ganze Meynung entdeckt hat. Hierauf überſendet man dieſes Buch dem guten Freunde, dem das Kunſtſtück zuvor bekannt gemacht worden: dem Ueberbringer aber kann man ein anders höfliches Kompliment befehlen, und etwa ſagen, daß man gehorſamen Dank erſtatte für das geliehene Buch.

Schreiben ohne Hände.

Es lehrt die Noth diejenigen, die entweder von Geburt, oder durch Unglück, der Hände oder Arme mangeln, daß ſie auf andere Weiſe dieſen Mangel erſetzen. Hiezu brauchen einige den Fuß, wie **Cardanus** Beyſpiele erzählt. **Olaus Wormius** bezeugt, daß er zu Koppenhagen eine Engländerinn ohne Arme ſchreiben geſehen habe, indem ſie die Feder mit dem Fuße ergriffen, und ihren Namen deutlich auf das Papier geſchrieben habe. Dergleichen Beyſpiele kommen öfters vor, welches eben durch die Gewohnheit ſo ſchwer nicht iſt, ſolches zu bewerkſtelligen.

Man-

Mancherley Sachen auf ein Glas zu ſchreiben.

Hiezu muß man ſich bey einem Glasmaler ein Glas mit einer Loth anſtreichen laſſen, in welches man dann mit einer guten ſcharfen Feder, von Pipphahnen-Kielen geſchnitten, ganz rein und fein, faſt wie auf Pergament, ſchreiben und zeichnen kann, was man will: dann läßt man es bey einem Glasmaler ſchmelzen oder brennen, ſo wird die Schrift auf das ſchönſte darinn ſeyn und bleiben: es müßte dann eher das Glas ſchmelzen oder zerbrechen; und kann hernach weder vom Feuer, noch Waſſer verderbt werden; welches dann überaus ſchön ausſieht.

Zur Nachtzeit ganz gerade zu ſchreiben.

Dieß geſchieht, wenn man das Papier reihenweiſe falzet oder biegt, und mit der Hand dieſen Falzen nachfolgt.

Mit Eisen, Stahl, Kupfer, Zinn ꝛc. zu schreiben.

Nehmt jedes solches Metall besonders, und zerfeilt es ganz klein; hernach reibert es durch ein Haarsiebchen, und verfahrt also mit allem; denn sie haben einerley Zubereitung. Dann nehmt das Kleine mit etwas Salz, thut es auf einen Reibstein, und reibet es mit Gummiwasser wohl und fein ab. Im Gebrauche mäßigt man es mit Gummiwasser; wenn es dann trocken geworden: so polirt man die Schrift. Eben so geschieht es auch, wenn man mit Gold oder Silber schreiben will.

Auf einen Stein schreiben.

Dieß soll mit der Galle von einem Bocke geschehen. Hat man den Stein in Essig gelegt, so soll sich die Schrift gleichsam eingegraben zeigen.

Schreiben, daß man es ohne einen Stabe nicht lesen kann.

Nehmet einen viereckichten Stab, um den ein Papier gewickelt ist, und schreibet darauf; thut

thut es wieder herunter: ſo kann man es nicht leſen, wenn man nicht einen ſolchen Stab dazu hat. Dergleichen Schreibarten giengen bey den Alten ſehr im Schwange; ſie nannten dergleichen Stäbe Scytalas. (Sieh. Cornel. Paulan. c. 3.)

Geheime Schreibart, mit vier Buchſtaben alles zu ſchreiben.

Man kann ſich hiezu, nach eigenem Belieben, vier Buchſtaben des gewöhnlichen Alphabets auswählen, und vermittelſt derſelben ein Alphabet machen, womit man alles ſchreiben kann. Z. B. Man erwählte ſich die Buchſtaben a, b, c, d, ſo könnte man aus dieſen vier Buchſtaben folgendes Alphabet verfertigen:

A	E	I	O	V	R	C	D	F	G	H	K
c	d	b	a	cd	dd	bd	ad	dc	db	da	cb
L	M	N	P	Q	R	S	T	W	X	Y	Z.
ca	bc	ba	cc	ab	ac	bb	aa	ccc	ddd	bbb	aaa.

Wollte man nun vermittelſt dieſes Alphabets z. B. ſchreiben: **Wir haben kein Proviant mehr in der Stadt**; ſo müßte es ſo geſchrieben werden:

ccc b a, da c dd d ba, cb d b ba, ee ac a cd b c ba aa, bc d da ac, b ba, ad d ac, bb aa c ad aa. Wer ſich in dieſer Art zu ſchreiben ein wenig übt, wird es bald ſo weit bringen, daß er ſich vermittelſt eines Alphabets bald fertig ausdrücken kann: wenigſtens wird es nicht ſchwer halten, alles dergeſtalt zu leſen, und zu ſchreiben, wenn man das Alphabet beſtändig vor Augen hat.

Daß eine Schreibtafel lange gut bleibe.

Man laſſe ſich eine Schreibtafel von Eſelshaut machen, ſo wird ſie lange gut erhalten, und dicker, wenn man ſie manchmal mit Binſenſteine ſauber auswiſcht. Es greift dieß Pulver gelinder an, wenn der Stein vorhin im Ofen gebrannt worden.

Schreibtäfelchen.

Dieſe müſſen nach ihrem Grunde behandelt werden; die einen Oelgrund haben, mögen wohl das Waſſer ertragen; die aber einen Waſſergrund haben, werden dadurch aufgelöſet und unbrauchbar.

Schrift ohne Licht bey Nacht zu lesen.

Wenn man einen Hohlspiegel bey der Hand hat, so wird man dieß leicht ins Werk setzen können, daß man auch die kleinste Schrift lesen und erkennen kann; wenn man nur den Brennpunkt von einer Linie auf die andere führt, oder vielmehr diese in jenen bringt.

Eine Schrift in die Ferne zu werfen.

Man muß die Buchstaben rückwärts, oder von der Rechten zur linken, auf einen Spiegel schreiben. Ist der flache Spiegel also überschrieben: so neige ihn so lange, bis der Wiederschein an den begehrten Ort fällt; dann nehmet ein großes Linsenglas, und richtet es also, daß die ganze Wiederstrahlung von demselben begriffen, und eingefangen wird; so kann man die Schrift über eine Gasse, und weiter durch das Fenster in ein Zimmer hineinblenden, daß sie deutlich an der Wand zu lesen ist; und diese Buchstaben scheinen auch größer und bunt. Ein Gleiches kann auch mit einem Gemälde auf dem Spiegel geschehen, das nach dem Durchschnitte gezeichnet, und in

die

die Ferne geblendet wird. Dieſes könnte zur Vorſtellung der Baſierey des babilon. Königs Belſazars, da eine Hand das Mene Teckel Vpharſen &c. &c. angeſchrieben, mit Verwunderung gebraucht werden.

Eine ſchwarze Schrift auf einem glatten ſilbernen Blättchen erſcheinen machen, ſo oft man will.

Man nimmt Silber, das im Feuer nicht anläuft, und läßt durch einen Goldſchmied ein Silberloth zubereiten, das dem Silber an der Farbe gleich kömmt; aber in dem Feuer anläuft und ſchwarz wird. Von dem Silber läßt man runde Plätzchen, wie Groſchen, oder je größer, je beſſer, ausſchneiden, und mit dem Lothe gewiſſe Buchſtaben oder Worte hineinlöthen. Weil nun das Silber und das Loth gleiche Farben haben; ſo kann man die Schrift nicht ſehen; denn der Pfenning ſieht überall weiß und ungeprägt aus; ſobald man ihn aber auf glühende Kohlen legt, ſo läuft das Loth ſchwarz an, und das Silber bleibt weiß. Daher kömmt eine ſchwarze Schrift zum Vorſcheine, die um ſo viel ſchwärzer wird,

wird, je länger man ſie auf der Glut läßt; doch darf dieſe nicht zu heftig ſeyn, daß das Loth nicht flieſſe. Will man dieſe Schwärze wieder vom Silber bringen; ſo reibt man deſſen Fläche, wo die Schrift zu ſehen iſt, mit ein wenig Zinnaſche, oder geſchabtem Trippel und Speichel: dann kann die Probe damit ſehr oft wiederholt werden.

Eine Schrift, die nicht anders, als durch den Schein, geleſen werden kann.

Man nimmt Bleyweiß, und vermiſcht es mit dem Schleime von Gummi Tragant, und ſchreibt damit auf Papier: ſo kann man die geſchriebenen Buchſtaben nicht eher leſen, als bis man die Schrift gegen das Licht hält.

Eine Schrift verbrennen, daß ſie auf der Hand wieder zum Vorſcheine komme.

Mit dieſem Kunſtſtücke kann man Unwiſſende in die äußerſte Verwunderung ſetzen, ſo, daß ſie ſichs nicht aus dem Kopfe bringen laſſen, daß es nicht natürlich damit zugehe.

Es steht aber die ganze Kunst hierinn: Man schreibt vermittelst seines eigenen Urins mit einer zugeschnittenen Feder auf die Hand, was man beliebt; man muß sich aber vorsehen, daß man ordentlich schreibe. Man muß daher eine Feder nehmen, die gut fließt; dann hat man sich auch in Acht zu nehmen, daß die Hand nicht schwitze, und daß man das Geschriebene nicht wieder auslösche. Wenn man dieß alles beobachtet hat, muß man das Geschriebene trocken werden lassen. Hierauf schreibt man vermittelst gewöhnlicher Feder und Dinte, was man auf die Hand geschrieben, auf Papier, und zwar, so viel möglich, in eben der Größe, und eben den Zügen. Hierauf zündet man das Papier, nachdem es vorher trocken geworden, an, und verbrennt es zu Asche; damit bestreicht man dann den Ort der Hand, wo man zuvor mit dem Urine hingeschrieben hat: so wird sie kohlschwarz, und erscheint wieder auf der Hand, was auf dem Papier geschrieben stund, und verbrannt wurde. Wenn man nun das gewöhnliche Hocus Pocus &c. dabey spricht, so werden dadurch einfältige Leute in solche Verwunderung gesetzt, daß sie sich schwerlich bereden lassen, daß es ohne Hexerey damit zugehe.

Eine

Eine Schrift vom Papiere zu bringen, als wäre nie eine darauf geschrieben gewesen.

Man nimmt den Saft aus einer Zitrone, oder auch aus einem sauern Apfel, und befeuchtet die Buchstaben damit; nach ein Paar Stunden muß man sie mit einem wollenen Läppchen sanft reiben, so verschwinden alle Buchstaben.

Oder: Man nimmt Scheidewasser, und halb so viel Regenwasser, und mischt es unter einander: damit befeuchtet man einen Schwamm, und drückt ihn sanft auf die Buchstaben; so gehen sie gleichfalls aus.

Oder: Man kann auch geschriebene Buchstaben ohne Schaden des Papiers auf folgende Art auslöschen: Man nimmt Alaun, mit dem Safte von bittern Pomeranzen gestossen, trocknet es an der Sonne, und mit dem Pulver reibt man das Papier.

Oder endlich: Man nimmt Salpeter und Vitriolöl, jedes 1 Pfund, destillirt es mit einander, taucht in dieses Wasser einen

Schwamm, reibt und befeuchtet damit die Buchstaben; so gehen sie aus.

Eine verblichene Schrift wieder leserlich zu machen.

Man kocht Galläpfel im Weine, oder auch im Weineßig, und befeuchtet sie vermittelst eines Schwammes damit: so kommen die Buchstaben ganz schwarz, wie vorhin, zum Vorscheine.

Oder, was fast eben dahin geht; man nimmt Galläpfel, stößt sie etwas grob, legt sie einen Tag über in Branntwein, destillirt hernach das Wasser davon, taucht dann eine Baumwolle darein, und befeuchtet die Schrift damit.

Kunststücke mit der Dinte.

Die Dinte ist eine Farbe, die sehr flüßig ist. Daher liegt sehr viel daran; denn nichts ist den alten Schriften gefährlicher und an denselben mehr zu tadeln, als daß sie im Alter fast alles Licht verlieren. Daher hat man in Kanzleyen hauptsächlich auf eine dauerhafte Dinte zu sehen, weil viele Dinge von Wichtigkeit ad Acta gelegt werden, die man zu anderer Zeit wieder soll lesen können. Hiebey hat man auf der Ingredienzien Maß, und Verhältniß zu sehen. Wenn also z. B. jemand eine Dinte auf 10 Maß machen wollte; so hat man 4 Maß Wasser (Regenwasser ist das beste), des Weines und Essigs anderthalbmal so viel zu nehmen, also jedes 3 Maß, macht zusamm 10 Maß. Was die Ingredienzien betrift; so werden 6 Loth Galläpfel, 4 Loth Vitriol, 4 Loth arabischer Gummi dazu genommen, die von einigen also eingetragen werden. Sie nehmen eine halbe Maß Wasser, anderthalb Viertel von einer Maß Wein, und eben so viel vom Weineßig, mischen

schen solches unter einander; dann nimmt man die 6 Loth Gallärfel klein gestossen und gesiebet, und gießt das Gemischte darauf: desgleichen werden die 4 Loth Vitriol auch gestossen, und des übrig gebliebenen vermischten Wassers halber Theil darauf gegossen; in das übrig gebliebene legt man die vier Loth Gummi, auch klein gestossen, und decke diese dreyerley Solutionen wohl zu, und seyt solche 3 oder mehr Tage bey Seite; doch muß jede alle Tage drey- oder viermal umgerührt werden; am fünften Tage stellt man das Gefäß mit den Galläpfeln zum Feuer, läßt es aber nicht sieden, und seigt es durch ein Tuch in ein sauberes Gefäß, zu welcher Solution auch die zwo andern geschüttet werden; und wenn sie dann 3 Tage gestanden, und wohl umgerührt worden; so kann man, wenn sich alles gesetzt, die reine Dinte abschütten, die vortrefliche Dauer haben wird. Auf den Satz gießt man Regenwasser, und behält es auf, bis man wieder Dinte macht. Man könnte außer dieser Art noch vielerley Arten anführen, die sich aber alle auf diese erste beschriebene Art gründen, und nur darinn unterschieden sind, daß alle Ingredienzien auf

ein-

einmal genommen, und damit die Dinte schneller fertig gemacht wird.

Folgendes Rezept giebt eine sehr kostbare Dinte, die nicht schimmelt: Man nimmt 12 Loth Galläpfel, 10 Loth Vitriol- oder Kupferwasser, 8 Loth arabischen Gummi, eine Hand voll Salz, ein Quartel Weineßig, 2 Quartel Biereßig: diese Stücke werden in einem wohlverwachten Gefäße auf den Ofen in die Wärme gesetzt; wo sie etliche Wochen stehen können. Wenn sie zu Zeiten wohl umgerührt werden, hat man bald eine gute Dinte, die lange dauert, und nicht schimmelt. Wenn aber die Noth eine Dinte schnell zu machen erfodert, dient dieses:

Dinte im Nothfalle zu machen

Dieses zu erhalten, darf man nur ein Wachslicht (oder im Nothfalle auch ein Talglicht) anzünden, und unter ein reines Becken brennend so lange halten, bis sich Ruß anhängt; dann gießt man ein wenig Gummi-wasser darein, und mischt es unter einander; so bringt man schwarze Dinte heraus,

aus, die im Nothfalle gute Dienste leistet. Man kann auch auf folgende Art, wenn man nur einen Weyrstein bey der Hand hat, in der Noth mit geringen Kosten Dinte machen. Man thut nämlich 2 oder 3 Löffelvoll Milch in eine Schüßel, und nimmt einen Weyrstein, der aber schon wohl gebraucht, sezt ihn in die Schüßel, und nimmt eine wohlgebrauchte Kohle, dunkt sie in die Milch, und reibt sie auf dem Weyrsteine, bis die Milch schwarz genug ist: so bekömmt man eine schwarze Farbe, mit der man in der Noth ziemlich gut schreiben kann. Wenn man statt der Milch Käßmolken nimmt, darein Hammerschlag und Sand gethan wird, und ferner mit dem Weyrsteine und der Kohle auf eben erwähnte Art verfährt: so ist es noch besser, und man bekömmt eine Dinte, die sich länger hält.

Dinte zu machen, die man auf der Reise beständig bey sich haben kann.

Es ist hier die Rede von ordentlicher schwarzer Dinte. Wollte sich nun einer auf eine weite, und durch entlegene Orte vorzunehmen-

mende, Reiſe mit guter Dinte verſehen: ſo darf er nur von ſchwarzem Dintenpulver einen guten Theil bey ſich führen; doch müſſen die darunter befindlichen Gallöpfel, ehe ſie untermiſcht werden, zu verſchiedenen Malen mit Eßig geneyet, und allzeit wieder dürr gemacht worden ſeyn. Wenn er dann im Nothfalle nur etwas weniges in ein Läppchen ſchüttet, dieſes zubindet, in ein wenig Waſſer oder Bier, oder auch Kupferwaſſer eintunkt, daß es ſich recht ſatt und vollzieht; dann aber in ein Geſchirr rein ausdrückt; ſo wird dieß die beſte Dinte geben, beſonders wenn dieſe Operation einige Male wiederholt wird.

Eine unſichtbare Dinte zu machen.

Man läßt zu dem Ende in klarem und warmen Waſſer ſo viel zart geſtoſſenen Alaun zergehen, als deſſen das Waſſer nur immer annehmen mag. Wenn man nun dieſes Alaunwaſſer öfters umrührt: ſo kann man damit vermittelſt einer neuen Feder dergeſtalt ſchreiben, daß die Schrift, wenn ſie trocken geworden, niemand leſen kann. Mit Milch oder Knoblauchſaft kann man ebenfalls auf

eine

eine unſichtbare Art ſchreiben. Sollen aber die Buchſtaben erſcheinen; ſo muß man das Papier durch das Waſſer ziehen Oder man kocht Goldglätt in Weineßig, und ſeigt es durch ein Tuch oder Löſchpapier. Schreibt man nun mit Limonienſaft; ſo iſt von der Schrift nichts zu ſehen. Tunkt man aber das Papier in dieſen Eßig; ſo kommen die Buchſtaben milchblau zum Vorſcheine.

Eine veränderliche Dinte zu machen, die man auslöſchen, und wieder zum Vorſcheine bringen kann.

Wenn man z. B. ein wenig weißen oder grünen Vitriol im Waſſer auflößt, und damit ſchreibt; ſo iſt nichts davon zu ſehen: überſtreicht man aber die Schrift mit gekochtem Galläpfelwaſſer; ſo kommen die Buchſtaben zum Vorſcheine. Will man dieſe Buchſtaben wieder weg haben; ſo darf man nur mit Vitriolgeiſt darüber fahren, ſo verſchwinden ſie gleich wieder. Wollte man aber die Buchſtaben gern wieder zu ſehen bekommen, ſo darf man ſie nur mit Oleum Tartari oder Weinſteinöl überfahren, ſo kommen ſie gelblicht wieder hervor.

Eine

Eine ſympatetiſche Dinte zu machen.

Das ganze Geheimniß der ſympatetiſchen Dinte beſteht in zweyen verſchiedenen Waſſern, welche, jedes beſonders und allein, hell und klar ſind; wenn man ſie aber zuſammengießt, dick und braunfärbig werden. Sie werden alſo gemacht: Man läßt eine halbe Kanne deſtillirten Weineßig, in welchen man ohngefähr eine Unze Silberglätt gethan, eine halbe Viertelſtunde aufſieden, und dieß iſt das erſte: Das andere wird aus einem Stücke lebendiges Kalks, und ein wenig Operment gemacht; darauf gießt man ein Waſſer, ſo viel man meynt, daß es genug ſey, und läßt es 24 Stunden darauf ſtehen. Man braucht dazu irdene wohl glaſirte neue reine Töpfe; dieſe beyden Flüßigkeiten ſeigt man, jede beſonders, ſo, daß ſie ganz hell und durchſichtig werden, derer Gebrauch dann darinn beſteht: Man ſchreibt mit dem erſten Waſſer, was man nicht will, daß es jedermann ſehen ſoll; und die Schrift verſchwindet auch, wenn ſie trocken iſt, den Augenblick. Der aber, dem der Brief bekannt iſt, fährt über die Schrift mit einem feuchten Schwamme, da dann die Schrift wieder in einer röthlicht ſchwarzen

Farbe

Farbe zum Vorscheine kömmt. Wenn das Wasser noch nicht lange zuvor gemacht worden, und man das Gefäß, darinn man den ungelöschten Kalk genetzt hat, wohl verwahrt: so ist nicht nöthig, daß der feuchte Schwamm die Schrift berühre, sondern genug, daß man ein wenig hoch darüber wasserete. Oder man darf nur den mit dem ersten Wasser geschriebenen Brief auf den Tisch legen, dann mit einer Hand ein Papier darüber decken, und mit dem andern Wasser über dieses Blatt fahren, und es allein damit anfeuchten: so wird doch die Schrift davon schwarz färben.

Diese sympathetische Dinte auf eine andere Art.

Man nimmt die Impregnation des Saturns, die man vom Bleye, das im Kalciniren zu Pulver gemacht wird, zubereitet. Man kalcinirt aber das Bley also: Man läßt es in einem irdenen unglasirten Geschirre schmelzen, und rührt es über dem Feuer mit einer Spatel, bis es zu Pulver wird, schüttet hernach solches Bleypulver, oder Silberglätt in destillirten Weineßig, daß es sich darinn auflöse.

thie. Diese Flüßigkeit sieht dann so hell, als Brunnenwasser her, und wird Impraegnatio Saturni genannt. Damit nun schreibt man etwas auf ein Papier, und legt es zwischen die Blätter eines etwa 4 Finger dicken Buches, wendet das Buch um, und wenn man in Acht genommen, was dieser Schrift entgegen liegt: so reibt man das letzte Blatt mit in dem von Kalk und Operment gemachten Wasser genetzten Baumwolle, oder Löschpapier, und läßt dieselbe darauf liegen, legt sogleich ein doppeltes Papier darüber, und wenn man das Buch geschwind wieder zugemacht, schlägt man mit der Hand 4- oder zmal darauf, kehrt es wieder um, und legt es eine halbe Viertelstunde unter eine Presse, zieht es dann hervor, und macht es auf, da dann diese Dinte, nachdem sie vor unsichtbar war, wieder zu sehen seyn wird. Denn es entsteht eine schwarze Farbe, wenn man Eißig, darinn Silberglätt aufgelöst worden, mit der Lauge vom Operment dazu mischt. Eben das wird sich auch durch eine Mauer ereignen, wenn man ein weißes Papier daran klebt, daran endlich eine Schrift zum Vorschein kömmt, welche Unwissende für eine Zauberey halten. Wenn man dieß dabey in Acht nimmt, daß man

auf

auf beyden Seiten Bretter vorſchlägt, damit die Geiſter nicht ſo geſchwinde ausdämpfen können. Daher räth man auch an, die zwo Flüßigkeiten in zweenen verſchiedenen Orten zuzubereiten und aufzuheben. Derjenige aber, der damit umgeht, ſoll Mund und Naſe wohl verwahren, damit ihm nicht der böſe Geſtank auf die Bruſt falle; denn die Probe dieſer Dinte iſt, daß, je mehr ſie ſtinkt, ſie um ſo beſſer ſey. Man kann auch die Lauge des Operments zu einer nützlichen Probe der Weine brauchen, in welche manchmal Silberglätte gethan wird, ihnen die allzugroße Schärfe zu benehmen, denn dieſes ſaturniſche Mittel iſt der Geſundheit des Menſchen höchſt ſchädlich, und bringt gern auszehrende Krankheiten, und den Tod. Wenn man alſo einen Wein prüfen will, ob er mit dieſem ſaturniſchen Zuſatze verfälſcht ſey: ſo gießt man dieſe Lauge hinein: bekömmt der Wein eine ſchwarze Farbe, ſo iſt gewiß Silberglätte darinn.

Eine Dinte, die man nach Belieben auslöſchen kann.

Eine ſolche Dinte zu verfertigen, nimmt man gebrannten und geglüheten Kalk, der in gutem Brannt-

Branntweine abgelöſcht iſt: reibt ihn dann auf einem Marmorſteine zu einer Maſſa, die man in einen kleinen irdenen Topf thun, und wohl zudecken muß, daß er nicht zur Aſche werde, vermiſcht ihn mit Gummi, oder auch nur mit gemeinem Waſſer: ſo kann man, wenn man damit ſchreibt, die Schrift mit Waſſer leicht wieder nach Belieben auslöſchen.

Dinte, womit man Linien ziehen kann, die ſich wieder auslöſchen laſſen.

Dieſe ſchöne und nützliche Kunſt, deren man ſich bey vielen Vorfällen bedienen kann, beſteht darinn: Man brennt Weinſtein zu Aſche, oder bis er weiß geworden; davon nimmt man einer Haſelnuß groß, und legt ihn in eine Schüſſel mit Waſſer, bis er aufgelöſt iſt; dann ſeigt man das Waſſer, und miſcht geſtoſſenen oder zart geriebenen Gold- oder Probierſtein darunter, ſo viel nöthig iſt, einen Saft oder Dinte daraus zu machen: zieht man nun damit Linien, und man will ſie wieder auslöſchen; ſo darf man nur das Papier mit Broſamen abreiben, ſo verſchwinden ſie, und alles, was man mit dieſer Dinte gezeichnet hat, dergeſtalt, daß

nicht

nicht die geringſte Spur davon ferner auf dem Papiere zu ſehen iſt.

Eine Dinte zu machen, die nur 24 Stunden währt.

Man läßt zu dem Ende Galläpfel mit Scheidewaſſer kochen; thut hernach Vitriol, nebſt ein wenig arabiſchen Gummi und Salmiak darunter; ſo bekömmt man aus dieſer Vermiſchung Dinte, die, wenn man damit ſchreibt, in vier und zwanzig Stunden wieder verſchwindet.

Eine Dinte, die in ſechs Tagen wieder verſchwindet.

Dieſe Dinte bekömmt man, wenn man Weidenkohlen mit gemeinem Waſſer wohl zerreibt, und untereinander vermiſcht. Oder man nimmt eine Unze Salmiak, und läßt es 4 bis 5 Tage in Scheidewaſſer weichen, macht darauf mit einem zartgeriebenen Probierſteine, dergleichen die Goldſchmiede brauchen, eine Dinte; ſo vergeht, was man immer damit ſchreibt, in Zeit von 5 bis 6 Tagen wieder.

Eine Dinte aus zweyen durchsichtigen hellen Wassern recht schön zu machen.

Diese Wasser werden folgender Gestalt mit leichter Mühe bereitet: In dem einen Wasser läßt man allmählig eine mäßige Quantität Gallâpfel eine Zeit lang sieden: in dem andern Wasser hingegen löset man nach Verhältniß blauen Kupfervitriol, nebst etwas Alaun, Gummi und Salz auf. Hat man Lust, so kann man sie beyderseits feigen, und dann jedes besonders in einem Glase aufbehalten; so erscheint sie beyderseits durchsichtig und klar. Will man Dinte daraus machen, so darf man weiter nichts thun, als beyde Wässer unter einander gießen: so bekömmt man sehr schwarze Dinte, mit der man schön schreiben kann.

Wasser zu machen, das sogleich die Schrift vom Papier nimmt.

Man nimmt 1 Pfund ungarischen Vitriol, 3 Pfund Salpeter, 4 Unzen Zinnober, und 5 Pfund Alaun, stößt alles zusammen zu Pulver, und destillirt es mit einem gelinden Feuer: dann werden zweyerley Wasser, ein weißes, und ein grünes, herübergehen. Wenn man

nun von dem erſten Waſſer ein wenig nimmt, und überfährt damit ein überſchriebenes Blatt Papier, reibt es gleich mit einem grauen wollenen Tuche; ſo wird die Schrift abgehen, und das Papier weiß ſeyn, als ob nichts darauf geſtanden wäre. Das andere Waſſer macht man warm, und hält ein geſchriebenes Papier darüber, daß der Dampf daran gehe: ſo wird das Papier das Anſehen bekommen, als wäre vor 10 Jahren darauf geſchrieben worden.

Eine weiße Dinte, auf weißes Papier damit zu ſchreiben.

Man kann dazu ungewaſchene Eyerſchalen nehmen, und ſelbe auf einem Steine fein obreiben, und ſo lange ſtehen laſſen, bis ſich das Pulver alles auf den Boden geſetzt hat. Hierauf läßt man das Waſſer allmählig ablaufen, und das Pulver an der Sonne trocken werden: ſo giebt dieß, wenn man es ſauber aufhebt, und reinlich zubereitet, die ſchönſte weiße Farbe von der Welt. Wenn man nun die weiße Dinte anmachen will: ſo nimmt man Gummi Armoniak, wäſcht und reinigt ſelbes wohl von der äußern gelben Schale, die es um-

umgiebt, und läßt es einen Tag in deſtillirtem Eßig liegen: den folgenden Tag, wenn alles aufgelöſet iſt, und der Eßig deßwegen weiß, wie eine Milch, ausſieht, läßt man ihn durch ein reines Tuch laufen, und miſcht darauf etwas von dem gemachten Pulver darunter: ſo bekömmt man auf dieſe Art eine überaus ſchöne und angenehme Farbe, mit der man auch auf das Papier auf das deutlichſte ſchreiben kann.

Eine weiße Dinte, auf ſchwarz damit zu ſchreiben.

Man muß Bleyweiß nehmen, wohl abreiben, und es hernach entweder mit ſtarkem Gummiwaſſer, oder mit dünnem Leimwaſſer, oder auch mit Eyerweiß anmachen; ſo giebt es eine weiße Dinte, mit der man auf ſchwarzes Papier u. d. gl. ſchreiben kann.

Eine rothe Dinte zu verfertigen.

Man nimmt zwey Loth Preſilienholz, und den dritten Theil von einer Maß Bier oder Wein, und thut es über Nacht in ein ſtarkes

Glas. Den folgenden Morgen setzt man es samt dem Glase in eine Pfanne oder Topf mit Wasser, und läßt es mit einander sieden, bis die Farbe im Glase roth genug erscheint. Kocht etwa das Wasser in der Pfanne, oder dem Topfe ein; so wird wieder Wasser zugegossen, aber nicht in das Glas. Dann muß man eine Bohne groß Alaun, der fein zerstossen worden, hineinthun, (Gummi ist nicht zu rathen, weil Gummi das Presilienholz nicht lange leidet, und die Farbe bald abnimmt); wohl unter einander rühren, noch einmal aufsieden, und dann erkalten lassen. Hierauf muß man es durch ein Tuch seigen, und in einem Glase zum Gebrauche wohl bedeckt aufbehalten. Bequemer wäre es, diese Dinte in einem irdenen Topfe zu sieden; weil aber die Glasur hindert, daß die Farbe schön werde; so ist es nicht zu rathen. In einem kupfernen Geschirre möchte man endlich sie wohl sieden; doch wird sie in dem Glase viel schöner. Das Bier, das man dazu braucht, muß lauter und weiß seyn, und bey solchem kann man den Gummi vollkommen entbehren. Wenn man aber Wein dazu nimmt, durch welchen auch die Dinte schöner wird, muß man etwas Gummi zu Hilfe nehmen. Wird die-

diese Dinte in Zinn gekocht, so wird sie am allerschönsten.

Andere machen auf folgende Art rothe Dinte: Sie nehmen Fernabuk, welches das beste Brasilienholz ist, thun es in einen Topf, gießen guten Weinessig darüber, und lassen es drey oder vier Stunden stehen, daß es wohl erweichet; dann nehmen sie schönes lauteres Bier, vermischen es mit klarem Brunnenwasser, und gießen es über die Brasilienspäne; so, daß es zween Finger breit darüber steht; setzen es hernach zu einer mäßigen Glut, und lassen es sieden. Hat es eine Zeit lang gesotten, thun sie eine welsche Nuß groß Alaun dazu, oder statt des Alauns ein wenig Salmiak, welches noch besser ist, und gleichviel arabischen Gummi, setzen es nochmal ans Feuer, seigen die Dinte von den Spänen; so bekommt man eine schöne Dinte, die man in einem Glase wohl zugedeckt aufbehalten muß.

Eine rothe Dinte auf der Stelle zu machen.

Hiezu wird weiter nichts erfodert, als daß man feingeraspeltes Brasilienholz in gestossenes Weinsteinöl legt, und eine Weile in der Wärme stehen läßt; so wird es gleich zu einer rothen Dinte, mit der man schreiben kann, und die zugleich von angenehmer Farbe ist.

Eine rothe Dinte, zu Rubriken zu machen.

Hiezu wird präparirter und wohlgeriebener Zinnober genommen, der mit einem reinen Gummiwasser gemäßigt und zum Schreiben dünne gemacht wird. Einige nehmen statt des Gummi Eyerweiß, welches sie verklopfen, bis es zu Schaume wird; dann läßt man es eine Zeit lang stehen, bis ein Wasser daraus wird; dieß thun sie an den Zinnober, und rühren es wohl unter einander. Bey dem Schreiben muß man, so oft man die Feder eindunkt, den Zinnober rühren, und die Feder mit frischem Wasser immer rein halten, daß der Zinnober sich nicht ansetze, und hart werde.

Ei-

Eine grüne Dinte zu machen.

Man nimmt einen guten Grünspan, und löst denselben in Weineßig auf; diese Auflösung läßt man etliche Wochen stehen, und thut hernach etwas wenig Alaun, und sehr wenig arabischen Gummi dazu: oder man nimmt im Frühlinge grüne Hollunderblätter, und zerstößt dieselben, und preßt den Saft aus, mischt etwas Alaun dazu; so wird die Dinte dunkelgrün werden, und schön seyn.

Blaue Dinte zu machen.

Man nimmt Holderbeere, und drückt den Saft davon aus, und thut etwas geflossenen Alaun dazu, und ohngefähr den vierten Theil Eßig, und ein wenig Harn, darauf prüft man, ob die Dinte nach dem Gefallen ist.

Violblaue Dinte zu machen.

Man nimmt Attichbeere, Alaun, Eßig und Harn, temperirts mit einander, und ſiedet es.

Gelbe Dinte zu machen.

Man nimmt gelbe Schmalzblümchen, und drückt den Saft heraus, und mengt etwas Alaun darunter. Kürzer aber iſt dieſe: Man macht Safran mit Alaun an, ſo bekömmt man eine ſchöne gelbe Dinte.

Ueber Somnambulismus und deſſen Wahrſcheinlichkeit.

Nach dem Franzöſiſchen.

Veritati nemo praeſcribere poteſt; non ſpatium Temporum; non factiones et patrocinia perſonarum,

Non Priuilegium regionum.

Ter. de Velun. Virg.

Unter allen Neuheiten, welche der thieriſche Magnetismus bey ſeiner Ausübung darbietet, iſt ohne Zweifel der magnetiſche Somnambulismus das Intereſſanteſte. Man verſteht aber unter dieſer Benennung einen mittlern Zuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen. Und obgleich von beyden etwas da iſt, ſo kommen doch viele Erſcheinungen dabey vor, die weder zu dem einen, noch dem andern Zuſtande ganz gehören.

Ein in den vollkommenen Somnambulismus verſetzter Kranke weis nichts von dem,

dem, was neben ihm vorgeht, scheint von der ganzen Natur gleichsam getrennt zu seyn, und bloß mit dem in Verbindung zu bleiben, der ihn in diesen Zustand versetzt hat. Der Magnetiseur kann sich durch eine unsichtbare Kraft dem Kranken nicht nur durch Sprechen und andere äußere Zeichen, sondern selbst durch bloßes Denken verständlich machen. Diese Kraft kann durch schickliches Berühren auch andern Personen mitgetheilt werden, welche von diesem Augenblicke an mit dem Somnambule in vollkommenem Rapporte sich befinden.

Sobald der Kranke in jene Krise fällt, so entsteht bey demselben eine sogenannte Desorganisation, wodurch einige seiner äußern Sinne geschwächt, andere hingegen zu einem wunderbaren Grade der Feinheit erhoben werden: zuweilen verliert sich nämlich ganz oder zum Theile der Sinn des Gehörs, indem dagegen das Gesicht eine erstaunenswürdige Schärfe erhält; zuweilen wird die Beraubung des Gesichts durch eine unglaubliche Feinheit des Gehörs, des Geruchs und Geschmacks ersetzt. Bey den meisten Somnambulen scheint sich ein neuer

sech-

ſechſter Sinn, und eine außerordentliche Ausdehnung der Denkungskraft zu zeigen, welche das gewöhnliche Vermögen ihres Geiſtes überſteigt.

Mit Einem Worte, die Erſcheinungen des Somnambulismus bieten täglich neue Gegenſtände zum Erſtaunen ſelbſt für diejenigen dar, die ſchon mit dieſen Wirkungen durchaus bekannt ſeyn ſollten. — —

Und was iſt nun von allen dieſen Wundern zu halten? Sind ſie in der That ſo reel, als man uns glauben machen will? Oder ſind es nicht vielmehr Täuſchungen, die durch Betrug von der einen, und durch Leichtgläubigkeit von der andern Seite genähret werden? — Dieſe Fragen verdienen mit allem Ernſte und Unparteylichkeit unterſucht, und ins Klare gebracht zu werden; denn der menſchliche Geiſt iſt ohnehin von Natur zum Wunderbaren geneigt, und ergreift begierig alles, was ſeinem Geſchmacke und Neigung ſchmeichelt. Und iſt die Einbildungskraft einmal erhitzt, und die Seele hinaufgeſpannt, ſo werden in der Folge alle Talente

ange-

angewendet, ihre chimärischen Vorstellungen zu realisiren.

Unter den vielen Beobachtern und Zeugen jener außerordentlichen Wirkungen haben einige, vom Erstaunen und von Bewunderung gerührt, denselben zuletzt ihren ganzen Glauben geschenkt, und sie als unläugbare Proben des thierischen Magnetismus angesehen: andere haben sich zwar von der Richtigkeit der Phänomene überzeugt, aber nichts desto weniger ihren Unglauben über die wirkende Ursache derselben beybehalten. Sie nahmen geheime Springfedern an, glaubten, daß dadurch auf eine geschickte Weise Täuschung hervorgebracht werde, und wenn sie gleich nicht so, wie sie wünschten, und hoften, solche entdecken konnten; so setzten sie doch deren Existenz immer als gewiß voraus, und führten zu ihrem Behufe jene feinen Taschenspielereyen an, wodurch geübte und scharfsinnige Künstler oft lange genug ein ganzes Publikum in Erstaunen setzen. — Was noch insbesondere die Gelehrten, Philosophen, Aerzte und Physiker betrift, so hielten sie es größtentheils unter ihre Würde, Zeugen dieses Schauspieles zu werden. Sie nahmen dabey

bey zu ihrem Vorwande, daß es für sie zu reizend sey, einzusehen, daß diese Phänomene gegen alle angenommenen physischen und physiologischen Begriffe sich verstießen; alle diese vorgeblichen Wunder müsse man daher für bloße Chimären halten, die einer ernsthaften Prüfung unwürdig seyn.

Inzwischen gewinnt der magnetische Somnambulismus von Tage zu Tage immer mehrere Festigkeit und Stärke. Eine Menge von Personen, die sich durch Kenntnisse, Rechtschaffenheit, und Beurtheilungskraft auszeichnen, bezeugen öffentlich die Wirklichkeit desselben. — Das Publikum im Ganzen bleibt bey diesen verschiedenen Aeußerungen, unter welchen es nicht entscheiden kann, natürlicher Weise schwankend, und erwartet begierig zu seiner vollen Ueberzeugung mehrere und gründlichere Aufklärung — 2c. 2c. gen folgende Reflexionen bey unparteyischen Gliedern derselben einigermaßen jene Erwartung befriedigen! Es sollen in diesem Aufsatze vornehmlich drey wesentliche Punkte auseinander gesetzt werden.

1. Sind wirklich vor den Augen des Publikums Phänomene von einiger Erheblichkeit geschehen, die es **werth** sind, die Neugierde zu reitzen, und die es **verdienen**, daß man **den wahren Ursachen** derselben **nachforsche**?

2. Kann man bey jenen Wirkungen **mit Grunde Betrügerey** muthmassen?

3. Stehen diese **Erscheinungen mit den bekannten Begriffen wirklich** in so **großem** und **starkem** Widerspruche, als man gemeiniglich glaubt? — Ehe man sich die Mühe nimmt zu untersuchen, ob magnetischer Somnambulismus Täuschung oder Wahrheit sey, muß nothwendig vorher ausgemacht seyn, daß wenigstens dem Anscheine nach **Sonderbarheiten** von der Art existiren, und daß sie **das allgemeine Wohl**, und **den Fortgang der Wissenschaften** interessiren. Sonst möchte die Geschichte des goldenen Zahns leicht zum zweytenmale gespielet werden! — Die erste Schrift, die vom magnetischen Somnambulismus redet, ist, so viel man weis, ein Brief vom Hrn. Cloquet, Rennmeister zu Soissons, worinn er dasjenige erzählet, was er in dieser Art zu Büzanzy sah. — Noch merkwürdiger

ist

ist das, was Herr Marquis von Puysegür selbst, ein Mann vom Stande, und dessen Aufrichtigkeit man nicht bezweifeln kann, in einer durchaus lesenswürdigen Schrift von diesen seinen Beobachtungen zu Büzancy aufgezeichnet, und öffentlich bekannt gemacht hat. Dieses wohlgeschriebene Werk flößte Personen vom höchsten Range die Begierde ein, Zeugen solcher auffallenden Erscheinungen zu werden, und ihr Wunsch ward befriedigt. Viele hundert Personen kannten diesen wahren oder falschen Effekten bewohnen, von welchen die öffentlichen Blätter in und außerhalb Frankreich laut genug redeten. Die Somnambule wurden vielfachen Untersuchungen ausgesetzt, die glücklich und erwünscht ausfielen. In ganz Frankreich, in der Schweiz und Deutschland wurden ähnliche Versuche angestellt. Da jene Beyspiele die Magnetiseure näher auf diesen Theil des Magnetismus führten, und da sie einen desto größern Lärm bekamen, je sicherer ihnen dieser Weg zur Heilung schien: so verbreitete sich dadurch ein gedoppelte Interesse, nämlich der Magnetiseure und der Kranken, dieses Verfahren den bisher gewöhnlichen vorzuziehen; es ward der Somnambulismus der allgemeine

meine Gegenstand der Versuche, und bey jeder magnetischen Anstalt wetteiferte man, ihn in der grösten Vollkommenheit darzustellen. —

Selbst der sonst dem Magnetismus nicht sehr günstige Bericht einer zu dessen Untersuchung niedergesetzten Kommißion erwähnt des Somnambulismus als der gewissesten und außerordentlichsten Sache.

Man kann es also als eine unwidersprechliche wahre Thatsache annehmen, daß an mehrern Orten, in öffentlichen Anstalten, und in Privathäusern vorgebliche Somnambule existiren, die den Augen vieler Zuschauer sehr auffallende Erscheinungen darbieten.

Nun entsteht aber die weitere und wichtigere Frage; ob jener sonderbare Zustand nicht etwa bloß Verstellung ist, wodurch leichtgläubige Zuschauer irre geführt werden? Oder in welchem Grade man demselben Glauben beymessen dürfe? — — —

Man findet diese Somnambule nicht bloß in der Klasse des Pöbels, wo vielleicht noch eher

eher die Vermuthung Statt finden könnte, daß man den Somnambulismus aus **Nachahmung, aus Interesse, oder aus andern niedrigen Beweggründen** zu spielen suchte. Denn es ist nun einmal ein Unglück für gute Sachen, daß sie sich so selten in ihrer Reinheit erhalten, und der Vermischung durch Bosheit und Habsucht so schwer entgehen: und gerade von dieser Seite suchen diejenigen, die aus **Vorurtheil oder Interesse** jene große Entdeckung in Mißkredit zu bringen denken, sie dem Publikum darzustellen, und demselben einen Schein von Charlatanerie vorzuspiegeln. — Anders verfahren hingegen **philosophische Männer, welche wahre Aufklärung** zu erhalten, und zu verbreiten wünschen! Sie lassen Uebertreibung und Charlatanerie an ihrem Orte gestellt, und dringen auf den Grund der Sache; so, wie die **Boranker** sich durch die Fäulniß des Fleisches, welches einen Saamenkern umgiebt, nicht von der Untersuchung desselben abwendig machen läßt. Er schneidet herzhaft das eckelhafte Ueberflüßige weg, und sucht den Kern auf, der zu seinem Studium dienen soll.

Wir haben Somnambule genug, die wegen ihrer **bürgerlichen Existenz, ihres Cha-**

rakters, und ihrer andern äußern Verhältnisse über allen Argwohn weg sind; die Männer von Scharfsinn, Kenntnissen, und Redlichkeit unparteyisch und lange beobachteten, die sie mancherley Versuchen und Prüfungen unterwarfen, und die sie so fanden, wie man sie ihnen angegeben hatte: es sind in, und außer Frankreich mehrere tausend Zeugen dieser Phänomene aufzuzeigen — — —

Und wenn man nun alle diese Zeugnisse zernichten, und alles für Trügerey und Täuschung erklären wollte; so würde doch wohl der einzige gerade Weg der Gegner seyn müssen, die Glaubwürdigkeit der Zeugen anzufechten, und zu zeigen, daß es denselben an Geschicklichkeit oder an Wahrheitsliebe fehle — — Und wie schwer, ich will nicht sagen, unmöglich, würde denselben dieses werden müssen! — — Oder wollen sie einen andern Weg, mit Vorbeygehung der Zeugen Untersuchung einschlagen; so müßte denn doch wenigstens fest und statthaft dargethan werden, daß die Somnambule

1) Die Absicht gehabt, einen Betrug zu spielen,

2)

2) Daß ſie auch die Geſchicklichkeit dazu beſeſſen.

Nun ſind aber unter den Somnambulen, die man ja täglich ſehen kann, ſolche Perſonen, die über allen Verdacht erhaben ſind. Ehrwürdige Mütter von Familien, angeſehene Männer von bekannter Redlichkeit, Menſchen voll Einſicht, Kinder, bey welchen man gegründeter Weiſe zu einer ſo erheuchelten Lage weder Abſicht noch Intereſſe vermuthen kann.

Nach der Meynung der Gegner ſpielet wenigſtens Parteygeiſt zum Vortheil des thieriſchen Magnetismus hiebey ſeine vortheilhafte Rolle? — Allein, man erwäge doch nur dieſes, daß der größte Theil der ſchlafenden Perſonen ſich auf keine Weiſe über die Schickſale des thieriſchen Magnetismus bekümmert, und daß mehrere derſelben beym Hinfallen in den magnetiſchen Schlaf keine Idee von denſelben hatten. Und warum ſollte man zu dieſem ſonderbaren Stratagem ſeine Zuflucht nehmen, da der Somnambulismus ja kein nothwendiger Effekt von Magnetismus, ſondern vielmehr als eine ſpätere Entdeckung

aus einer langen Praxis des Magnetismus entsprungen ist, und da es noch itzt mehr als einen geschickten Magnetisirer giebt, der die Phänomene des Somnambulismus nur als eine Nebensache ansieht. Selbst Herr Meßmer hat immer von dieser letzten Meynung zu seyn geschienen. Würden daher die Anhänger des thierischen Magnetismus, wenn sie auch ein Hilfsmittel nöthig gehabt hätten, das Publikum zu gewinnen, nicht sehr ungeschickt, und ohne alle Noth sich mit einem so sonderbaren Manövre eingelassen haben, welches bey der Ausführung die unübersteiglichsten Schwierigkeiten erfodert? — Und gesetzt, daß alles Betrügerey gewesen wäre, würde man wohl einige wahrscheinliche Hofnung gehabt haben, daß sich Personen von Rechtschaffenheit damit eingelassen hätten? Man hätte sich also nur an schlechte Leute aus der niedrigsten Klasse von Menschen halten, und diese mit der Gefahr annehmen müssen, alles am nächsten Tage entdeckt, und sich betrogen zu sehen. Ja man hätte selbst bey diesen Personen eine unerhörte Geschicklichkeit finden müssen, diese so schwere Rolle so zu spielen, daß dadurch die Prüfung eines einsichtsvollen und argwöhnischen Publikums hätte hintertergangen werden können. Un-

Unter dieſen Umſtänden würde aber der Somnambulismus wahrlich von kurzer Dauer gewesen ſeyn, und es müßte, anſtatt ſich mehrere Zutrauen zu erwerben, früh genug Täuſchung und Betrügerey haben blicken laſſen. Allein gerade das Gegentheil geſchieht. Der Somnambulismus gewinnt alle Tage neue Anhänger, und ſein ſich immer verſtärkendes Kredit widerſpricht jeden Gedanken von Betrügerey. Man ſieht täglich Kranke in dem Schooße ihrer Familie, unter den Augen ihrer nächſten Verwandten, denen es offenbar ſehr daran liegen muß, die wahre Lage der Sache zu bewähren, in den magnetiſchen Schlaf fallen: und kann man glauben, daß dieſe Kranken ſelbſt mitten unter Schmerzen, oft dem Tode nahe, ſich werden einfallen laſſen, eine Komödie zu ſpielen, und daß die ſämmtlichen Anverwandten derſelben, Vater, Mutter, Männer, Weiber, Kinder, alle Theilnehmer an dem Komplote ſeyn!!!

— — —

Doch vielleicht war ſogar die Krankheit ſelbſt erdichtet? — Dieſe Vermuthung kann wohl eben ſo wenig Statt haben; denn außerdem, daß es doch ſo leicht nicht iſt, ein bös-

artis

artiges Fieber, eine Bruſtkrankheit, eine Waſſerſucht u. ſ. w. zu erdichten: ſo hat man ſo zuverläßig beſtättigte Krankheiten, daß man alle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit wegläugnen mußte, um ſie zu bezweifeln. — Aber geſetzt, daß ſich ein geſunder Menſch entſchlieſſen könne, eine lange Zeit den Kranken, oder der Kranke den Somnambule zu ſpielen, und geſetzt, daß hinter dem Vorhange verborgene Perſonen dieſe Mummerey unterſtützten: oder unterhielten; ſo würde doch, wie es ſcheint, die Betrügerey in ſehr kurzer Zeit entdeckt worden ſeyn, man mag auch von beyden Seiten ſo viel Geſchicklichkeit annehmen, als man will. Ich fodere den gewandteſten Schauſpieler auf, den Somnambule vor aufgeklärten Perſonen zu ſpielen; ſich mehrere Stunden lang in ſeinem erkünſtelten Zuſtande zu erhalten, die Augen geſchloſſen, und daß die Augenlieder ſich in dieſer ganzen Zeit wie angeleimt nicht von einander trennen. Dieſes ſcheint mir auſſer der menſchlichen Geſchicklichkeit und Geduld zu ſeyn; wo iſt der Mann, der Stunden lang unbeweglich in einer Stellung bleiben kann, ohne eine Empfindung von dem zu zeigen, was neben ihm vorgeht, ſelbſt wenn man ihn durch plötzliche,

uner-

unerwartete Geräusche zu überraschen sucht? Welcher noch so feine Schauspieler würde mit geschlossenen Augen alles das nachmachen, was durch Somnambule wirklich ausgeübet wird? Einige Versuche von dieser Art würden den abgerichtetsten Künstler aus seiner Fassung bringen, und in weniger Zeit seine Zwecke vernichten.

Sieht man nun alle diese Effekte standhaft wiederholt, und ohne Anstrengung, und durch eine Menge von Menschen allerley Geschlechts, Alters, und Rangs: so muß man in Wahrheit bekennen, daß dieses nicht ein Werk der Kunst, sondern der Natur sey.

Es vereinigen sich also die physischen Wahrscheinlichkeiten mit den moralischen, um die Wirklichkeit des magnetischen Somnambulismus zu bestättigen. Denn man kann diesen Zustand nicht verwerfen, ohne eine Betrügerey anzunehmen, die eben so schwer zu begreifen ist: und wir mögen uns drehen, wie wir wollen; so ist hier immer ein auffallendes Phänomen, es sey nun ein moralisches oder physisches, und letzters kostet, wie es scheint, dem Verstande am wenigsten Mühe,

weil

weil es noch immer einer Aufklärung fähig und begreiflicher, als ein Komplot von Betrügern ist, die kein Interesse und Beweggründe haben; wo die Triebfedern so manchfaltig zusammengesetzt, und die Ausführung so unmöglich ist.

So überzeugend alles das Gesagte seyn mag, so beharren doch viele Personen standhaft auf ihrem Sinne; weil, wie sie meynen, in Sachen, die die Vernunft beleidigen, die Autorität der Zeugnisse nichts ist. — Ob man übrigens gleich allgemein zugesteht, daß man zum Beweise eines gewöhnlichen Faktums, welches dem natürlichen Gange so ganz gemäß wäre, mehrere Data habe, als man fodern dürfe, auch, ohne zu sehen. Aber bey einem Phänomene, das, wie man glaubt, so wenig natürlich, weder begreiflich, noch erklärbar ist, welches, alle angenommenen Begriffe umzustossen scheint, hält man sich für berechtigt, nicht nur fremdes Zeugniß, sondern selbst das Zeugniß seiner eigenen Sinne, zu verwerfen.

Wir sehen uns also unvermerkt zur Beantwortung der dritten Frage gebracht, ob

denn

denn der magnetiſche Somnambulismus, und die ihn begleitenden Erſcheinungen wirklich ſo unbegreiflich, ſo gegen die Geſetze der Natur ſind, als viele Gelehrte es behaupten: Die Phyſiker und Aerzte, die in Abſicht des magnetiſchen Somnambulismus den größten Unglauben zeigen, thun ſolches zwar unter dem Vorwande, daß es etwas Unbegreifliches ſey; aber der Grund ihres Unglaubens iſt unzureichend, weil die vorgeblichen Schwierigkeiten nicht gegen die auffallenden Zeugniſſe zum Vortheile des Somnambulismus in Betrachtung kommen. Denn die Schwierigkeit, eine Naturwirkung zu begreifen, hebt doch offenbar die Wahrheit deſſelben nicht auf. Wir ſind rund um uns her mit vielen unbezweifelten, natürlichen Wundern umgeben, wenn wir ſie gleich nicht zu begreifen fähig ſind. Und die Kraft der Natur erſtreckt ſich ſo weit, daß der menſchliche Begriff ihr oft nicht folgen kann. — — —

So muß man denn in Zukunft den thörichtſten Erzählungen, und den unſinnigſten Einfällen Glauben beymeſſen! Denn man wird ſich immer auf die große Kraft der Natur, und den weiten Umfang ihrer Hilfsmittel beru-

berufen können; dadurch werden alle unsere Kenntnisse, anstatt sich zu reinigen, und zu erweitern, in ihr altes verwirrtes Chaos zurückfallen! — Nicht so, meine Freunde! Euer Einwurf paßt ganz und gar nicht hieher. Denn es ist nicht die Frage; ob ein Phänomen allein in der Rücksicht zuzulassen sey, weil die Natur sehr mächtig ist; sondern ob eine durch viele Augenzeugen bestättigte Thatsache der Prüfung und einer vernünftigen Untersuchung zu unterwerfen sey? — Und wie wär' es dann, wenn man sogar entdeckte, daß das sogenannte Unbegreifliche, und mit den angenommenen Begriffen in der Physik und Physiologie Unverträgliche vielmehr geradezu eine Folge dieser Principien wäre! Auch dieses wollen wir nun noch zu beweisen suchen. Um aber hierinn vollkommen ordnungsmäßig zu verfahren, müssen bey dem magnetischen Somnambulismus zwey Stücke untersucht werden, die den Aerzten und Physikern immer vorzüglich anstößig waren; nämlich 1) die Leichtigkeit, womit man den Kranken in jenen Zustand versetzt, 2) die Erscheinungen, die diesen Zustand begleiten.

Es ist freylich sonderbar genug, daß einige Aerzte die **Möglichkeit**, einen Kranken durch **irgend eine Kunst** in den Somnambulismus zu versetzen, **läugnen wollen**; wenn man dabey bedenkt, daß doch nach ihren eignen Grundsätzen die **Kunst** in dem menschlichen Körper **die natürlichen Revolutionen nachahmen** kann, und daß alle Anhänger der Blattereinimpfung die Vertheidigung ihres Verfahrens auf diesem Prinzipium gründen. Alle Aerzte stimmen nämlich darinn überein, daß der wesentliche Zweck der Einimpfung sey, durch eine **künstlich** veranlaßte Unpäßlichkeit derjenigen vorzubeugen, die die Natur früh oder spät von selbst veranlaßt haben würde. Nach ähnlichen Grundsätzen sind die Aerzte auf den Gedanken gekommen, mehrere Arten von Krankheiten einzuimpfen, um theils den natürlich zu erwartenden zuvor zu kommen, theils um sich derselben als ein Gegengewicht gegen andere Krankheiten zu bedienen; daß man es daher heutiges Tages für eine bekannte Geschicklichkeit hält, eine Krankheit durch eine andere zu heilen.

Ist es denn unter dieser Voraussetzung so etwas Außerordentliches und Unbegreifliches,

liches, daß auch der Zuſtand des Somnambulismus durch künſtliche Mittel mitgetheilet werden könne? Denn die Phyſiologen ſetzen denſelben ja unter die Krankheiten. Es gehört alſo mit in die Klaſſe der Revolutionen, die durch Kunſt bewirket werden können: es werden alſo die Prinzipien der Phyſiologen vielmehr dadurch beſtättiget, als umgeſtoſſen. Will man indeß den Somnambulismus nicht für eine Krankheit gelten laſſen; ſo ſey es! Wir wollen, um alle Ausflüchte von dieſer Seite abzuſchneiden, ihn nur als einen Schlaf anſehen, deſſen Entſtehung und veranlaſſende Urſache bisher noch von keinem Arzte, Phyſiker oder Philoſophen gehörig erklärt worden iſt. Alles, was man darüber zu ſagen pflegt, ſind bloß Muthmaſſungen, und für den philoſophiſchen Denker unzureichend. So viel iſt indeß gewiß, daß uns der Schlaf anwandelt, ſobald der Körper dazu geſchickt iſt, und daß man denſelben durch künſtliche Mittel z. B. durch Opium, und andere ähnliche Dinge dazu geſchickt machen könne. Sollte nun nicht das nämliche durch Einwirkung des thieriſchen Magnetismus möglich ſeyn? Wollte man deßwegen die Umſtände für verſchieden halten, weil man beym

Mag-

Magnetiſiren weder Dekokte, noch Infuſio-
nen gebraucht; ſo iſt doch wohl die natürli-
che Antwort dieſe: daß man auch ohne Ge-
tränke und Pulver Wachende einſchläfern
kann. Ja, es gehört dieſes ſogar zu den
Eigenheiten des Schlafes, daß er durch ſehr
verſchiedene und entgegengeſetzte Urſachen
ſich hervorbringen läßt. Große Hitze und
außerordentliche Kälte erregen beyde den
Schlaf. Hunger und Uebermaß im Eſſen,
Ermattung von Arbeit, und Ruhe, küh-
lende und erhitzende Getränke führen gleich-
mäßig den Schlaf herbey: er entſteht aus
Verminderung und Anhäufung des Ge-
blütes; ein Fieber, welches ſchlaflos macht,
macht auch ſchlaftrunken; ein geringer Un-
terſchied in der Menge des Weines macht
munter oder ſchläfrig. — — Wollte man
alle Urſachen des Schlafes aufſuchen, und zu-
ſammen ſtellen, wo würde das Ende dieſer
Arbeit! — Und iſt es denn nun noch ſo un-
wahrſcheinlich, daß auch durch eine magne-
tiſche Behandlung der Schlaf erreget wer-
den könne? Iſt nicht vielmehr die Wirkſam-
keit einer ſolchen Berührung *) eine noth-
wen-

*) Meine Leſer erlauben mir die Bemerkung zu ma-
chen, daß hier durchaus von keinem heftigen Rei-
ni-

wendige Folge eines allgemeinen Gesetzes der Natur, nach welchem alle Sinne zur Einführung des Schlafes dienen? Im Gehöre, Geruche, Gesichte und Geschmacke findet man die zu-

---

nipuliren, beschwerlichen Streicheln, oder gar unanständigen Betastungen die Rede sey, wie es doch viele Männer vielleicht aus Unwissenheit selbst glauben, wenigstens dem Publikum es glauben machen wollen. — Wenn die Hand des Magnetiseurs den Körper des Kranken berühret, so geschieht solches sehr gelinde, und jederzeit ohne Beleidigung der genauesten Wohlanständigkeit. Selten wird nur maßirt; am gewöhnlichsten fährt der Magnetiseur mit den Spitzen seiner Finger dem Körper in einiger Entfernung vorbey. Man fängt sogar mit vielem Glücke an, bloß durch Entgegenhalten eines stählernen Konduktors Kranke in den Schlaf zu versetzen. — Wie befremdend muß es daher jedem Kenner seyn, wenn manche Gelehrte auf jene fälschliche Voraussetzung des stärkern Reibens es wagen, eine denselben gewiß fremde, vielleicht nie ganz gesehene, noch weniger selbst geübte Thatsache zu erklären, indem sie über die Entstehung des Somnambulismus folgendes Raisonnement aufstellen: Heftiges Reiben, insonderheit sehr empfindlicher Theile, errege konvulsivische Bewegungen; diese verursachen Entkräftungen, und so falle endlich der Kranke in den Schlaf. — Wären diese Her-

ren

zuverläßigſten Veranlaſſungen dazu. Sollte das Gefühl der einzige Sinn ſeyn, dem dieſe Eigenſchaft fehlt? — — Ueber dieß belehrt uns ein geringes Nachdenken, daß jene ſchlaf-

---

ren doch jemals bey guten Magnetiſeuren gegenwärtig geweſen, wenn Kranke durch dieſelben in den Schlaf verſetzt wurden; und hätten dann geſehen, wie oft ein einziger feſter Blick derſelben, oft das leichteſte Berühren der Augen, oft der vorgehaltene kahlerne, magnetiſche Konduktor; faſt immer ein gelindes Magnetiſiren von einigen Minuten den Kranken in jenen Zuſtand bringen, hätten geſehen, wie die Kranken faſt allemal ohne einige Abnahme von gichteriſchen Bewegungen aufs ſanfteſte einſchliefen, hätten geſehen, wie ſie, anſtatt entkräftet und matt zu ſeyn, voll Heiterkeit und Leben und! — Gewiß, ſie würden als rechtſchaffene Männer ſich über ihre falſchlichen Behauptungen um ſo mehr ſchämen, da ſie dadurch unverſichtlich bey vielen würdigen Perſonen ein Hinderniß in der ſchnellern Aufnahme eines phyſiſchen Heilmittels geworden ſind, welches ſie doch in längerer oder kürzerer Zeit als wahr und nützlich werden anerkennen müſſen!

Ich geſteh' es daher ohne Rückhalt, daß ich oft mit wahrer Betrübniß, um das Geringſte zu ſagen, ſolche Schwachheiten, Blößen, und Unrichtigkeiten in öffentlichen Blättern finde, die doch ihrem

schlaferweckende Eigenschaft dem Sinne des Gefühles mehr als jedem andern Sinne zukommen müsse. Denn wir haben eigentlich nur den einen Sinn, das Gefühl, und die übrigen sind blos Modifikationen desselben. Das Gefühl unterscheidet sich nur durch seine größere Energie und Ausdehnung, indem es über den ganzen Körper verbreitet ist — Hiedurch scheint es sehr begreiflich zu seyn, daß das Gefühl vorzüglich die Eigenschaft haben müsse, den Schlaf zu veranlassen. Denn wie kann man von ihm, als dem Hauptsinne, vermuthen, daß er eines Vermögens beraubt sey, welches sich bey allen seinen Subalternen findet? — Gut, sagt man vielleicht! Allein, es ist doch immer noch ein großer Unterschied zwischen Schlaf und Somnambulismus! — Die Antwort ist sehr einfach. Somnambulismus ist nur Modifikation des Schlafes. Es giebt keinen Somnambulis-

rem Zwecke gemäß bestimmt sind, das Publikum in Wahrheit zu unterrichten, und dessen Urtheil weise zu leiten. — Ich werde hierüber nächstens an einem andern Orte mich ausführlicher zu äußern Gelegenheit haben, und alsdann verschiedene öffentliche Urtheile von der Art auf der Waage der Wahrheit zu prüfen, mir die Freyheit nehmen.

liſmus ohne eine Art von Schlaf. Vielleicht könnte man gar hinzuſetzen: es giebt keinen Schlaf ohne Somnambuliſmus, und jeder Schlafende iſt in gewiſſem Grade ein Somnambule. — So paradox dieſer Satz auch manchem ſcheinen mag, ſo unläugbar iſt er, wenn man dem Kunſtworte Somnambule ſeine eigentliche Bedeutung beylegt.

Es behält nämlich der Menſch auch im tiefſten und glücklichſten Schlafe noch immer einen größern oder kleinern Theil des wachenden Zuſtandes, vermittelſt deſſen er verſchiedene Bewegungen hervorbringt. Wer weis nicht, daß der Körper oft während des Schlafes in Unruhe kömmt, ſich hin und her bewegt, eine bequeme Lage ſucht; daß die Hand ſich gegen einen leidenden Theil ſtreckt; daß die Decke in Ordnung gebracht wird; Inſecten verjagt oder zerdrückt werden, und daß andere Sachen geſchehen, die unläugbar zum wachenden Zuſtande gehören, und daß folglich eine Art von Somnambuliſmus entſteht, wenn man anders unter dieſem Namen die Ausübung beſonderer, beſtimmten zweckmäßigen Bewegungen im Schlafe verſteht? Und was ſind

doch Träume? — Bey vielen Menschen geht dieser Zustand noch weiter. Denn es giebt unzählige Personen, die im Schlafe sprechen, zusammenhaltende Reden halten, aus dem Bette steigen, u. s. w. Diese Dinge sind so etwas gewöhnliches, daß man fast in jeder Familie ein solches Beyspiel finden kann. Geht endlich der Somnambulismus noch einige Stufen weiter; so bringt er erstaunenswürdige Effekte hervor. Man sieht alsdann den Schlafenden schreiben, musikalische Instrumente spielen, in fremden Sprachen reden, wovon sie wachend kein Wort verstehen *), Geschäfte allerley Art vornehmen, die Thüre öffnen, Feuer anzünden, auf Dächer und Pferde steigen, in Nachen über Flüsse setzen u. s. w. Und dennoch

*) Here la Motte le Vayer versichert, daß le Fer, ein Bürger zu Rouen, im Schlafe auf Fragen in allen Sprachen geantwortet habe; auch sogar in der Sprache der Griechen und Indianer. Die Frau von Pile redete in einer Krankheit das beste Spanische, ob sie gleich weder vorher, noch nachher, das geringste davon wußte. Andere Leute haben im Schlafe eine besondere Gelehrsamkeit in Dingen bewiesen, die nicht bloß, wie die Sprachen, das Gedächtniß, sondern die Vernunft angehen. Sieh Unsers Arzt. Stück 74.

noch iſt offenbar der Somnambulismus ſelbſt in dieſem höchſten Grade kein neuer Zuſtand, oder der Natur des Schlafes zuwider. Es iſt bloß eine verſtärkte Modifikation eines natürlichen Zuſtandes des Menſchen, und immer Eigenſchaft des Schlafes. Dieſes führt uns dann wieder auf den Satz zurück, daß jeder Schlafende ein anfangender Somnambule iſt, bey welchem ſich dieſer Zuſtand auf eine mehr oder weniger auffallende Art entwickelt, nach dem Verhältniße der phyſiſchen Beſchaffenheit des Schlafenden, nach der Natur ſeiner Krankheit, und nach den verſchiedenen Urſachen, die den Schlaf bewirkten, die vor ihm hergiengen, oder ihn begleiten. Folglich kann ein Kranker, der durch Temperament, oder durch die Natur ſeiner Krankheit zu einem beträchtlichen Grade des Somnambulismus geneigt iſt, auch fähig ſeyn, durch Einwirkung der magnetiſchen Operation eine größere Bestimmung zum Somnambulismus zu erhalten, der ſich indeß auf eine höchſtverſchiedene Art bey verſchiedenen Perſonen zu äußern pflegt, und worüber ſich durch Raiſonnement noch nichts Gründliches ſagen läßt, bis mehrere und manchfaltigere Erfahrungen vor unſern Augen liegen. Einige Menſchen fühlen beym

Magnetisiren bloß ein starkes Durchströmen einer bald warmen, bald kaltscheinenden Materie; bey andern verbindet sich damit eine Schwere in Händen und Füssen, die übrigens beym Kalmiren in einigen Minuten verschwindet. Noch andere gerathen in einen dem Schlafe ähnlichen Zustand, wobey sie gleichwohl noch alles hören, was außer ihnen vorgeht; andere empfinden die äußern Dinge nicht, aber erinnern sich deutlich, was sie im Schlafe gedacht, gesagt, gethan haben; noch andere empfinden nichts, was neben ihnen vorgeht, ausser von dem, was mit ihnen in Rapport steht; würden selbst durch Trommelschlag nicht zu erwecken seyn, und erinnern sich durchaus nichts von ihrem vorigen Zustande. Diese sind nach dem Urtheile der Lehrer des Magnetismus in der vollkommenen Krise. So sind demnach unzählbare Grade und Stufen zwischen einem Schlafenden von der gewöhnlichen Art, und zwischen einem eigentlichen Somnambule, der jene Wunderdinge verrichtet, wovon so viel in der Welt geredet wird. Und alle diese Wunderdinge liegen nicht außer unsern gewöhnlichen Begriffen, sind keine erst izt erhaltenen neuen Erfahrungen. Wir wollen, um den Gegnern des Magnetismus

alle

alle Ausflüchte des Unglaubens und Mißtrauens vollſtändig zu benehmen, auch hievon Beweiſe geben. Wir wollen allgemein bekannte und nie geläugnete Effekte **natürlicher Somnambule** zum Grunde legen, und dann nicht ohne Verwunderung ſehen, daß die Phänomene des **magnetiſchen Somnambulismus** jene nicht übertreffen; ſondern daß ſie vielmehr aufs genaueſte **miteinander übereinſtimmen**, und daß dieſer magnetiſche Somnambulismus höchſtens nur eine **weitere Entwickelung** des natürlichen iſt; — und ſo wird dann hoffentlich die Realität jener verſchrieenen und angefochtenen Effekte, wie mich dünkt, ziemlich vollſtändig gerettet ſeyn.

Bey den heftigen Deklamationen gegen den Somnambulismus, den man für den elendeſten Betrug ausgiebt, und alles Glaubens unwerth erklärt, ſollte man faſt in Verſuchung fallen, zu glauben, daß alle jene Effekte ohne Beyſpiel, und nur bloß in den Schulen der Magnetiſirer angetroffen werden. Dieſe Meynung hat ſelbſt bey dem vernünftigern Theile des Publikums Platz gefaßt, bey Perſonen, die gleich ehrwürdig durch ihre Kenntniſſe und Tugenden, aber vielleicht zu wenig vertraut

mit

mit physiologischen Thatsachen sind. Es ist dieses für ihre Lage immer sehr verzeihlich, und wahrscheinlich hätten sie ihre Art zu denken geändert, **wenn** sie in der **Natur** einen Zustand gekannt hätten, der dem ähnlich ist, welchen man für **Verstellung** ausgiebt; und **wenn** sie gewußt hätten, daß die **nämlichen Erscheinungen**, die man einmal für **chimärisch, unmöglich**, unzuläßig erklärt, zur andern Zeit, als **unläugbar** und **höchstzuverläßig** von kompetirenden Richtern anerkannt worden sind. Umstände von dieser Art ändern die Lage der Sachen sehr. Dem magnetischen Somnambulismus versagt man seinen Glauben, weil es, wie man meynt, der Vernunft zu viel kostet, Thatsachen anzunehmen, die den Menschenverstand beleidigen, und kein Beyspiel zu ihrer Unterstützung haben. — Giebt man nun einen solchen Glauben dem **natürlichen** Somnambulismus, so erstreckt er sich auch auf den **magnetischen**. Denn sind jene Phänomene einmal bey einer Art des Somnambulismus bewiesen, so wär' es eine offenbare und **ungegründete Chikane**, zu läugnen, daß diese Erscheinung auch bey der andern Art Platz haben könne. Es ist also, wie mich dünkt, von Wichtigkeit, hier zu zeigen,

gen, daß die Exiſtenz eines natürlichen Somnambulismus ſelbſt von den größten Aerzten*) anerkannt und vertheidigt wird, ſo, daß ſchlafende Perſonen oft ſogar Sachen vornehmen, die ſelbſt einem wachenden Menſchen unmöglich ſeyn würden. Unter vielen andern Phänomenen ſollen hier nur ſolche angeführt werden, welche mit denjenigen analog ſind, die man

*) Ich berufe mich hiebey, unter vielen andern hieher gehörigen Schriften, auf das 74ſte Stück des Arztes, ein Werk des Hrn. D. Unzers, welches vor mehr als 30 Jahren geſchrieben ward, und bis auf dieſe Stunde von Aerzten und Nichtärzten mit größter Begierde, und als ein klaſſiſches Buch geleſen wird. — Ich führe alſo hier einen Zeugen auf, der vor dem ſtrengſten Richterſtuhle als ein ſolcher gültig iſt, und dieſer drücke ſich über die natürlichen Somnambule folgendermaſſen aus: „Sie ſind die wunderbarſten Geſchöpfe, die man ſich denken kann; ſie haben beym Schlafe der äußern Sinne klare Vorſtellungen. Sie verrichten alle Handlungen, welche man ſonſt wachend bewerkſtelligt, ja ſelbſt ſolche Handlungen, wozu man wachend weder Geſchicklichkeit noch Muth hätte. Dieſe Leute ſind der Anſtoß aller Seelenkenner. Was ſie thun, ſind uns Wunderwerke. Ja, wir haben Mühe, ſie ſelbſt zu überreden, daß ſie ſolche Dinge

man bey dem magnetiſchen Somnambulismus bemerkt.

Es iſt etwas ſehr gewöhnliches, daß magnetiſche Somnambule gehen, einen Spaziergang machen, zu Perſonen hintreten, mit denſelben reden, ein Buch oder Papier nehmen, ſchreiben, leſen, von ihrem itzigen, oder nächſtfolgen.

Dinge ausgeübt haben. — — Ich will, fährt er fort, hier nur die ſeltene, aber doch ungezweifelte Geſchichte ſolcher Leute erzählen, deren Thaten im Schlafe uns überführen können, daß wir ganz unvermögend ſind,

Das große Räthſel aufzulöſen,
Das jeder Menſch ſich ſelber iſt".

Und nun erzählt er auf 9 bis 10 Seiten die frappanteſten Erfahrungen; und fragt ſich endlich ſelbſt: „Wie geſchieht dieſes?" Und mit einer ihm Ehre machenden Beſcheidenheit ſetzt er hinzu: „Ich bitte meine weiſeſten Leſer, es mich zu „lehren!!!" Er wagt indeß einen Verſuch darüber, und ſchließt dann dieſe ſchöne Abhandlung mit nachſtehenden Gedanken: „Wenn gleich die „angeführten Gründe jene Erſcheinungen nicht „ganz begreiflich machen; ſo werden ſolche doch „nicht mehr ſo wunderbar bleiben, und werden „den uns bekannten Geſetzen der thieriſchen „Natur gemeſſer erſcheinen

folgenden phyſiſchen Zuſtande ſprechen, und, mit Einem Worte, eine Menge von Sachen thun, die nicht nur den ordentlichen Gebrauch aller ihrer Sinne und Vernunft, ſondern einen erhöhtern Zuſtand derſelben beweiſen. Kaum kann ſich das Publikum überreden laſſen, daß dieſe Perſonen wirklich ſchlafend ſind, und nicht vermittelſt ihrer Augen oder Ohren ſehen oder hören. Da manchmal einige dieſer Schlafenden die Augen offen haben, ſo geriethen die Zuſchauer auf die natürliche Vermuthung, daß man ſich derſelben wirklich auch zum Sehen bediene. Durch die Aerzte ward es vollends ins Lächerliche gezogen, daß jene Leute ohne Zuthun ihrer Augen ſähen, und daß ſie die Augen offen hätten, ohne ſie zu gebrauchen.

Aber zum Unglücke verliert dieſe Perſiflage (lächerlicher Spott) den größten Theil ihrer Stärke, wenn man hört, daß die angeſehenſten Gelehrten ähnliche Phänomene als wirkliche Wahrheiten aufgezeichnet haben und annehmen; ja daß man ſolche ſelbſt in einem Werke findet, welches der Nachwelt den wirklichen Zuſtand unſrer Kenntniſſe lehren ſoll. Man ſchlage nur die große Encyklopädie unter

unter dem Worte: Somnambule auf; so wird man nachfolgendes lesen können:

„Personen in dem Zustande des Schlaf„wandelns können gehen, reden, schreiben, und „mehrere andere Sachen, so gut, als im Wa„chen vornehmen, und oft noch mit mehr Ein„sicht und Pünktlichkeit. — — Ein Schlaf„wanderer hat die Augen offen, ob es gleich „nicht scheint, daß er sich derselben bediene". Nach den Behauptungen der Anhänger des Magnetismus soll bey mehrern Somnambulen eine so wunderbare Feinheit des Gesichtes entwickelt werden, daß sie durch eine Binde oder andern Zwischenkörper die feinsten Gegenstände sehen können. Dieses ward aber ziemlich ungünstig aufgenommen. Man machte die Geschichte eines Somnambule lächerlich, der mit verbundenen Augen geschrieben, verbessert, und Buchstaben ausgesetzt hatte, um andere darüber oder daneben zu setzen. So etwas muß man selbst gesehen haben, sagte man, wenn man es glauben soll; und wenn man es gesehen hatte, zog man die Rechtschaffenheit des Somnambuls in Zweifel, weil eben immer die Sache zu außerordentlich schien.

Allein,

Allein, warum erinnerte man ſich nicht daran, daß wir ſchon durch Belehrte ſelbſt zu ſolchen Erſcheinungen vorbereitet waren, und daß man ſie als bekannte Phänomene des Schlafwandelns anſehen müſſe? — —

In dem eben angeführten Artikel der Encyklopädie heißt es ausdrücklich: „Wenn man „einen Schlafwandler eine Zeit lang beobach„tet; ſo bemerkt man bey ſeinem Schlafe, „der dem Wachen ſo ähnlich iſt, ein ſo auf„fallendes Gemiſch vom Wunderbaren, daß „ſelbſt das Wahre unglaublich ſcheint". — Nachdem der Verfaſſer geäußert, daß er alles übertrieben ſcheinende vorbey gehen, und ſich blos auf unverdächtige Thatſachen einſchränken wolle; ſo erzählt er die Schlafwandlungsgeſchichte eines jungen Geiſtlichen, der mit dem Erzbiſchofe zu Bourdeaux zugleich ſtudirte.

Dieſer Prälat gieng jeden Abend, ſo bald er wußte, daß der junge Mann eingeſchlafen war, in die Kammer des Schlafwanderers, und da bemerkte er unter andern, daß jener aufſtand, Papier ergriff, und ausgearbeitete Predigten niederſchrieb. War eine Seite voll,

ſo

so las er sie laut herab, wenn man anders das, was er ohne Hilfe der Augen that, ein Lesen nennen kann. Der nämliche Geistliche schrieb auch mit geschlossenen Augen musikalische Noten. Ein Rohr diente ihm zum Lineale, womit er die fünf Linien in gleichem Abstande zog. Er setzte an den gehörigen Platz den Schlüssel, und die andern Zeichen. Dann schrieb er die Noten selbst vorher ohne, und nachher mit Tinte, und setzte die gehörigen Worte darunter. Einstmals schrieb er mit zu großen Buchstaben, so, daß die Worte nicht unter den gehörigen Noten zu stehen kamen; er bemerkte aber den Irrthum bald, löschte das Geschriebene mit der Hand aus, und schrieb etwas tiefer diese Notenlinie mit aller Pünktlichkeit. — Einmal hatte, nach dem Zeugnisse jenes ansehnlichen Prälaten, der junge Abbe an einer Stelle seiner Predigt ce divin enfant gesetzt. Beym Ueberlesen bemerkte er den unangenehmen Mißton dieser Worte, und setzte ein anders Beywort adorable über das Wort divin, welches er auslöschte. Dem Schlafwandler entgieng aber auch nicht die Unvollkommenheit, da es nun hieß: ce adorable enfant, und er setzte das fehlende t dazwischen, so, daß es zuletzt hieß: cet adorable

enfant

enfant. Sorgſam nahm ſich der Schlafwandrer beym Ausbeſſern in Acht, die noch naſſen Buchſtaben mit den Fingern zu berühren. Um nichts auszulöſchen, machte er einen Umweg, welches er hingegen nicht that, wenn alles trocken war. Der Prälat hielt zu ſeiner eigenen Ueberzeugung dem Nachtwanderer einen Pappdeckel unter der Naſe; allein, die Operation geſchah, wie vorher.

Dieſes alles bezeugt die Encyklopädie als Thatſachen, derer Wahrheit unwiderſprechlich iſt. Folglich muß nothwendig eines von beyden Statt haben: entweder, daß ein Somnambule ohne Zuthun der Augen ſehe, oder, daß ein äußerſt verſtärktes Geſicht ſelbſt die Augenlieder und andere dunkle Körper durchdringe. — — Die Abhandlungen der Akademien der Wiſſenſchaften, und die Werke der Aerzte ſelbſt, liefern eine Menge von Beobachtungen, die dieſe angeführten Thatſachen beſtättigen. Und iſt die Frage davon, dieſe Sonderbarheiten zu erklären; ſo behaupten ſie einſtimmig die Unzulänglichkeit unſrer Kenntniſſe, und ermahnen uns, dasjenige zu bewundern, was wir, wenigſtens itzt noch nicht, begreifen können. — Und nun

bemer-

bemerke man die Wirkungen der Vorurtheile. Sieht man jene Effekte durch einen magnetischen Somnambule wiederholet; so erklärt man alles geradezu für Betrug, weil solche Dinge, wie man sagt, alle bekannten Erfahrungen und Begriffe umstossen, und man in der Natur kein ähnliches Beyspiel haben soll. — — Wie läßt sich aber dieses mit den so eben angeführten Beyspielen vereinigen?

Da man ferner bemerkt hat, daß der Somnambule, der in Absicht auf gewisse Gegenstände so scharfsichtig und geschickt, oft für andere so ungeschickt und stumpf ist, so, daß der natürliche Somnambule, der mit vieler Geschicklichkeit zwischen einer Reihe von Stühlen durchgeht, ohne solche zu berühren, oder der durch einen Partecel liest und schreibt, dennoch die Umstehenden nicht empfindet, eine Sache für die andere nimmt, und von einem ihm gespielten Betruge nichts inne wird; so hat man den in dieser Beobachtung vermeintlich liegenden Widerspruch als einen beträchtlichen Einwurf gegen den Somnambulismus angenommen. — Allein, die Beyspiele der Schlafwandler beantworten diesen Einwurf,

und

und der in den Handlungen der Somnambule bemerkte Widerſpruch iſt ſo wenig gegen den Somnambulismus beweiſend, daß er vielmehr deſſen Wahrheit noch mehr beſtättigt, weil ſeine Uebereinſtimmung mit den Phänomenen des Schlafwandelns dadurch noch vermehret wird. Der in der Encyklopädie aufgeführte Schlafwanderer ſah ganz deutlich ſein Papier, ſeine Buchſtaben, ſelbſt durch den Pappdeckel, und dennoch ſah er die vor ihm ſitzende Perſon nicht, die ihn auf die Probe ſtellte. — Widerſprüche dieſer Art bey Schlafwanderern findet man in kleinern und größern gelehrten Schriften über dieſen Gegenſtand genugſam aufgezeichnet. So ſagt z. B. der italieniſche Arzt Vigarn in ſeiner Abhandlung von den Schlafwandlern: „Das Unbegreifliche bey denſelben iſt, daß ſie in gewiſſen „Umſtänden äußerſt feine, in andern Umſtänden ſehr grobe Empfindungen haben; „und er belegt alles dieſes mit vielen treffenden Beyſpielen".

Auch die ſcheinbare Unempfindlichkeit der Somnambule in Abſicht auf alles, was außer ihnen geredet und gethan wird, findet man bey den Schlafwanderern. Man hat ſolche ge-

gesehen, die selbst bey einem so nahe gehaltenen Lichte, daß die Augenlieder in Gefahr kamen, verbrannt zu werden, unbeweglich blieben *). Diese Unempfindlichkeit gegen äußere Dinge ist indeß nicht allgemein, und sie erstreckt sich nicht auf Personen, die mit den Somnambulen in Rapport oder Verbindung sind; welcher wunderbare Umstand ganz analog mit dem Effekte der natürlichen Schlafwanderer ist. Denn wenn auch diese gleich für gewisse äußere Dinge taub sind; so hören sie doch leicht eine andere Person, mit welcher sie einen besondern Rapport haben, z. B.

einen

*) Hr. Sauvages de la Croix hat der Pariser Akademie eine solche Geschichte eines Frauenzimmers bekannt gemacht. Man schlug ihr plötzlich mehrmal an die offenen Augen mit der Hand, ohne daß sie die Augenlieder bewegte, oder ihre Rede unterbrochen hätte. Man schrie ihr von hinten ins Ohr, oder warf einen Stein an das Bettgestelle, ohne daß sie etwas vernahm. Man goß ihr in den Mund Salmiakgeist; man ließ ihr Spaniol in die Nase; man stach sie mit Nadeln, ohne daß sie das geringste Zeichen einer Empfindung von sich gegeben hätte; man lese das 47ste Stück des Arztes, wo diese Geschichte ausführlicher zu finden ist.

einen Ehemann, eine Frau, ein Kind; und ſie geben denſelben auch wohl auf ihre Fragen Antworten; welches eine allgemein bekannte Sache iſt. „Man ſieht oft Schlafwandler, „heißt es in dem vorhin angeführten Artikel „der Encyklopädie, die im Schlafe alles, was „ihnen den Tag über begegnet iſt, erzählen; „auf die ihnen vorgelegten Fragen antworten, „und Geſpräche anfangen und fortſetzen".

Nun entſteht aber die natürliche Frage: Durch was für Mittel, zwiſchen einem Wachenden und einem Somnambule, ein ſolcher Rapport bewirkt werden könne? Die Magnetiſirer behaupten, daß es durch gleichmäßiges Berühren des Somnambule ſelbſt, oder einer ſchon mit demſelben im Rapporte ſtehenden Perſon geſchehe. Auch gegen dieſe Behauptung hat man ſich empört, und da die Erfahrung ſie auch zu rechtfertigen ſchien; ſo fieng man wieder an, Betrug von Seite des Somnambule zu argwöhnen.

Und doch iſt dieſe Wirkung hinlänglich bekannt, und ſchreibt ſich von den älteſten Zeiten her. Man hat daher das Sprichwort: Den kleinen Finger halten, oder: Den Daumen

drücken, welches so viel ist, als Jemands Gedanken ausforschen, oder ihn zum Geständnisse der Wahrheit bringen wollen. Dieses Verfahren der Magnetisirer wird selbst durch Zeugnisse der Gelehrten bestättigt. So bezeugt Heinrich von Heer, ein flamländischer Arzt, daß er einen Schlafwanderer gekannt habe, welcher im Schlafe die wunderbarsten Sachen anstellte. Unter andern nahm er mitten in der Nacht, und im tiefen Schlafe, sein kleines Kind aus der Wiege, und durchlief mit demselben das ganze Haus. Seine Frau, die voll Besorgniß für ihr Kind war, faßte dasselbe, und folgte ihrem Manne so überall nach, um bey einem etwaigen Unglücke helfen zu können. Und da sie bemerkt hatte, daß ihr Mann in diesem Zustande auf alles antwortete! so fragte sie ihn über das ihr Angelegentliche aus. Nach der Anmerkung des Verfassers war der Mann bey Tage gegen seine Frau in Absicht auf alles, was seine Person betraf, sehr zurückhaltend. Er war daher oft sehr verwundert, von Sachen sprechen zu hören, die er allein zu wissen glaubte *). Dieses unverdächtige Zeugniß bestättige das angegebne Mittel, einen Wachenden mit einem Somnam-

*) Man lese Bibliothek der Aerzte Tom. X. p. 463.

nambule in Rapport zu ſetzen. Denn der Mann war mit ſeiner Frau nur im Rapporte vermittelſt des Kindes, welches er zwiſchen den Armen hatte, und welches zugleich von der ängſtlichen Mutter gehalten wurde. — — Wo iſt nun das unerhörte Wunder, gegen welches man ſich mit ſo vieler Stärke empört, und es für Chimäre, für ein Mährchen, für einen offenbaren Betrug ausſchrie? Wir finden es hier von einem Schriftſteller ſelbſt aus der Klaſſe der Aerzte lange vorher von den Schlafwanderern bezeugt; und ſo wird alſo auch dieſe Behauptung der Magnetiſirer auf die beſtimmteſte Weiſe beſtättigt. —

Sehr merkwürdig iſt es endlich, daß auch darinn zwiſchen den natürlichen und magnetiſchen Somnambulen eine vollkommene Aehnlichkeit Statt findet, daß oft beyde Arten beym Erwachen nichts von dem ſich erinnern, was ſie im Schlafe gethan oder geſagt haben. — —

Wie vieles ließe ſich noch ſagen, wenn man dieſer Abhandlung eine noch größere Ausdehnung zu geben Luſt hätte. So viel ſcheint offenbar zu erhellen, daß die ämlichen Phänome-

ne weniger neu sind, als man gewöhnlich glaubt: Der ganze Unterschied besteht darinn, daß jene Effekte sonst gleichsam nur durch ein Ohngefähr entstanden, und daß man itzt die Kunst weis, sie nach Willkühr zu veranstalten, daß der Schlafende ehemals mit Mühe und von selbst erwachte, und daß man itzt den Schlafenden kann, wenn man will, daß beym natürlichen Somnambulismus blos neugierige Fragen vorgelegt wurden, da man itzt die vornehmste Rücksicht auf den physischen Zustand des Kranken nimmt; daß aus dem natürlichen Somnambulismus fast niemals ein wahrer Vortheil gezogen wurde, da durch den magnetischen hingegen schon manches Menschen Gesundheit und Leben hergestellet, und erhalten ist. — Möchte das Wenige hier Gesagte, Männer von Scharfsinn und unbefangener Seele veranlassen, über diese in so vielem Betrachte merkwürdigen Phänomene, wenigstens ihr Urtheil zurückzuhalten, sie einer ernsten, kaltblütigen, reifen Untersuchung werth zu schätzen, und sie nicht ungeprüft als Chimären zu verwerfen!

Ingenii commenta delet
Dies: Veritatis iudicia confirmat.

Ueber

Ueber Valentin Greatrakes wunderbare Heilungsgeſchichte durch Berührung mit den Händen, mit Zeugniſſen verſchiedener Autoren belegt *).

Der erſte Zeuge iſt J. Nic. Pechlin, Leibarzt des Erbprinzen von Dännemark, der ſie in ſeinen observationibus physicomedicis, die zu Hamburg 1691 herausgekommen, S. 476 folgendermaſſen ausdrückt.

Die

*) Es wird, wie ich vermuthe, wohl keiner Vertheidigung bedürfen, daß ich dieſen, an ſich ſelbſt ſchon ſo intereſſanten Aufſatz, der es aber gedoppelt des Zeitpunktes wegen iſt, worinn ich ſchreibe, für meine Leſer hier einrücke: Man findet darinn Kuren, die ſeit einigen Jahren nicht nur Paris, ſondern ganz Frankreich und einen großen Theil von Teutſchland in Erſtaunen und Verwunderung geſetzt haben, und zum Theile noch ſetzen, auf eine vollkommen ähnliche Weiſe, unter gleichen Erſcheinungen, in einem fremden Königreiche und 120 Jahre vorher aufs glücklichſte vollendet, und von den unverwerflichſten Zeugen bezeuget: es wird alſo durch die Darlegung dieſer Geſchichte offenbar ein doppelter Vortheil gewonnen. Es erhalten n mich die damals aufgezeichneten Geſchichten durch die Urſachen neuen Erfahrungen, die

„Die außerordentlichen Kuren, die ein irr„ländischer Edelmann, Valentin Greatrake, vor „etwa 26 Jahren in öffentlichen Gesellschaften „zu London, Oxfort, und andern Orten in „England und Irrland zu wiederholten Ma„len durch bloßes Berühren mit den Händen „bewirkte, verdienen unter die merkwürdig„sten ...

---

die so pünktlich mit jenen zusammentreffen, einen außerordentlich großen Zuwachs für ihre Glaubwürdigkeit, so, daß sie itzt auch als wahr erkannt werden müßten, wenn gleich gar keine ehemaligen Zeugen sie für sie sprächen. Denn was damals der einzige Greatrakes bewirkte und erfuhr, das erfahren zu itzt 100 und tausende aufmerksame Naturfreunde eben so wie er. — Aber auch umgekehrt sind wieder jene mit den glaubwürdigsten Zeugen bestätigte Fakta, die so lange vor unserer Zeit und unter so verschiedenen Umständen geschahen, und doch so genau mit allem dem übereinkommen, was die Magnetiseurs heutiges Tages mit so vielfacher Stimme als wahr behaupten, unumstößliche Beweise, daß diejenige Art von Behandlung, die man itzt Magnetisiren nennt, keine Chimäre, kein Betrug, keine unedle Geburt vom Aberglauben der neuesten Zeiten sey. . . . Ohnfehlbar hat auch Mesmer aus dieser Quelle geschöpft, und solche seinen Zeitgenossen verschwiegen.

D. S.

„ſten aller Jahrhunderte gerechnet zu werden.
„Es iſt zu verwundern, daß eine ſolche Be-
„gebenheit, die zu unſern Zeiten geſchehen
„iſt, gleichſam ſtillſchweigend unter unſern Hän-
„den entwiſchte, und ſich noch niemand ge-
„funden hat, der das Andenken einer ſo auf-
„fallenden und lehrreichen Ereignis unter
„uns wieder auffriſchte, die bey dem, der das
„Geheimniß nicht weis, heilige Ehrfurcht,
„und auch ſelbſt nach Entwicklung der wir-
„kenden Urſachen immer noch Bewunderung
„erregen muß. Schon im Jahre 1666 er-
„ſchien hierüber ein eigenes Werk in eng-
„liſcher Sprache, mit Greatrakes Bildniß
„geziert, worinn eine große Anzahl wunder-
„barer Kuren erzählt wurden, die deſſen hei-
„lende Hand, obgleich nicht ohne Ungunſt
„ſeiner Zeitgenoſſen, glücklich vollbrachte. Nie-
„mand darf, wie ich glaube, wegen der Wahr-
„heit der Sache ſelbſt ein Zweifel übrig blei-
„ben, weil die Umſtände zu beſtimmt erzählt
„ſind; und vielleicht keine hiſtoriſche Wahr-
„heit ſo beſtätigt worden iſt. Man findet
„nämlich alles ausführlich angegeben: Perſo-
„nen, Krankheit, Heilungsart, und die ge-
„genwärtigen Zeugen. Die vollſtändigen
„Tagebücher darüber, die von des Greatrakes

„ei-

„eigener Hand geſchrieben, und worinn bey „den Zeugniſſen ſelbſt die kleinſten Umſtände „nicht vergeſſen worden ſind, verdienten, wie „mich dünkt, ihres reichen Inhalts wegen in „alle Sprachen überſetzt zu werden. Allein „hier werd' ich, anſtatt einer ausführlichen „Geſchichterzählung, bloß einige Briefe vom „D. Georg Ruſt, Dechanten in Comore, „und von D. Farclowe, und Aſtel mittheilen. Ruſt ſowohl als Greatraks beſitzen „übrigens die ganze Hochachtung des Joſeph „Glanville, Kaplans des Königs, eines „Mannes voller Rechtſchaffenheit und Verſtand".

Ruſts Brief über Valentin Greatraks an Joſeph Glanville.

Valentin mußte vielerley Urtheile über ſich ergehen laſſen. Denn die Leute hielten ihn, nach der Verſchiedenheit ihrer Denkart, für einen Zauberer, Betrieger, Wunderthäter und Apoſtel. Ich ſelbſt aber hab ihn als einen edeln, rechtſchaffenen, freundlichen biedern Mann kennen gelernt.

Ich

Ich war mit ihm drey Wochen lang bey dem Herrn Conway, wo ich ſeine Lebensart und Sitten beobachten konnte, und bin ſelbſt ein Augenzeuge geweſen, daß er mehr als 1000 Menſchen durch die Berührung mit ſeiner Hand glücklich heilte. So ſonderbar auch die Sache ſeyn mag, ſo war ſie doch im Ganzen kein Wunder.

Durch eine einzige Berührung mit ſeiner Hand wurden oft Krankheiten geheilet, und er verfolgte den fliehenden Schmerzen bis zu den äußerſten Theilen des Körpers. Wenn auch der Schmerz zuweilen etwas hartnäckig im Weichen war, ſo verweilte Greatraks eine Zeitlang daſelbſt mit ſeiner Hand, und durch wiederholtes Reiben trieb er ihn leicht von einem Orte zum andern; von den edlern Theilen zu den unedlern, und zuletzt bis zu den äußerſten Theilen des Körpers. Faſt alle Kranken empfanden ſchon bey der erſten Bewegung der heilenden Hand gleichſam wie durch eine Zauberkraft eine Linderung ihrer Krankheit.

Daß er ſehr oft Schwindel, Doppelſehen, und eingewurzelte Augen- und Ohren-

renübel durch seine bloße Hand geheilt habe, kann ich als Augenzeuge nach meinem Gewissen erhärten. Auch hat er in meiner Gegenwart durch sanfte Züge der Hand wohl zwanzigmal in wenigen Minuten epileptische Zufälle aus dem Grunde geheilet. Alte Geschwüre, und verhärtete Geschwulsten, die der Zeitigung widerstanden, brachte er glücklich zur Eiterung; und ich sah solchergestalt Wunden, die Jahre lang offen gewesen, sich innerhalb 5 Tagen glücklich schließen. Mit eben dem Glücke heilte er Krebsschäden, und verhärtete Brustgeschwülste. Bey allen den grossen Wirkungen, die Greatrake hervorbrachte, kann ich mich dennoch nicht überzeugen, daß seine Kraft etwas Uebernatürliches oder eine Wunderkraft sey, indem er selbst auch das Gegentheil glaubt, und seine ungewöhnlichen Gaben bloß der Natur seines besondern Temperaments zuschreibt. Auch ist meiner Meynung nach dieses schon ein Beweis von dem, daß die Sache ohne unmittelbaren göttlichen Einfluß, und also ohne Wunder geschah, weil die Kuren oft nur langsam von statten giengen; weil manche Krankheiten oft wiederholter Züge der Hände bedürften; weil

bey

ben einigen ein Rückfall kam; weil andere von den Zügen der Hände gar nicht wichen: ſo vermochte ſeine Kraft z. B. gegen angeborne Uebel nichts; auch ſchien die beſondere Temperamentsbeſchaffenheit einiger Menſchen der Behandlung zuwider zu ſeyn. Deßwegen glaub' ich, daß alles von balſamiſchen heilenden Ausflüſſen des Körpers herrühre, die auf eine ähnliche Weiſe, wie die Univerſalitinkturen, wirken, und bloß phyſiſch ſind.

Wegen der Einfachheit des Mittels glaubte er, daß Gott ihm dieſe Gabe beſonders geſchenkt habe. Er hat nämlich ſeit 4 ganzer Jahre einen wunderbaren Inſtinkt in ſich gefühlt, und in ſeinen Ohren gleichſam die Stimme eines Genius zu hören geglaubt, die ihm immer zuflüſterte: Du haſt die Gabe, Köpfe zu heilen! Von dieſem Gefühle konnte er weder durch zerſtreuende noch ernſthafte Beſchäftigungen ſich befreyen. Endlich fieng er an, zu glauben, daß er beherr ſey; ſeine Frau, der er auch davon Nachricht gab, ſchrieb alles am liebſten einer erhitzten und unregelmäßigen Einbildungskraft zu. Da aber das Fliſtern in

den

den Ohren nicht aufhören wollte, so beſchloß er endlich, demſelben Folge zu leiſten; und da ihm einſtmal eine Frau mit einem Kropfe begegnete, ſo machte er einen Verſuch mit den Händen; und nach etlichen Berührungen heilte er die Kranke. Durch dieſe glückliche Kur noch mehr ermuntert wiederholte er die Handlung oft, ohne zu fehlen.

Bald darauf wütheten in der Nachbarſchaft heftige Fieber, und ſein Genius oder Inſtinkt raunte ihm wieder ins Ohr Du haſt auch die Kraft, Fieber zu heilen! Greatraks fürchtete ſich nun nicht mehr bey dieſer Stimme. Er begab ſich mitten unter den Haufen von Fieberkranken, und heilte ſie durch Berührung mit den Händen. Nun ſchien er beruhigt: allein nach ohngefähr einem halben Jahre ſiſterte ihm dieſe Stimme aufs neue zu: Du haſt Heilkraft in dir! Er ward dadurch feſt überzeugt, daß dieſe ſeine Kraft ſich über alle Arten von Krankheiten ausdehne, und der glückliche Erfolg rechtfertigte ſeine Meynung. Denn welche Kranken er mit der Hand berührte, da wichen die Uebel. — — Plötzlich ward einſt eine ſeiner Hände vom Schlage gelähmt, und ſein Inſtinkt oder

Genius

Genius rieth ihm an, ſie mit der andern Hand zu ſtreichen und zu reiben. — Alsbald flohen die Schmerzen; und Empfindung und Leben kamen zurück. Da er bisher immer nicht wußte, was er aus dem allem machen ſollte, und oft die Sache für Zufall, und ſeine Ahndung für Wirkung der Einbildungskraft gehalten, und ſich überhaupts mit mancherley Zweifeln und Nachdenken gequält hatte: ſo fieng er nun an, die Sache für eine Art von göttlicher Einwirkung anzuſehen, und widmete ſich daher gänzlich der Heilung der Kranken. Ich bin überzeugt, daß die Geſchichte aller dieſer in Irrland geſchehenen Kuren aufs genaueſte wahr ſind; und was Greatraks in Engelland, zu London, Oxford, und an andern Orten vor den Augen des ganzen Publikums gethan, das hat er ſelbſt mit allen Umſtänden in einem eigenen Buche erzählt, und mit glaubwürdigen Zeugen belegt. — —

„Auch die nachfolgenden Briefe von D. „Faireclowe und Aſtel, die von Aerzten ſelbſt „geſchrieben ſind, bezeugen offenbar die wun„derbare Heilkraft dieſes Mannes. — —

„So

„So groß iſt alſo die Aufrichtigkeit jener „Aerzte ſelbſt zum Nachtheile ihrer Kunſt!

Brief des D. Faireclowe.

Ich fand bey dem Greetrake viele Höflichkeit, eine allgemeine Dienſtfertigkeit, und eine Heilkraft ſeiner Hand, die allen Glauben überſteigt. Bey ſeinem Handeln nimmt er keine Zuflucht zu fremden Cäremonien, und wenn der Kranke geneſen iſt, ſo pflegt er mit gen Himmel gehobenen Augen zu ſagen: Der allmächtige Gott hilft dir nach ſeiner Barmherzigkeit! — — Er lehnt bey dem Kranken alle Dankbarkeitsbezeugungen und Lobſprüche von ſich ab, und ermahnet ſie, Gott für ihre Wiedergenеſung zu loben. Jedermann bewundert deſſen Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit. Nichts ſchreibt er ſich, ſondern alles Gott zu. Er gehört auch zu den Königlichgeſinnten, und erweiſt am liebſten ſeine Hilfe an Seelenten und Soldaten, welche unter des Königs Befehlen verwundet worden ſind. Er hat viele derſelben von den ſchwerſten Krankheiten, die der gewöhn-

wöhnlichen Heilkunſt widerſtanden, von Lähmungen, Dörrſucht, Schmerzen, Geſchwulſten, ſchleichenden und anſteckenden Fiebern glücklich befreyet. Neugierige Leſer können alle kleinen Umſtände hievon in ſeinem eigenen Buche nach Belieben ſelbſt nachleſen.

Doktor Aſtels Brief.

Ich habe oftmals geſehen, daß die Berührung mit der Hand bey vielen und heftigen Schmerzen auf der Stelle Hilfe ſchafte. Als etwas ſehr Sonderbares bemerkte ich ferner dieſes, daß der Schmerz vermittelſt der Hand von dem linken Schulterblatte in den rechten Fuß gebracht ward, und daß er ſo der Hand folgte, die ihn endlich zum großen Zehen hinauszog*). Man ſagt auch, daß er auf ſolche Weiſe mehrmalen Lokalſchmerzen durch wiederholte Züge ſeiner Hand aus den Fingern oder Zehen der Kranken herausgetrieben habe. Das Wunderbarſte iſt, daß, ſo oft

*) Aehnliche Erfahrungen ſind in neueren Zeiten genug da. Man ſehe unter andern des Herrn D. Gmelins Beobachtungen im 2ten Stücke dieſes Archivs.

oft die Hand den ſtechenden Schmerzen verließ, derſelbe ſich ſogleich daſelbſt feſtſetzte, und den Kranken heftig plagte. Der Schmerz hörte auch nicht auf, bis die Hand aufs neue den Ort berührte, und ihn dadurch bis zur äußerſten Fläche des Körpers verfolgte. Auf welchen Theil des Körpers er auch ſeine Hand legte, ſo ſchien dadurch allemal Linderung verſchaft zu werden, es ſey nun, weil gewiße balſamiſche Ausflüſſe derſelben die Schärfe mäßigten, oder weil ſie die Materie vertheilten. Ich habe eine Frau geſehen, die viele Jahre lang an einem raſenden Kopfwehe litt. Er betaſtete zu wiederholten Malen ihren Kopf, und trieb dadurch alle Schmerzen in die Augen, von dort zur Naſe, und in den Mund, bis endlich der Schmerz durch neues Streichen, und durch Züge der Hand plötzlich in den Magen herabkam. Hier ward er faſt unausſtehlich, und die Umſtehenden glaubten, daß die Kranke daran ſterben würde. Allein da Grecarals die Hand aufs Herzgrübchen legte, ſo floh der Schmerz, und warf ſich auf die Kehle, würde auch wahrſcheinlich die Frau erwürgt haben, wenn nicht geſchwinde und ſchickliche Bewegungen der Hand ihn auch von dort weg,

und

und abermals in die Augen gebracht hätten. Hier ward die Kranke durch die Krankheitsmaterie des Geſichts beraubt, und er mußte ſich aufs neue anſtrengen. Endlich nach verſchiedenem Herumirren der helfenden Hand, und durch ſanftes Berühren derſelben war der Schmerz auf immer aus den äußerſten Theilen des Körpers hervorgetrieben *), und die Kranke war wieder hergeſtellt. Dieſe Wohlthat iſt mehrern Perſonen in meiner Gegenwart und in wenigen Stunden geſchehen. In meinem Beyſeyn heilte er auch Taube durch bloße Berührung mit ſeiner Hand. Es war ferner ein Knabe da, von 12 Jahren, der an ſeinem ganzen Leibe mit kalten Geſchwulſten überſäet war, und daher weder Hände, noch Füſſe brauchen konnte. Da er nun zum zweytenmale ſeine heilende Hand über die Geſchwulſte des ganzen Körpers wandern ließ, ſo fieng der Knabe an, Hände und Füſſe zu bewegen, welches er ſeit langer Zeit nicht thun konnte. Er brachte alle Geſchwüre durch ſanftes Streichen

der

*) Man ſehe eine ſehr ähnliche Behandlung und ähnlichen Erfolg in der Kur des Hrn. D. Gmelins im 3ten Stücke des Archivs. S. 55.

der Hand zur Heilung. Nur eines an der Hüfte hielt er für nöthig, mit der Lanzette zu öffnen. Personen, die mit dem Hüftwehe geplagt waren, sah ich durch ähnliche, und oft durch eine einzige Berührung heilen. — — — Ich sah auch die gelähmte und geschwundene Hand eines Mannes nach wiederholten Zügen Leben und Bewegung wieder erhalten, so, daß der Kranke diese Hand, wie seine andere, brauchen konnte. — — Ich wurde durch die Neuheit der Sache so in Erstaunen gesetzt, daß ich in laute Danksagung gegen Gott ausbrach.

Ich will Ew. ꝛc. nicht mit mehrern Geschichten ermüden, da diese, die ich mit meinen eigenen Augen gesehen und genau beobachtet habe, vollkommen hinlänglich seyn können. Und wollt' ich alles erzählen, was nur in meiner Gegenwart geschehen ist; so würd' ich viele Seiten brauchen.

Ob aber diese, durch bloße Berührung der Hand so schnell geheilte Kranke durchgängig auf immer und ohne Rückfall genesen, kann ich nicht sagen. Einige sind mir wenigst bekannt geworden, welche in die vorige Krankheit

heit zurück gefallen ſind, und aufs neue Hilfe begehrt haben.

Die Sitten und der Charakter dieſes Mannes ſind ſo, wie ſie D. Ruſt und Flairklowe beſchrieben haben. Ich mache mir ein Gewiſſen daraus, etwas hinzu zu ſetzen. — So weit Aſtel. — —

„Wenn nun in der Geſchichte auf Würde „und Glaubwürdigkeit der Zeugen alles an„kömmt, fährt D. Pechlin fort, ſo ſeh' ich „nicht, was die Ungläubigen der Wahrheit „dieſer Geſchichte entgegen ſetzen könnten. „Denn es iſt unter denſelben keine, auch „noch ſo unbedeutende Geſchichte, die nicht „wenigſtens von 3 vollkommen gültigen Zeu„gen beſtättigt wäre. Auch ſind nicht immer „die nämlichen Zeugen angeführt, ſondern „meiſtens für jeden beſondern Fall wieder an„dere, die ſo beſchaffen ſind, daß man von „ihnen, leidenſchaftlicher Vorurtheile, oder „ihres Standes und Amtes wegen, gar ent„gegengeſetzte Bezeugung hätte erwarten kön„nen. Vorzüglich ſind die Theologen beſon„ders aufmerkſam, und erheben nicht leicht „etwas, welches einem Wunder gleicht, weil

„sie glauben, daß heutiges Tages keine mehr „geschehen. — — Doch schämte sich der „Dechant von Comore, D. Rust, so we„nig, als Simon, der Rektor des paulini„schen Kollegiums, der Wahrheit ihr Zeug„niß zu geben, und dasjenige, wovon sie Au„genzeugen gewesen waren, schriftlich aufzu„setzen, und mit ihrem Namen zu unterzeich„nen: Das nämliche that auch Joseph Gian„nille, Kapellan des Königs, ein sehr scharf„sinniger Mann. Selbst die Aerzte, welchen „doch immer daran gelegen ist, daß keine „neuen und ihrer Methode entgegengesetz„ten Heilmittel emporkommen, konnten je„nen Zeugnissen nichts entgegen setzen, und „ich finde daher jene Fakta auch mit den „Zeugnissen vieler Aerzte bestättigt. Sogar „Edelleute und Soldaten, die größtentheils „alles Wunderbare verlachen, wenigstens „nicht so geschwinde annehmen, haben es nicht „gewagt, diesen seltenen Versuchen das Zeug„niß ihrer Augen und ihres Bewußtseyns zu „versagen. Und so triumphirt dann auch „die Wahrheit durch dieser Männer Unter„schrift.

„Statt

„Statt aller andern Zeugnisse mag auch „endlich das Ansehen der Königlichen Gesell„schaft zu London gelten. Denn der be„rühmte und gelehrte Physiker, Robert Boyle, „nahm sich auf ihr Geheiß und in ihrem „Namen des Greatrakes an, da man ihn der „Zauberey beschuldigen wollte; und es sind „auch die meisten seiner Wirkungen namentlich mit der Beurtheilung der Gesellschaft „besiegelt". Die von ihm wirklich geheilten Krankheiten sind der Anzahl nach sehr viel; von sehr verschiedener Art, und wie aus seinem Tagbuche erhellt, fast alle solche, die man für unheilbar hielt. Z. B. Lähmungen, einseitiger Schlagfluß, Migraine, Schwindel, Blindheit, Taubheit, englische Krankheit, Wassersucht, Windwassersucht, laufendes Gliederweh, Podagra, Stein, Seitenstechen, Diarrheen, Brechen, Fieber aller Art, Schmerzen, Wassergeschwulste, Geschwüre, Krebsschaden, faule und fistelartige Höhlungen, Scrofeln. Alle diese Uebel sind bloß durch die Berührung mit den Händen von ihm geheilet worden.

Das Wunderbarste bey der Heilung war in meinen Augen nicht sowohl dieses, daß

daß solche durch bloßes Berühren und Streichen der Hand geschah, sondern, daß die Natur, sobald sie einmal vermittelst der heilenden Hand in Bewegung gesetzt war, die Krankheitsmaterie durch Ausleerungen aller Art, als Schweiß, Brechen, Durchfall, Transpiration fortschaffte; eine Wirkung, die man nicht leicht von einer andern Arzney so geschwind hätte erwarten können *).

Daß indeß einige Kranke wieder einen Rückfall bekamen, und in Ermangelung der heilenden Hand von dem vormaligen Uebel wieder befallen wurden, benimmt diesen wunderbaren Turen nichts an ihrer Glaubwürdigkeit, sondern vermindert nur die Ehre, sie für ein absolutes, und eigentliches göttliches Wunder anzusehen.

Zeug-

*) Die nämlichen Erfahrungen sind zu unsern Zeiten fast von allen Magnetisten in großer Menge aufgezeichnet worden.

Zeugniß des Herrn Des Maizeaux, Mitglieds der königl. Akademie der Wissenschaften, über Valentin Greatrakes *).

Im Jahre 1666 befand sich zu London ein Irrländer, mit Namen Greatraks, der sehr außerordentliche Kuren machte, die eine Art von Wunder zu seyn schienen. Er war geboren in der Grafschaft Warerfort 1628. Er zeigte sich als einen religiösen Mann, voll Würde und Simplizität. Er bezeugte von sich selbst, daß er seit 1662 das Gefühl in sich spüre, Kröpfe heilen zu können, und daß dieses Gefühl endlich so stark geworden, daß er den Versuch wirklich gemacht; solche Kranke berührt und glücklich geheilt habe. Da ferner 3 Jahre nachher in seiner Provinz ein epidemisches Fieber herrschte, so fühlte er einen neuen Instinkt, diese Krankheit auf eine ähnliche Weise zu heilen, und auch dieser Versuch gelang ihm. Im April 1665 bekam er die Ahndung, daß er auch Wunden und Geschwüre heilen könne, und die Erfahrung bewies, daß er sich nicht geirrt habe. Er heilte

*) Im vie de St. Evremond p. 89. sqq.

heilte endlich auch Konvulsionen, Wassersucht, und mehrere andere Krankheiten. Von allen Seiten strömten Kranke zu ihm hin, und sein Ruf ward endlich so groß, daß die Geistlichkeit sich endlich daremmischte, und ihm NB. die Heilung für die Zukunft untersagte. Inzwischen veranlaßte ihn eine kranke englische Dame, nach England zu kommen, woselbst er 1666 anlangte; und so, wie er durch die Provinzen reisete, ersuchten ihn die Obrigkeiten, ihre Kranken zu heilen. Der König befahl dem Staatssekretair, Grafen von Arlington, den Greatraks nach Whitehall zu beordern, und obgleich der Hof von seinem wundervollen Vermögen nicht ganz überzeugt zu seyn glaubte: so ward es ihm doch erlaubt, sich zu produziren. Täglich besuchte Greatraks ein gewisses Quartier von London, wo sich eine Menge von Kranken beyderley Geschlechts und allerley Standes versammelte. Durch sein bloßes Berühren wurden Schmerzen, Rheumatismen, Podagra, Konvulsionen ꝛc von einem Orte des Körpers zum andern getrieben, und endlich an Extremitäten desselben herausgejagt: man nannte ihn nur den Berührer. Dennoch konnte er nicht jedermann von der Realität seiner Wundergabe

gabe überzeugen. Man ſchrieb heftig gegen ihn. Er fand aber auch ſehr eifrige Vertheidiger, und zwar NB. ſelbſt unter den Aerzten. Im J. 1666 ließ er einen Brief *) an Robert Boyle drucken, worinn er die Geſchichte ſeines Lebens erzählte, und woraus ich die beſondern hier angeführten Nachrichten gezogen habe: er begleitete denſelben mit einer großen Menge von Certifikaten, die von Perſonen von anerkannter Redlichkeit unterzeichnet waren; unter andern vom Herrn Boyle und den berühmten Theologen Wilkins, Whichcott, Cudworth und Patrik, welche die Wahrheit dieſer wunderbaren Kuren beſtättigten. — — —

Zeugniß des D. More von Valentin Greatraks Op. T. II. S. 216 — 223.

Greatraks heilte Brebsſchäden, Köpfe, Gicht, Epilepſie, Schwindſucht, Lähmung, Ausſatz, Stein, Geſchwüre, und mehr andere Krankheiten bloß damit, daß er mit der Hand gelinde über den leidenden Theil hin-

*) A Brief account of M. Valentin Greatrakes and divers of the ſtrange cures by him performed Set

hinfuhr, und also das Uebel immer weiter nach den Extremitäten des Körpers hintrieb, und wenn es zuletzt in die Finger und Zehen gebracht war; so jagte er es am Ende auch von dort durch ein sanftes Drücken völlig heraus, und der Kranke war gesund. D. Moore hat den Greatraks genau und lange, besonders in der Familie der Gräfinn von Conwaye, gekannt. Er war, nach seinem Zeugnisse sanguinisch, munter, von menschenfreundlicher, allgemein wohlwollender Gemüthsart, und äußerst tolerant. — — Schon sein Herkommen, seine Erziehung, und sein Vermögen setzten ihn in Achtung, und in seinen Kriegsdiensten sowohl, als in der nachherigen Verwaltung öffentlicher Geschäfte erwarb er sich durch Verstand, Muth, und Thätigkeit vorzügliche Ehre. In Ansehung seiner Wissenschaft und Kuren fand sich bey ihm die äußerste Simplizität, ohne die geringste Spur von einer Begierde, sich dadurch wichtig zu machen, oder Aufsehen und Geräusch zu erregen. Die Erfolge waren indeß unläugbar, da sie vor den Augen so vieler Menschen und der aufgeklärtesten scharfsinnigsten Gelehrten, Aerzte, Philosophen, Theologen geschahen, die sie beobachtet und

be-

bezeugt haben. D. More wagte auch eine Erklärung darüber, wovon vielleicht zur andern Zeit ein mehrers. — —

In der Berlinermonathsſchrift *) wird noch folgende Bemerkung hinzugeſetzt:

„Hier hätten wir alſo ſchon vor mehr als 100 Jahren den ganzen animaliſchen Magnetismus, nur nicht unter dieſem Namen; und ſo geſchieht alſo nichts neues unter der Sonne".

Daß dieſe ſo merkwürdige Heilart indeß nachher nicht weiter angewendet worden iſt, kömmt ſehr wahrſcheinlich daher, weil man dieſe Gabe als etwas anſah, das die Vorſehung allein dem Greatraks mitgetheilt habe.

Ueber

* Im Hornung 1786.

Ueber den

Zustand der Seele in der Starrsucht.

Warum fahren die Starrsüchtigen bisweilen bey ihrem Erwachen in der Rede fort, mit der sie aufgehört?

Ich war vor einigen Tagen Augenzeuge einer bekannten, oft beobachteten, aber noch immer unbegreiflichen Erscheinung. Ein Weib von etwa 50 Jahren erzählte mit aller der Beredsamkeit, die Zorn- und Lästerungssucht einem ohnehin schwatzhaften Weibe einzuflössen fähig ist, eine Geschichte von ihrer Verwandtinn, einem sehr eiteln Weibe. **Keine neue Mode,** schrie sie, **kömmt:** und unter diesem Worte stürzte sie nieder; **ihr ganzer Körper, ihr** Mund selbst lag unbeweglich und starr; schon schien ihre Seele entflohen zu seyn, als sie plötzlich die Stimme wieder erhob: **Kömmt in die Stadt, ohne daß sie sie zuerst nachmacht,** und so strömte ihre erbauliche Erzählung, begleitet mit ihren liebevollen Anmer-

merkungen, in ununterbrochenem Flusse fort. Eine Menge ähnlicher Geschichten sind in den Büchern der Aerzte aufgezeichnet; desto weniger aber ist bis ist noch eine Erklärung dieser sonderbaren Erscheinung vorhanden; ich mache daher hier einen Versuch, ob ich nicht aus den Grundsätzen der Seelenlehre das Räthsel auflösen vermöge.

Die ganze Erklärung beruht auf dreyen besondern Fragen.

I. Denkt die Seele in diesem Zustande, oder nicht?

II. Was denkt sie in dem erstern,

III. Und in beyden Fällen, warum fährt sie fort, wo sie aufgehört?

I.

Zwo Beobachtungen scheinen uns zuerst zu erweisen, daß die Seele in diesen Zuständen zu denken aufhöre.

Man

Man entdeckt, (ſo lehret die erſte Beobachtung) keine Spur freywilliger Bewegung, nicht einmal ein Zeichen des Lebens; der ganze Körper liegt ſtarr, unbeweglich, entſeelt, gleich dem Steine zu ſeiner Seite; muß alſo nicht die Seele, wo nicht entflohen, wenigſtens ganz unwirkſam, während dieſes Zuſtandes, geblieben ſeyn?

Schon die Wiederbelebung des Körpers beweiſt, daß wenigſtens der Schluß von Nichtbeobachtung der Lebensbewegungen auf Nichtdaſeyn derſelben gänzlich falſch ſey. Aber eine Menge von Erfahrungen zeigt auch noch über dieß, daß die Seele in dieſem anſcheinenden Tode noch ganz wirkſam ſeyn könne. Ich ſelbſt habe eine Frau gekannt, die an einer großen Krankheit darnieder gelegen war, und in der andern Woche an derſelben geſtorben zu ſeyn ſchien. Schon war der Tag der Leiche vorhanden, ſchon alle ihre Freunde verſammelt, und eben ſollte ſie in den Sarg hineingelegt werden, als eine ihrer Freundinnen, unfähig ſich von der Geliebten ihres Herzens zu trennen, in dieſem ſchrecklichen Augenblicke ſich mit Heftigkeit auf den erblaßten Körper hinwarf, und mit ſreudigem Schrecken noch Athem bemerkte.

te. Bald ward dann die Todtgeglaubte ganz zu sich selbst gebracht, und erzählte, daß sie, obgleich jedes andern Sinnes, und jeder freywilligen Bewegung beraubt, doch alle Worte der Anwesenden, die Zubereitung zu ihrer Leiche, die Klagen ihrer Freunde, das Vorlesen ihrer Leichengedichte, gehört, und sich aufs äußerste, wiewohl umsonst, bemüht habe, irgend eine Bewegung zu machen, um ihren Freunden ein Zeichen des Lebens zu geben. Aehnliche Erfahrungen führt Unzer im Arzt und mehrere andere an; kurz, auch beym Scheine eines gänzlichen Stillstandes des Körpers und der Seele können doch beyde in Thätigkeit seyn.

Wie aber, wenn auch das Zeugniß fremder Zuschauer keinen gültigen Beweis abgiebt, bestättigt nicht die eigene Erfahrung der Unglücklichen, die der Starrsucht, oder andern ähnlichen Zufällen unterworfen sind, das fremde Zeugniß? Denn die letztern erinnern sich gewöhnlich nach ihrem Erwachen nicht der geringsten Spuren eines während des Paroxism gelebten Lebens, nicht der schwächsten Empfindung oder des dunkelsten Gedanken.

Nie-

Niemals iſt es erlaubt, aus Mangel der Erinnerung einer Vorſtellung auf das Nichtdaſeyn derſelben zu einer gewiſſen Zeit zu ſchlieſſen. Ohne mich itzt in die Theorie des Gedächtnißes zu verlieren, die viele Gründe angiebt, warum wir auch wirklich gehabte Vorſtellungen im folgenden Augenblicke uns nicht mehr erinnern, berufe ich mich nur auf die mannigfaltigen Beyſpiele der Schlafwanderer, der Träumenden, der Raſenden, der im tiefem Nachdenken Begrabenen, die alle während ihres Paroxismus ſehr viele und auffallende Handlungen verrichten, ohne ſich im Augenblicke des Erwachens auch nur des geringſten zu erinnern.

Ich hoffe nicht, daß man das, was der Starrſucht eigen iſt, nämlich das Erwachen mit gleichem Worte, mit dem man eingeſchlafen, als einen Beweis für das gänzliche Aufhören der Vorſtellungen anführen werde, denn man würde ſonſt die Erklärung, die man erſt ſuchen ſoll, vorausſetzen.

Laſſet uns nun die entgegengeſetzte Meynung in Betrachtung ziehen.

Die

Die Idee von Kraft bilden wir aus den wahrgenommenen Wirkungen durch Verstand und Dichtkraft. Jener bringt mit sich, daß wir das, was in unsern Ideen und Urtheilen wahrgenommen wird, in die Dinge selbst übertragen, und dann: daß wir nie etwas denken, nie irgend einem Urtheile unsern Beyfall geben, ohne einen Grund zu haben; er nöthigt uns also durch die Anwendung dieser beyden Gesetze, indem wir nämlich das, was nur vom Anschauen gewisser Wirkungen oder Erscheinungen gilt, (nichts ohne Ursache zu glauben) auch dem angeschauten beylegen, bey jeder Wirkung zugleich eine entsprechende Ursache, eine sie hervorbringende Kraft, anzunehmen. Zu gleicher Zeit zeugt die Dichtkraft aus dem Stoffe des während, und aus dieser Operation entstandenen Zustandes ein angemessenes Bild, das nun dem selbstgeschaffenen Objekte untergelegt wird. Durch gleiche Kräfte und nach gleichen Gesetzen bilden wir auch die Idee der Existenz, des Raums u. d. gl. Aber stäts gewohnt, alles abgesondert zu betrachten, was wir auch beysammen gefunden, vergessen wir bald diesen Ursprung, und nehmen Kraft ohne Wirkungen, Raum ohne Körper an.

Schon dieser Ursprung der Ideekraft ist hinlänglich, zu erweisen, daß wir nicht berechtigt sind, irgend eine Kraft ohne Wirkung anzunehmen, denn offenbar ist sie, als abgesondert von ihren Wirkungen betrachtet, bloßes Geschöpf unserer Seele, ja daß wir nicht einmal vermögen, eine Kraft, und also Existenz oder Substanz anders als durch die Wirkungen, die sie hervorgebracht hat, zu denken, so wenig als wir einen ganz reinen Raum ohne alle Körper denken können.

Noch könnte man vielleicht antworten; gesetzt, daß die Seele, daß alle Substanzen stäts wirken müssen, so ists wenigstens doch genug, wenn nur Eine Seite beschäftigt ist: wie also, wenn diese Seite oder Richtung die Bewegkraft, nicht die Vorstellungskraft der Seele, wäre? Vorstellungskraft ist die wesentliche charakteristische Kraft der Seele; auch kömmt, so viel wir wissen, nie eine Bewegung durch die Seele zu Stande, ohne mit Hilfe der Vorstellungskraft, mit der jene daher auch ab- und zunimmt; es muß daher entweder die Vorstellungskraft allein, oder beyde zugleich, und also in allen Fällen die Vorstellungskraft es seyn, die in Wirksamkeit erscheint.

Die

Die Betrachtung des Körpers iſt dieſer Meynung von fortdauernder Wirkſamkeit auch gar nicht ungünſtig; die Lebensbewegungen hören niemals auf, und da mit dieſen die Hirntheilchen in ſtäter Verbindung ſind, ſo iſt wahrſcheinlich, daß auch die Bewegungen des Hirns nie ganz aufhören; ſind aber dieſe vorhanden, ſo wecken ſie, auch wenn ſie noch ſo gering ſind, in der itzt gänzlich unbeſchädigten Seele, Eindrücke.

Einen neuen Grund aus der Starrſucht ſelbſt werden wir unten anführen.

Die Vermuthung, auf die uns die bisherigen Schlüſſe geführt, wird durch die Beyſpiele beſtättigt, in denen die Starrſüchtigen, ſo wie andere an ähnlichen Uebeln daniederliegende, ſogar reden. Hamb. Magaz. 7 B. erſtes Stück, p. 2. Eine Magd von 20 Jahren fiel oft in gänzliche Starrſucht; im Anfange war ſie ſtets unempfindlich und unbeweglich, aber nach einiger Zeit ſchlug ſich ein neuer Zufall hinzu, der ihr wohl fünfzigmal begegnete.

Im Anfange und Ende derselben hatte sie die vorige Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit; aber die Zwischenzeit, welche zuweilen vom Morgen bis an den Abend dauerte, ward ganz anders zugebracht. Sie erstarrte, wie sonst, aber nach 5 oder 6 Minuten fieng sie an zu gähnen, richtete sich im Bette auf zu sitzen, und fieng folgendes Schauspiel an: „Sie redete mit einer Munterkeit des Geistes, die sie außer diesem Zufalle niemals hatte, da sie sehr niedergeschlagen und furchtsam war. Was sie redete, das hieng mit dem zusammen, oder war eine Folge von dem, was sie im vorigen Zufalle geredet hatte, oder wiederholte von Worte zu Worte eine Katechismus-Lehre, die sie des Abends vorher angehört hatte, u. d. gl.; bey allem diesem wachte sie nicht auf, und wußte auch beym wirklichen Erwachen kein Wort von allem, was sie gethan".

Wir glauben nun die erste Frage beantwortet, und mit überwiegender Wahrscheinlichkeit dargethan zu haben: daß die Seele in jedem Zustande zu denken fortfahre.

II.

Noch schwerer scheint die zweyte Frage: Was denkt sie? Unfähig in dem gewöhnlichen Zustande den Inhalt unsrer Gedanken zu entdecken, wie sollen wir ihn in diesem unbekanntesten und außerordentlichsten aller Seelenzustände ausspüren? Und doch ist vielleicht gerade das Außerordentliche dieses Zustandes zugleich das Mittel, seine Beschaffenheit zu enthüllen.

Ich setze erst bekannte Erfahrungen voraus.

So lange eine Idee lebhafter und reitzender, als alle übrigen, ist, so sicht sie unerschüttert in der Seele fest; der Gedanke der Geliebten herrschet allgewaltig in der Seele des Geliebten, des Geldes in dem Geizigen. Es sind mehrere Mittel, durch die eine Idee jenen herrschenden Grad der Lebhaftigkeit zu erhalten weis. Erst geschieht es durch die übermäßig große Lebhaftigkeit, mit der sie die Seele überfallen hat. Boerhave erzählte von einem Verwandten, der, als ihm ein schreckliches Gefängniß gezeigt wurde, in welches er zum Scherze hinein geworfen werden sollte,

plötz-

plötzlich in eine Raserey verfiel, in der er stäts nur jenes schreckliche Gefängniß vor sich sah, und in dasselbe hineingeworfen zu werden fürchtete.

Außer diesem ist es vorzüglich die Dauer einer Idee, die dieselbe so mächtig in uns einprägt. Ein Weib, die bis ins zwanzigste Jahr sehr verständig war, verfiel unter die Herrnhuther, derer Lieblings-Ideen sie so oft, und mit so viel Wärme, wiederholte, daß sie bald mit weiter nichts, als nur mit dem Worte: „Lämmlein", sich beschäftigen konnte, mit diesem Worte alle Fragen des Arztes beantwortete, und endlich ohne irgend eine andere Ursache blödsinnig wurde.

Eine besondere Anmerkung ist hier nicht zu übergehen.

Wenn die übrigen Ideen alle ganz geschwächt sind, so ist die geringste Lebhaftigkeit schon hinlänglich, der überwiegenden eine dauerhafte Gewalt zu verschaffen. In dem ganz Ermüdeten, kaum zu einem Gedanken sich Erhebenden, steht oft der Gedanke, den er zu dieser Zeit hat, lange unerschüttert fest.

Lasset

Lasset uns nun die Symptomen der Starrsucht betrachten, um zu erforschen, ob keine jener angezeigten Ursachen in derselben Statt finde.

Wenn wir auch nicht annehmen wollen, daß die Idee, an welcher man aufgehört hat, außerordentlich lebhaft und reizend sey, oder lange vorher der Gegenstand unserer Gedanken gewesen; so kann doch schon die Verwirrung, der Aufruhr der Seele, der vor dem Anfalle voraus zu gehen pflegt, eine außerordentliche Lebhaftigkeit jener Idee erzeugen, über der er uns zum erstenmale überfallen, eine Lebhaftigkeit, die noch mehr durch den Schrecken, den der Ueberfall macht, und der nun mit dieser Idee adsozirt ist, vermehrt wird. Werden dann ferner nicht die Hirntheile, die in dem Augenblicke des Ueberfalls in Bewegung gesetzt waren, (eben so wie in dem bewegten Wasser langsamer als in dem unbewegten ein Stillstand und Erstarrung erzeugt wird) weniger als alle übrigen in gänzliche Ruhe und Stillstand versetzt werden, und also, wenn auch einen noch so kleinen, doch einen größern Grad der Bewegung erhalten,

folg-

folglich die ihnen entſprechende Idee hervorſtechender als alle übrigen ſeyn?

Auch die zweyte Urſache der Herrſchaft einer Idee findet in der Starrſucht Platz. Jene vorausgehende Verwirrung und überſpannte Lebhaftigkeit hat nämlich oft noch eine andere Folge: Die Wiederholung derſelben Idee, die im Augenblicke der Ueberſpannung in der Seele wohnte.

Es iſt ſchon bemerkt worden, wie ſehr die Bewegung einiger Theilchen zur Zeit der erfolgenden Unbeweglichkeit, die jenen entſprechenden Ideen überwiegend mache, und daß alſo auch die dritte Urſache hier Einfluß äuſſere.

Die Erfahrung muß es lehren, wie weit nun um aller dieſer Urſachen willen die Dauer einer Idee ſich erſtrecken könne. Burke vom Schönen und Erhabenen p. 114. Es iſt eine bey Wahnwitzigen ſehr gemeine Erſcheinung, daß ſie Tage und Nächte, zuweilen ganze Jahre, mit beſtändiger Wiederholung derſelben Sentenz, einerley Klagen, oder einerley Liedes zubringen.

Auch

Auch die zweyte Frage iſt alſo nun mit einiger Wahrſcheinlichkeit beantwortet: „Die Seele denkt während des Paroxismus die Idee, über der ſie überfallen worden

Alle jene Urſachen können indeß mehr oder weniger Statt finden; dann iſt es entweder nur jener einzige Gedanke, oder auch mehrere, aber mit dieſem genau verbundene, bald aber gar auch ſolche, die nicht gerade mit ihm in Verbindung ſtehen, gedacht.

Doch mit dieſen haben wir itzt ſo wenig, als mit der allgemeinen Unterſuchung, ob die Kraftäußerung während dieſes Zuſtandes erhoben oder geſchwächt ſey, oder mit Beantwortung der Frage, wann wir im Paroxismus reden oder nicht reden, uns zu beſchäftigen.

III.

Die dritte Frage iſt nun nicht mehr ſchwer zu entſcheiden.

Brütet die Seele ſtäts über Einem Gedanken, mit was ſoll ſie erwachen, als mit dem-

demselben, und welches kann also ihr erstes Wort seyn, als der Ausdruck desselben?

Die Phantasie ruft sogleich in dem Augenblicke des Erwachens, und also, noch ehe wir reden, nach ihren gewöhnlichen Gesetzen, neue Gedanken; auch erinnern wir uns, daß wir jenen ersten schon vor dem Augenblicke des Einschlafens, (denn der letzten Idee, über der man überfallen worden, erinnert man sich oft noch) ausgedrückt, und erkennen zugleich, daß wir zur Erhaltung unserer Absichten nun den neuen ausdrücken müssen; daher, oder auch nur, weil der erste zu schnell verschwunden, fangen wir die Fortsetzung unserer Rede oft nicht mit dem schon ausgesprochenem Worte, mit dem wir zu reden aufgehört haben, sondern mit dem an, das ihm nach den Gesetzen der Phantasie und des Verstandes nachfolgt.

In den übrigen Fällen erwachen wir freylich, wie Theorie und Geschichte lehrt, nicht auf diese Weise.

Diese ganze Theorie wird nun auch noch durch einige Umstände klar.

Wir haben oben schon die Bemerkung gemacht, daß Wahnwitzige nicht selten Stunden, Tage, Monathe lang, ein Wort wiederholen; nun ist aber der Wahnwitz mit der Starrsucht oft genau verbunden, so, daß z. B. im Jahre 1724 ein alter Mann einen Tag die Starrsucht, den andern den Wahnwitz, den dritten ein viertägiges Fieber, und den vierten wieder die Starrsucht hatte. Auch die Starrsüchtige, von der wir oben gesprochen, hatte Anfälle des Wahnwitzes während ihres Paroxismus, wiewohl freylich nicht gerade dessen, der über eine Idee brütet.

Die nähere Betrachtung der Starrsucht selbst führt uns endlich auf eben diese Hypothese. Die Bewegungen und Empfindungen hören entweder gänzlich auf, oder sie dauern fort. Jener Fall ist nicht wahrscheinlich, weil die Lebensbewegungen wenigst nicht ganz aufhören können, auch alles oben angeführte dagegen streitet. Außer diesem würde dann, um zu erwachen, das nach dieser Meynung ganz unbewegte Hirn durch eine neue Kraft in Bewegung gesetzt werden müssen; aber was theilt ihm diese Bewegung mit? Und warum diesem Theilchen gerade, bey dem wir aufgehört,

hört, oder dem nachfolgenden zuerst, da doch diese, so gut als andere, ganz unbeweglich geworden? Oder, wenn ihr auch schon etwas gefunden, durch das die Unbeweglichkeit, und zwar zuerst an diesem Orte, aufhört; so kann dieses wenigstens keine äußerliche oder innerliche Ursache seyn, die dem Hirne sinnliche Eindrücke giebt; denn es sind ja auch Einbildungen, abstrakte Ideen, die wir zuerst denken, und also nicht solche, die wir einem äußerlichen sinnlichen Eindrucke in das Hirn zu danken haben; wie soll aber die Phantasie eher als die Sinne aus dem Zustande des Nichtwirkens empor gehoben werden können? Alle diese Fragen setzen wenigstens in große Verlegenheit. Wenn man annimmt, daß die Seele und das Hirn während dieser Zeit von Ideen eingenommen gewesen, wie war es möglich, daß die Seele gerade über der Idee, über der sie überfallen worden, wieder erwacht, im Falle andere als diese indeß in ihr herrschten.

Man hat aus den Erscheinungen der Starrsucht schon längst den Schluß gemacht, daß sie gänzlich von der Aufhebung eines körperlichen Mechanismus abhänge, und daß also

so

so die Seele in allen ihren Verrichtungen vom Körper abhange, ja gar selbst nichts anders sey, als Körper. Wenn auch die angeführte Erklärung nur Hypotese ist, so ist sie wenigstens nicht unwahrscheinlicher, als diejenige, die alles Denken durch Aufhebung des Mechanismus aufhebt, und aus Wiederherstellung des Mechanismus wieder herstellt, und erweißt also zur Genüge, daß jene obigen Schlüsse zu voreilig gemacht worden. Aber selbst, wenn alles von diesem Mechanismus abhängt; so folgt daraus weder die Materialität der Seele; denn auch eine immateriele Seele könnte aufhören zu wirken, wenn das Instrument verstimmt wäre, noch selbst das Aufheben des Denkens mit dem Aufhören des Körpers, wenigstens wenn von einem künftigen Leben die Rede ist; denn eine neue Bestimmung kann auch neue Instrumente gewähren, oder ein jedes Instrument entbehrlich machen.